

6276

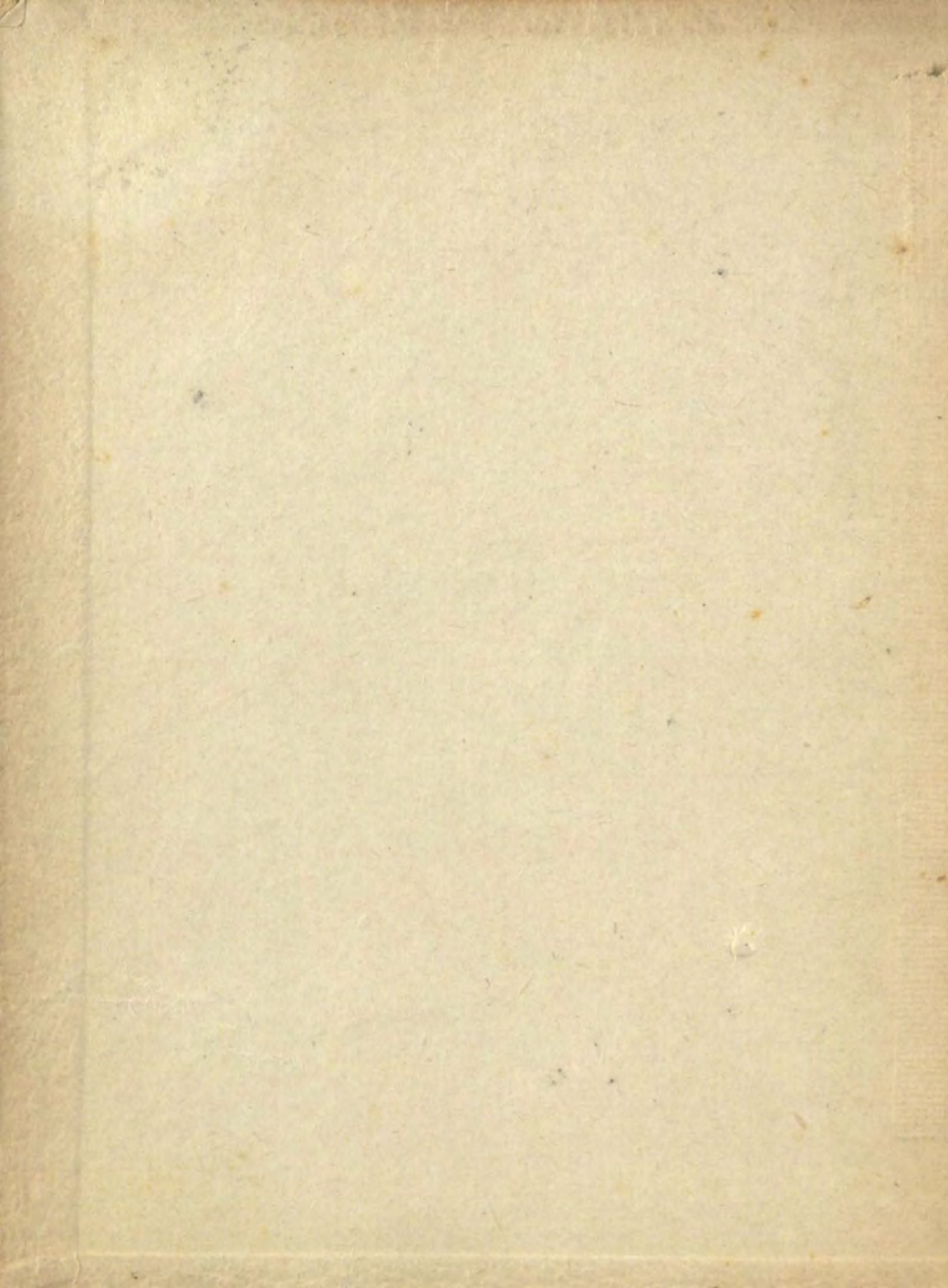
Das Königreich
Galizien und Lodomerien
und das
Herzogthum Bukowina.

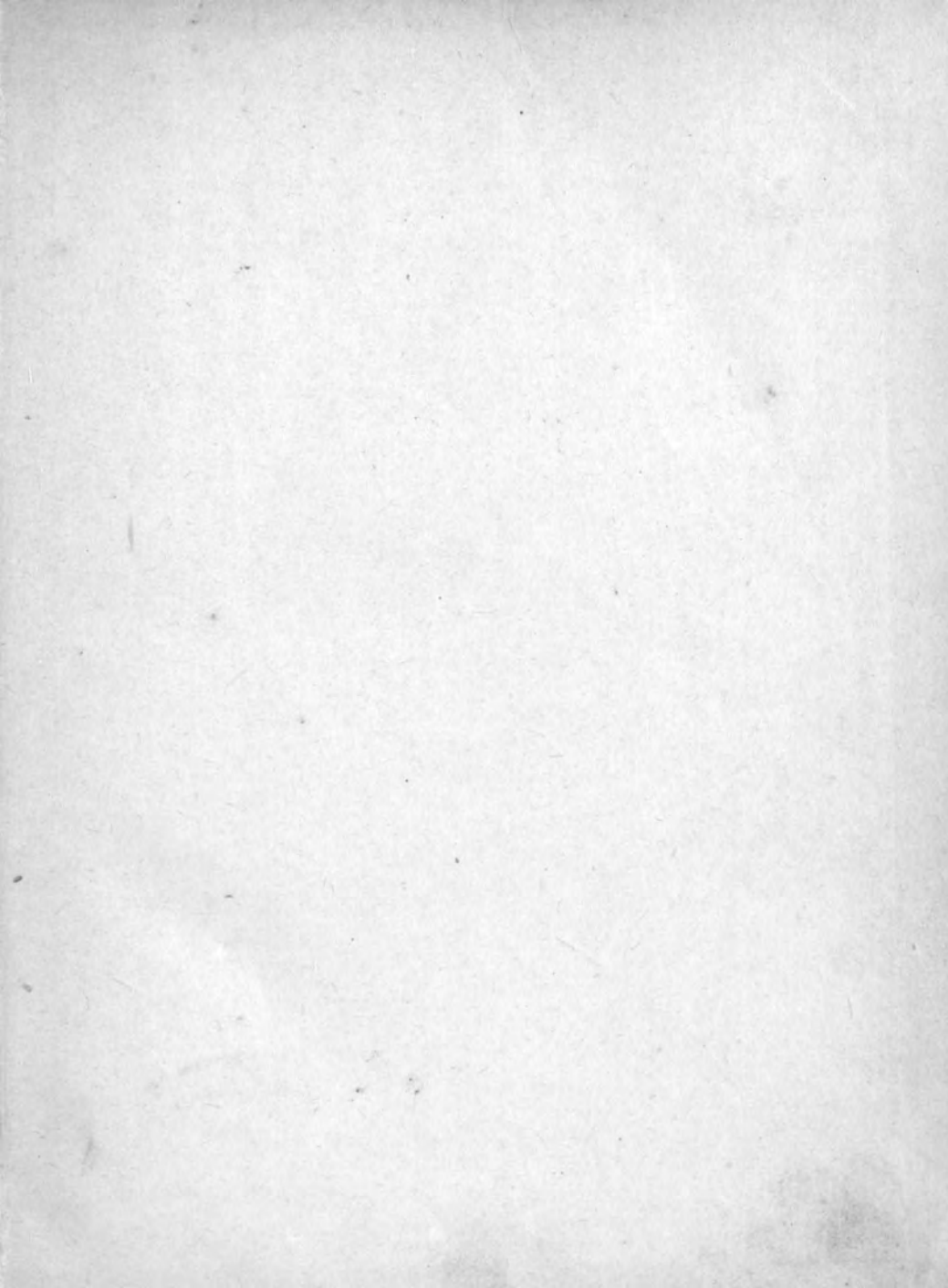
Geschildert von
Julius Jandaurek.

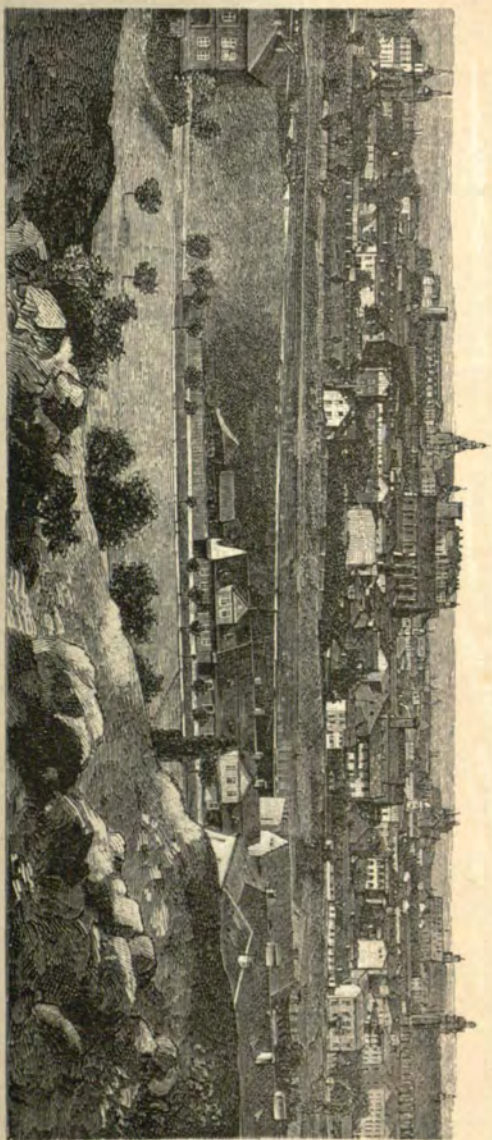


Wien,
Verlag von Carl Graeser & Co.









Ansicht von Krakau.

Das Königreich
Galizien und Lodomerien
und das
Herzogthum Bukowina.

Geschildert von
Julius Tadaurek,
weil. k. k. Gymnasial-Professor.



Mit zahlreichen Abbildungen und 3 Vollbildern in Fardruck.

Wien 1884.
Verlag von Karl Graeser.
I. Akademiestraße 2 b.

Mr. Now.

6176



908(438.32/.34)"18"



Das Königreich Galizien und Lodomerien.

I. Geschichtliche Übersicht.

Krakus und Wanda. — Die ersten Piasten. — Boleslaw I. — Der heil. Adalbert. — Kasimir und Boleslaw II. — Boleslaw Schiefmund. — Der Mongolensturm. — Wladyslaw der Ellenkurze. — Kasimir der Große. Erwerbung Ostgaliziens. — Das Haus Anjou. — Die Jagellonen. — Stephan Bathory. — Das Haus Wasa. — Johann Sobieski. — August II. und III. — Stanislaw August. Die Theilungen Polens. — Die polnische Gesellschaft zur Zeit der Theilungen. — Galizien bei Österreich.

ie ältesten Sagen der Slaven an der obern Weichsel schließen sich an Krakau und seine Umgebung an. Hier soll einst Krakus, nach Tödtung eines scheußlichen Drachen, den Grund zu der Stadt Krakau gelegt haben und sein Bild schimmert aus dem Dunkel der Jahrhunderte als das eines weisen, gerechten und von seinem Volke hochgeehrten Regenten hervor. Um das Andenken seines Stifters zu ehren, errichtete Krakau auf den Anhöhen im Süden des Weichselsefflusses einen mächtigen Gedächtnishügel.

Nach dem Tode des Krakus übernahm seine Tochter Wanda, eine hochbegabte und liebreizende Jungfrau, die Herrschaft über das Land. Da fanden sich in Krakau gar viele Fürsten ein, die um die Hand der holden Fürstentochter warben, aber Wanda wies alle Anträge zurück, indem sie den jungfräulichen Stand allem andern vorzog. Unter den Freiern befand sich auch ein deutscher Fürst, namens Rüdiger, ausgezeichnet durch hohe Geburt und Glücksgüter aller Art, dazu noch Grenznachbar der Wanda. Als dieser endlich sah, daß weder Bitten, noch Geschenke, noch Drohungen den beharrlichen Sinn der schönen Wanda zu seinen Gunsten zu wenden

vermochten, zog er mit einem Kriegsheere gegen Krakau heran, um mit Gewalt das zu erzwingen, was seine Bitten zu erlangen nicht vermochten. Aber Wanda verlor keinen Augenblick ihr heldenkühnes Herz; sie sammelte eilig auch ihre Kriegescharen, zog dem Rüdiger schlahtbereit auf offener Wahlstatt entgegen und ordnete die Ihrigen zum Angriff. Die deutschen Ritter jedoch, von der wunderbaren Schönheit der ihre Streiter ordnenden Jungfrau wie von einem mächtigen Zauber gefangen, begaben sich zu Rüdiger, nannten den ganzen Kriegszug ungerecht und gottlos und erklärten schließlich rundweg, sich an dem Kampfe nicht theilnehmen zu wollen. Vergebens redet ihnen Rüdiger zu, umsonst sind seine Versprechungen, fruchtlos seine Drohungen und so vom Doppelschmerze der Verschmähung und der Verlassenheit ergriffen, stürzt sich der Unglückliche in sein Schwert. Wanda aber schloß mit den deutschen Rittern Frieden und führte ihr Kriegsvolk in feierlichem Aufzuge nach Krakau, wo glanzvolle Festlichkeiten abgehalten wurden. Um aber ihrem Volke für alle Zukunft das Glück und das Wohlergehen zu sichern, beschloß die Hochherzige sich selbst den unsterblichen Göttern zum Weisopfer zu bringen, von welchem Entschlusse sie weder Bitten noch Thränen abziehen vermochten, und nachdem sie den Göttern ein großartiges Brandopfer von Thieren dargebracht hatte, stürzte sie sich, blumenbekrönt, von der Brücke in den Weichselstrom, dessen Wellen sie begruben.

Der Leichnam der Fürstin wurde an den Ufern des Flusses Dlubnia, ungefähr eine Meile von Krakau, begraben, die Begräbnisstätte durch einen ähnlichen mächtigen Grabhügel geehrt, wie der ihres Vaters Krakus und der bis auf den heutigen Tag nach ihr den Namen führt.

Aus diesem Dunkel der Sage traten die lechitischen Stämme, welche die heutige polnische Nation bilden, erst nach geraumer Zeit in das Licht der Geschichte und langsam wuchsen sie zu einem politischen Ganzen zusammen. Zu den Lechiten zählte man die Slaven an der obern Weichsel, welche damals den Namen „Weißhroboten“ führten, dann die an der mittlern Weichsel, oder die „Mazuren“, ferner die Slaven an der Oder, oder die „Schlesier“ und endlich die an der Warthe, oder die „Polanen“. Da im Laufe der Zeiten unter ihren Stammgenossen die Polanen die Obermacht erlangt hatten, so wurde ihr Name der gemeinsame aller lechitischen Geschlechter, während der Name der „Weißhroboten“ gänzlich verscholl. Dem Stamme der Polanen erblickte auch der Stammvater des ältesten polnischen Herrschergeschlechtes in Piast, einem Adersmanne, dessen strohgedecktes Anwesen an den Ufern des Goplosees, zu Kruszowica (in Posen), stand und den, wie die Sage berichtet, die Polanen wegen seiner seltenen Einsicht, Gerechtigkeitsliebe und Gastfreierheit um die Mitte des 9. Jahrhunderts zum Herzoge wählten. Während bei vielen Völkern die Dynastengeschlechter durch Großthaten der Gewalt und Eroberung, einem blutrothen

Monde gleich, in den Horizont der Geschichte traten, erschien die älteste Herrscherfamilie bei den Polen friedlich und schlicht, einem freundlichen Sternlein vergleichbar, und der Segen des Himmels thaute auch sichtbarlich über das Haus am Goplosee herab, so daß bald kein anderes Geschlecht unter den Polen ihm gleich geachtet war. Der vierte Piast, Herzog Miecyslaw I., heiratete 965 die böhmische Herzogstochter Dubrawa und trat zum Christenthume über, aber der eigentliche Begründer des polnischen Staates ist sein Sohn und Nachfolger Boleslaw Chrobry (992—1025). Dieser außerordentliche Mann vereinigte die Weißkrobaten, die unter böhmischer Hoheit standen, wieder mit Polen, drängte die Deutschen zurück, bekämpfte siegreich die Preußen und Pommeren und wandte sich im Sommer des Jahres 1018 gegen Osten, um dem Vorrücken der reußischen Macht Schranken zu setzen. Er traf das Heer des Großfürsten von Kijew Jaroslaw am Flusse Bug und während er den Übergang zu bewerkstelligen trachtete, ritt der reußische Wojewode Bnd hervor, spottete über des Polenkönigs Beleihtheit und rief herüber: „O wie wollte ich dieses Fasz mit meiner spitzen Lanze anzapfen!“ Darüber ergrimimte Boleslaw, stürzte sich in den Fluß, das Heer ihm nach und der unerwartete Angriff entschied rasch den Sieg. Das Heer der Reußen löst sich in wilde Flucht auf und nur mit vier Begleitern rettet sich Jaroslaw nach Nowgorod. Als Frucht des Sieges fällt Kijew, „die Mutter der reußischen Städte,“ den Polen in die Hände und als der Sieger am 14. August an der Spitze seines Heeres in die Stadt einzog, soll er, wie eine Sage berichtet, mit seinem Schlachtschwert, einem Geschenke Kaiser Ottos III., jenen berühmten Hieb auf die goldene Stadtpforte geführt haben, von welchem jenes Schwert den Namen „Szczerbic“, das schartige, erhielt. Jahrhunderte lang wurde es als Kleinod in dem Schatze zu Krakau aufbewahrt und alle späteren Könige wurden mit ihm bei ihrer Krönung umgürtet. Zwar gelang es den Polen nicht, für immer festen Fuß in Kijew zu fassen, aber auf dem Rückmarsche bemächtigte sich Boleslaw Rothkreuzens, mehr weniger des heutigen Ostgaliziens, das freilich nach seinem Tode wieder von Polen abgerissen wurde, um erst später bleibend mit diesem vereinigt zu werden.

Jetzt stand Boleslaw auf dem Gipfel seiner Macht. Vom Dnieper im Osten bis zur Elbe im Westen, von den Küsten der Ostsee bis zu den Karpatenbergen, war er jetzt unbestritten der mächtigste Herr, die Polen das vorherrschende Volk. Mit vollem Rechte nannte ihn die Nachwelt „Chrobry“, das ist „den Tapferen, den Kühnen, den Mann von großem Herzen“.

Auch im Innern war dieser kraftvolle Fürst sehr thätig. Er legte den Grund zu der so wichtigen Castellaneiverfassung, indem er in den Districten Burgen errichtete, wo die von ihm gesetzten Beamten Recht sprachen, den Heerbann ordneten und die königlichen Güter verwalteten.

Dabei war Boleslaw ein eifriger Christ, er errichtete Bisthümer, darunter das zu Krakau, und gründete Klöster, welche die ersten Keime der Cultur in den Boden setzten.

Die Hofhaltung Boleslaws trägt fast ganz den Charakter der Hoflager der in der deutschen und nordischen Sage auftretenden Heldenkönige. Da war jeder „Gast“, der in des Fürsten Dienste treten wollte, hoch willkommen; nicht ein Dienstmann, nein, ein „Sohn“ ward ein solcher von Boleslaw genannt und wenn irgendeiner derselben an seinen Pferden oder an andern Dingen einen Verlust erlitten, ward ihm dieser auf das reichlichste wieder ersetzt. Daneben fand man Vogelfänger und Jäger aus allen Nationen. Außer den Tischen für das gemeine Gefolge wurden täglich 40 Tafeln für die Vornehmen gedeckt. Auch die äußere Pracht, welche neben sonstiger Einfachheit und Noth des Lebens uns so befremdend in den altgermanischen Sagen entgegentritt, fehlte dem Hoflager Boleslaws keineswegs. Als im Jahre 1000 Kaiser Otto III. eine fromme Pilgerfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert, des „Apostels der Preußen“, ¹⁾ nach Gnesen unternahm, da man zufolge von Prophezeiungen mit banger Sorge noch in diesem Jahre den Untergang der Welt erwartete, wurde er von Boleslaw auf das glänzendste empfangen und sowohl der Kaiser als seine Ritterschaft auf das reichste beschenkt, so daß alles erstaunt war über den Reichthum und die Freigebigkeit des Polenkönigs. Bei dieser Gelegenheit trugen nicht bloß Vornehme, sondern auch der geringere Adel goldene Ketten von schwerem Gewichte und die am Hoflager erscheinenden Frauen waren mit goldenen Ketten, Armspangen und funkelnden Edelsteinen so reich und überladen geschmückt, daß sie, nur von andern gestützt, das Gewicht des Schmuckes zu tragen vermochten.

Es konnte nicht fehlen, daß so durchgreifende Neuerungen, wie sie Boleslaw in seinem Reiche getroffen, eine nationale Opposition hervorrufen mußten, welche offen zu Tage trat, sobald schwächere Hände die Zügel der Herrschaft faßten. Die neue Religion trat den religiösen Überlieferungen des Volkes feindselig gegenüber, zerstörte die alten Gebräuche und Volksfeste,

¹⁾ Den Versuch, an der nebeligen Bernsteinküste das Evangelium zu predigen, bezahlte der Heilige mit dem Leben. Ein heidnischer Priester stieß ihm am 23. April 997 den Wurfspeer durch die Brust. Seine Leiche wurde durch Boleslaw mit Gold aufgewogen und im Dome von Gnesen beigesetzt, wo der „Apostel der Preußen“ seinen ersten Cultus erhielt. Die Preußen, die damals an den Mündungen der Weichsel wohnten, waren noch Heiden und mehr mit den Litauern verwandt, als mit den Slaven. Nachhaltig wurde das Land erst durch das Schwert der deutschen Kreuzritter zum Christenthume bekehrt, die auf Einladung Konrads, des piastischen Fürsten von Masowien, um das Jahr 1230 hieher kamen und die einheimische Bevölkerung zum Theile ausrotteten, zum Theile germanisirten. Ungefähr seit dem Jahre 1280 bedeutet der Name Preußen das Land des deutschen Ritterordens, im weiteren Sinne also Deutsche. Auf der Stelle, wo Adalbert erschlagen sein soll, steht „das Kreuz an der Dsisee“ — ein melancholischer Hügel an einem immer melancholischen Meere.

schlug den heiligsten Gemüthsregungen und Jugendeindrücken tiefe Wunden, brachte manche drückende Einrichtung, wie den verhassten Kirchenzehent, und was vor allem verletzete, sie wurde durch fremde Männer verkündigt und kam öfters im Gefolge deutscher, feindlicher Heere. So vereinigten sich denn zwei tief in der Menschenbrust wurzelnde Gefühle: Vorliebe für den alten Glauben der Väter und Anhänglichkeit an das heimisch-nationale Wesen, zum Widerstande gegen die abendländische Cultur und deren Förderer, das polnische Fürstenhaus. Gleich nach dem Tode Boleslaws erhob sich gegen seinen Sohn und Nachfolger Miecyslaw II. († 1034) wie gegen seine deutsche Gemahlin Richeza wüthender Aufruhr. Richeza (Ryza), die nach dem Tode ihres Gemahls für ihren Sohn Kasimir die Vormundschaft führte, wurde sammt demselben aus dem Lande gejagt und eine wilde Anarchie brach über Polen herein. Diese Umstände suchte der streitbare Böhmenherzog Brzetyslaw zu benützen, er wollte Polen mit Böhmen vereinigen, um so dem deutschen Kaiserreiche ein mächtiges Slavenreich im Osten entgegenzusetzen; aber Kaiser Heinrichs III. scharfes Schwert zerschnitt das politische Gewebe des Böhmen. Die Herrschaft der Papien wurde in Polen wieder hergestellt und Kasimir durch eine polnische Gesandtschaft aus dem Kloster Clugni als Landesfürst zurückgeführt, in welches er inzwischen als Priester „Karl“ eingetreten sein soll. Lange widerstand er ihren Bitten, aber endlich siegten Berebtsamkeit und der Muttersprache süßer Klang über seine Bedenken und er verließ das mystische Jenseits, die Region sehnstüchtiger Pein, und stieg aus dem Himmel der Entsagung zu seinem Volke an der Weichsel hernieder. Benedict IX. entband ihn seiner Gelübde unter der Bedingung, daß jeder Pole einen Heller steuern mußte zur Erhaltung der ewigen Lampe des hl. Petrus in Rom, daß sich jeder Pole eine Tonsur am Wirbel scheren lasse und daß endlich der Adel bei hohen Festtagen bei Vorlesung des Evangeliums den Säbel ziehe.

Zum Danke für seine Wiedereinsetzung erkannte er die deutsche Oberhoheit an und arbeitete bis zu seinem 1058 erfolgten Tode eifrig an der Durchführung des Christenthums.

Sein Sohn Boleslaw II. (1058—1080) gieng andere Wege, er benützte die Wirren, die in Deutschland unter Heinrich IV. ausbrachen, um sich unabhängig zu machen, ja er ließ sich sogar von seinen Bischöfen krönen. Als er jedoch den Adel und den Clerus in ihren Rechten zu beschränken suchte, ward er verjagt. Sein jüngerer Bruder Wladyslaw Hermann (1080—1102) lenkte wieder in die Bahnen des Vaters ein, mußte aber den Königstitel aufgeben. Auf ihn folgte sein Sohn Boleslaw Schiefmund (1102—1139), einer der tüchtigsten und kraftvollsten Regenten Polens. Er behauptete sich glücklich gegen Kaiser Heinrich V. und führte wiederholt Kriege gegen Böhmen. Im Innern hielt er das alte Königsrecht aufrecht, nach welchem sich die landesfürstliche Gewalt über alle Einwohner

ausdehnte, über den Adel (Szlachta) sowohl als über die Bauern (Kmeten). Beide waren zu Kriegsdiensten verpflichtet, beide waren der Gerichtsbarkeit des Königs unterworfen, beiden waren Abgaben und Diensten auferlegt. — Bei seinem Tode theilte er Polen unter seine Söhne und führte das Gesetz ein, daß der Älteste der Familie als Großherzog die Einheit des Reiches repräsentiere. Dieses zwar gut gemeinte, in seinen Wirkungen aber unglückselige Gesetz führte zu unaufhörlichen Kämpfen der Theilfürsten um die Senioratswürde, so daß die durch diese Kämpfe erzeugte Schwächung der Fürstengewalt und die Stärkung des Adels und der Hierarchie den Hauptinhalt der polnischen Geschichte des 13. Jahrhunderts bilden.

Selbst das Hereinziehen deutscher Colonisten, die eine bessere Rechtsstellung forderten und erlangten, als jene der polnischen Kmeten war, verringerte die landesfürstliche Macht. Die Herzoge gestatteten ihnen die Beibehaltung des deutschen Rechtes, entbanden sie von den Landesgerichten und den Kriegspflichten, gewährten ihnen Zoll- und Marktfreiheit, erließen ihnen die schweren Abgaben und Dienste, die auf den Eingebornen lasteten und in den meisten Städten entstanden freie deutsche Gemeinden, die unter magdeburgischem Rechte lebten.

Was Wunder demnach, wenn bei dieser Auflösung der landesfürstlichen Macht Polen nicht im Stande war, seine hohe Aufgabe Europa gegenüber, ein starker Wall gegen das Barbarenthum des Ostens zu sein, zu erfüllen und jene gewaltige Völkerbewegung aufzuhalten, welche von den Landschaften Hochasiens ausgieng und später auf Osteuropa Jahrhunderte lang den entschiedensten Einfluß übte! Ich meine jenen entsetzlichen Mongolensturm, der, sich unter Batu und Batai Chans Führung über das südliche Rußland heranwühlend, die Eroberung des europäischen Westens bezweckte. Über 500.000 Reiter zogen auf kleinen, mageren, aber ausdauernden Rossen, mit Lanzen, Bogen, krummen Säbeln, kleinen, von Weiden geflochtenen Schilden und die Reicherer unter ihnen auch mit Schienenpanzern von Leder oder Eisen für Mann und Pferd ausgerüstet, in Begleitung eines zahlreichen Troßes von Weibern, Kindern, Sklaven und Herden, zur Eroberung des Westens aus. „Wie im Herbst die Blätter,“ sagt ein Zeitgenosse, „so sanken die Völker rechts und links unter den Pfeilen und Lanzenstößen der Nomaden.“ Durch vierzigjährige Kriege in Asien in den Listen und Künsten des Krieges hoch erfahren, überfielen sie Burgen und Städte gewöhnlich zur Zeit, wann sich ihre Bewohner im ersten Schlafe befanden oder sie benützten beim Sturme auf Städte ihre Überzahl, indem sie ununterbrochen, Tag und Nacht, durch Abtheilungen, die sich ablösten, den Sturm fortsetzten, während die Vertheidiger, nicht abgelöst, vor Schwäche zusammenbrachen. Der Vorpostendienst war bei ihnen geordnet und Rundschaffter giengen immer ihren Heereszügen voran. Sie zerstreuten sich in kleinere Schwärme, theils der Herbeischaffung der Lebensmittel halber, theils um

den Feind im Ungewissen zu lassen, wo man es auf den Hauptangriff abgesehen habe, zu welchem letzterem Zwecke sich wieder die einzelnen Schwärme vereinigten. Nachts verständigten sie sich durch Feuersignale. Auch ihre Kampfweise war jener des europäischen Adels weit überlegen. Während sich dieser in der Form eines plumpen Klumpens blindlings auf den Gegner stürzte, wo sich dann die Schlacht in lauter Einzelkämpfe auflöste, theilten die Tataren ihre Kriegsscharen in zwei Treffen, von denen das erste gewöhnlich aus Kämpfern anderer Nationalitäten bestand und dem ersten Ansturm des Feindes ausgesetzt ward. Während sich der Feind mit diesen herumschlug, trachtete unterdessen das zweite, aus Tataren bestehende Treffen, den Feind zu überflügeln, um ihn dann von allen Seiten zugleich fassen zu können. Das erste Treffen fängt jetzt scheinbar oder gezwungen zu fliehen an, der Feind verfolgt die Fliehenden und zerstreut sich und das ist nun der erwartete Moment für die Tataren, von allen Seiten hervorzustürzen, und es beginnt nun jener als „Tatarentanz“ bekannte Kampf, wo der Gegner, bald von da, von dort angegriffen, in eine kreisende Bewegung geräth.

In ihren Lagern hörte man sein eigenes Wort nicht, da die Masse von Pferden und Kameelen, von Karren mit Weibern und Kindern, ein betäubendes Geräusch verursachte. Gegen einander waren die Tataren gütig und wohlwollend, gegen andere aber von einer wilden Grausamkeit, die an den Qualen des Opfers ihre Freude findet. Schinden, Pfählen, Holzkeile hinter die Nägel treiben, war bei ihnen nichts Seltenes und man will bemerkt haben, daß die Weiber noch bössartiger gewesen wären als die Männer, insbesondere gegen gefangene Personen ihres eigenen Geschlechtes.

So beschaffen war der Feind, der jetzt, nach schrecklicher Verwüstung Rußlands, gegen Galizien und Ungarn heranzog. Die Polen stellten sich zur Wehre am Sonntage vor dem Palmsonntage des Jahres 1241 bei Chmielnik, unweit von Szydlów, erlitten aber eine vollständige Niederlage. Die beiden Wojewoden Włodzimierz und Paksław, die Castellane Kłimunt und Raciborowicz und eine große Zahl vom Adel bedeckten das Schlachtfeld. In alten Kirchenkalendern sind unter dem Datum des Chmielniker Schlacht-tages die Namen der Helden mit dem frommen Zusatze eingetragen: Oretur pro eis.

Nach dieser Niederlage gab es niemanden, der den Mongolen hätte den Besitz von Kraßau wehren können. Der eigentliche Landesherr war damals der ritterliche Herzog Heinrich der Fromme, der in seinem väterlichen Fürstenthume Breslau unter die Kreuzesfahne ein Heer aus Schlesiern, Polen, deutschen Ordensrittern und andern hochgefinnten Männern sammelte, um die heiligsten Güter der Menschheit gegen diese asiatischen Unholde zu vertheidigen. Das arme Volk lief in das Gebirge, barg sich in Wäldern

und versteckte sich in Sümpfen, die Vermögenden fuhren mit ihrer Habe nach Mähren und noch weiter und nur eine Handvoll Menschen blieb in der verlassenen Hauptstadt zurück und befestigte in Eile die St. Andreaskirche, ein altes festes Gebäude in byzantinischem Stile mit starken Mauern und dicken Wölbungen, und erwartete mit der Resignation der Märtyrer den Heranzug der Heiden. Am 24. März, einem Sonntage, traf Batu Chan vor Krakau ein. Die Stadt war verlassen und niemand ward angetroffen, als ein Askete, der, halb eingemauert, hinter dem Eisengitter einer einsamen Zelle den schweren Büßungen, wie sie jene Zeiten aufweisen, oblag und nur von zufälligen Almosen lebte. Die Größe dieser Selbstentäußerung erregte in dem Mongolenchan Bewunderung, er schenkte ihm das Leben. Um so heftiger befahl er dagegen die Andreaskirche zu stürmen, von der er vermeinte, daß sie das Schatzhaus der Herrscherfamilie wäre. Doch sowohl die Verzweiflung der Vertheidiger als das geringe Geschick der Mongolen in der Belagerungskunst wies die ersten Stürme zurück und da Batu nicht längere Zeit bei der Belagerung der Kirche verlieren wollte, ließ er die Stadt anzünden und verließ unter dem erschütternden Triumphgeheul der Seinigen den Ort.

Die Augen von ganz Europa waren jetzt auf den Pfaffen, den Herzog Heinrich, gerichtet, der sich, hochgestimmt, der Barbarenflut entgegenstellte, aber auf der Wahlstatt bei Liegnitz ließ der ritterliche Herzog sein Leben. Die Niederlage der Christen war noch viel größer als jene bei Chmielnitz; doch setzten die Mongolen ihren Zug nicht fort, sondern vereinigten sich mit dem Hauptheere, welches mittlerweile Ungarn zur Wüste, zum weiten Leichenfeld gemacht hatte. Endlich verließen sie freiwillig den Westen von Europa und eilten, theilweise durch Galizien, wieder zum Don und zur Wolga zurück.

Aber auch nach der Entfernung der Mongolen dauerten in Polen die Theilungen und Zwistigkeiten fort. Da trat Wenzel II. von Böhmen als Kronprätendent auf und ließ sich zum Könige von Polen krönen, während der Pfaff Wladyslaw Lokietek (der Ellenlange) als Kapuziner verkleidet aus dem Lande floh und als Pilger in Rom den Segen des heiligen Vaters ersuchte. Aber mit dem reichen, furchtsamen Wenzel, der sich bei Herannahendem Gewitter in einen Reliquientasten vertrocknete und beim Anblick einer Raze ohnmächtig wurde, der sich, um mit Dante zu reden „in Appigkeit und Trägheit weidete,“ war den Polen auch nicht geholfen und nach seinem Tode und der Ermordung seines Sohnes Wenzel III., eines in Schwelgerei und Sinnengenuß verstrickten Fürstenknaben (1306), bestieg Wladyslaw Lokietek den Fürstenthron in Krakau (1306—1333). Von dem Augenblicke an datiert auch die Neubildung des polnischen Staates, und der Kern des Reiches, zu dem der Grund durch Boleslaw Chrobry gelegt worden war, befand sich nun nach Jahrhunderten wieder in einer Hand,

die entschlossen war, ihn auch festzuhalten. Der nationale Sinn fieng an zu erstarken und indem er sich an Wladyslaw Lokietek anklammerte, stärkte und festigte er auch dessen Macht. Hoch und niedrig sah ein, daß es einer einheitlichen Spitze bedürfe und daß diese mit dem Nimbus und der Weihe einer vom Papste legitimierten Krone geschmückt sein müsse. Mit Zustimmung des Papstes Johann XXII. ließ sich auch Lokietek durch den Metropolit Janisslaw von Gnesen feierlich in der Kathedralkirche zu Krakau als König von Polen krönen. Lokietek that viel zur innern Ordnung des Reiches und dabei war ihm auch das Glück hold. Die Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Karl Robert von Ungarn knüpfte zwischen den Herrschern ein inniges Verhältniß, das über das Leben der beiden Könige hinausreicht und selbst die Völker einander näher brachte. Ihm folgte der letzte Piast Kasimir der Große (1333—1370). Dieser brachte das Fürstenthum Halicz (Ostgalizien) an sein Land, welches von nun an, mit einer kurzen Unterbrechung unter Ludwig von Ungarn und Polen, der Ostgalizien als zur ungarischen Krone gehörig betrachtete, bis zur Theilung Polens bei diesem Staate blieb. Hier dürfte es am Platze sein, einiges über die frühern Schicksale dieses Landes nachzuholen.

Der Fluß San trennte schon in den ältesten Zeiten Angehörige des polnischen und des ruthenischen Stammes. Die Ruthenen bewohnten seit vorhistorischer Zeit die südliche Hälfte der großen sarmatischen Tiefebene und ihre Niederlassungen reichten vom finnischen Meerbusen bis zum schwarzen Meere und von den Karpaten und dem Sanflusse bis über den Dnieper hinaus, während in der nördlichen Hälfte der besagten Tiefebene vom Ural bis an den finnischen Meerbusen und die Ostsee finnisch-uralische Stämme hausten, deren Reste noch heutzutage sowohl im äußersten Westen, z. B. in Finnland, als auch im Osten ihrer ursprünglichen Heimat, d. i. am Ural, fortleben. Der innern Zwietracht und des Haders müde, sowie auch geängstigt durch immer häufiger wiederkehrende Einfälle von außen, schickten nun die in verschiedene Stämme zerplitterten Slaven, die Vorfahren der Ruthenen, Gesandte nach Scandinavien, um sich bei den kriegerischen Normannen, die sie am finnischen Meerbusen kennen gelernt hatten, einen Fürsten zu erbitten. Es kamen wirklich Scandinavier, sogenannte Warego-Rossen, mit ihren Fürsten, unter denen Kurik († 879) der bedeutendste war, an und nahmen von den Burgen und Städten Besitz, die sie im Lande vorfanden, wie Nowgorod und Kijew, deren Entstehen in vorhistorische Zeit fällt. Die uralte republikanische, auf voller Autonomie eines jeden Gemeindefensens beruhende Verfassung der slavischen Bevölkerung wurde nach und nach aufgehoben und beseitigt und an ihrer Stelle die monarchische begründet. Wie Chlodwig bei den Franken, beseitigte Kurik in seiner neuen Heimat nach und nach andere Fürsten, — er und sein Nachfolger Oleg waren die Begründer Neuzens, eines einheitlichen, großen Staates im Osten Europas. Oleg war

derjenige, der auch das heutige Ostgalizien — damals Roth = Chorvathien genannt — diesem neubegründeten Reiche einverleibte. Land und Volk hieß nun *Reußen*, slavisch *Rus*. Kijew am Dnieper war die Residenzstadt der Fürsten dieses neubegründeten Reiches. Aus dem fürstlichen Gefolge, den scandinavischen Normannen, welche noch zuzeiten Wladimirs des Großen scharenweise aus ihrem eisigen Vaterlande herüberkamen, bildete sich der Kriegerstand aus, und im Laufe der Zeit der Adel, die sogenannten *Bojaren*.

Man hüte sich, in diesem vor 1000 Jahren von Kurik begründeten und von seinen Nachfolgern erweiterten Reiche „*Rus*“ — wir haben es *Reußen* genannt — den Anfang des heutigen russischen Reiches zu suchen und die „*Reußen*“ des 9. bis 12. Jahrhunderts, was die Nationalität betrifft, mit Russen zu bezeichnen. Wie gesagt, bildeten dazumal die Unterthanen der Kurikowicz den Kern aller Slaven, sie waren der zahlreichste unter allen slavischen Stämmen und bewohnten schon damals dieselben Landstriche, die ihre Nachkommen, d. i. die Ruthenen, oder Kleinrussen, wie man sie in gelehrten Abhandlungen zu nennen beliebt, noch heute inne haben, d. i. die Stromgebiete des Bug- und des Sanflusses, des Prut, des Dniester, des Bug und des Dnieper, sowie auch zum Theile das Gestade des schwarzen Meeres.

Bald wurde aber von den *Reußen* die Unterjochung und, was die Folge davon war, die Slavifizierung ihrer nördlichen, von ihnen durch unwegsame und düstere Wälder getrennten Nachbarn, Finnen, auch *Ezuden* genannt, in Angriff genommen und energisch durchgeführt. Aus der Vermischung der reußischen Colonisten und der finnischen Urbevölkerung entstanden nun die Russen, die russische Nationalität und Sprache. Es wiederholte sich hier also dieselbe Erscheinung, wie mit dem durch die Römer romanisierten Gallien und Spanien, nur daß jedes dieser drei Völker seinen besonderen Namen behauptete, die Italiener und die Spanier nach dem Lande, welches sie bewohnten, die Franzosen hingegen nach dem germanischen Stamme der Franken, der das Land in Besitz nahm. Dort im Osten Europas behielten auch jene neuen Fürstenthümer, die auf fremdem Boden entstanden, den Namen „*Rus*“, d. i. „*Reußen*“, obwohl hier eine von der ruthenischen grundverschiedene Nationalität entstand und sich eine von der ruthenischen grundverschiedene Volkssprache ausbildete. Ja noch mehr, diese, wie jene, gehörten derselben Kirchengemeinschaft, d. i. waren Angehörige der griechisch-orientalischen Kirche und hatten dieselbe Schrift- und Kirchensprache, die altslavische, in welche einst (im 9. Jahrhunderte) die beiden Slaven-Apostel St. Cyrill und Method die hl. Schrift und die rituellen Bücher aus dem Griechischen für die damaligen pannonischen Slaven übersetzt hatten. Im Laufe der Jahrhunderte wurde aber diese altslavische Sprache als eine abgestorbene immer mehr und mehr vergessen und corrumpiert, sie wurde im Süden immer mehr durch Ruthenismen, im Norden aber

durch Russismen depraviert, bis in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier und dort die beiden Volkssprachen als Literatursprachen zum Durchbruche kamen.

Dieselbe Bezeichnung nun für beide Nationalitäten, zumal auch die Religion und die Schriftsprache dieselbe war, veranlaßte sogar bei manchen Gelehrten, die mit diesen Verhältnissen nicht näher vertraut waren, den Irrthum, als ob die Bevölkerung der Ukraine, Podoliens oder Wolhyniens dieselbe wäre, wie die von Moskau oder von Twer. Wir brauchen nicht erst darauf hinzuweisen, daß die Linguisten und Gelehrten ersten Ranges, wie z. B. Dr. Miklosich oder der Russe Pypin, das, was wir hier erörtert haben, als unbestreitbar hinstellen, daß die historische Vergangenheit, die Volkssprache und die Volkslieder, Sitten und Gebräuche, das Temperament, der Charakter sowie die Anschauungen und die häuslichen Einrichtungen bei beiden Nationalitäten grundverschieden sind; hier sei nur erwähnt, daß diesen Unterschied jeder Fremde, auch ein Nichtslawe, sogleich wahrnimmt, wenn er aus einem Gebiete, welches von den Russen bewohnt ist, in ein von den Ruthenen bewohntes, oder umgekehrt, gelangt. Kurz gesagt, der Unterschied zwischen beiden ist fast ebenso groß, wie zwischen den Serben und Bulgaren, oder zwischen den Polen und den Czechen. Im Abendlande war man sich dessen bewußt schon am Ende des Mittelalters, seit der Zeit, als das erstarrte Rußland — das damalige Großfürstenthum Moskau — unter Iwan III. (1462—1505) das Tatarenjoch abgeschüttelt (1480) und der Großfürst sich den Titel eines „Caren von Gottes Gnaden und Alleinherrschers aller Rußen“ beigelegt hatte. Das zog nun zwei wichtige Folgen nach sich: erstens begann Rußland sich in die politischen Verhältnisse anderer europäischer Staaten einzumischen und in sie einzugreifen, und zweitens traten von nun an die Caren, als Nachkommen Ruriks, ganz offen mit Ansprüchen auf die alten „reußischen“ Länder auf, welche im Laufe der Zeit entweder an Polen oder an Litauen gekommen waren. So war also Rußland ein erklärter Feind des polnisch-litauischen Reiches, bis es ihm vor einem Jahrhunderte gelang, sein Ziel meistens zu erreichen (Theilungen Polens). Die Russen nannte man in Europa „Mosci“ oder „Moskowiter“, auch Großrussen, die Slaven bezeichnen hingegen Rußland mit dem Namen *Rossia* und den Russen nennen sie „*Rossianyn*“ oder „*Moskal*“. Der latinisierte Name *Ruthenus*, *Rutheni*, wurde von den mittelalterlichen Diplomaten erfunden und gebraucht, von dem Volke aber, das er bezeichnet, ebenfowenig adoptiert, wie der Name *Kandiot* von den Kretenfern. Der Ruthene heißt im Slavischen und nennt sich selbst „*Rusyn*“, oder „*Ukrainec*“, welcher zweite Name aber bis jetzt bloß ein Büchername ist.

Es sei hier noch erwähnt, daß man in Rußland consequent den Entschluß verfolgt, die Ruthenen zu russificieren. In der Schule wird

der Unterricht in den von den Ruthenen bewohnten Ländern nur in russischer Sprache ertheilt, in dieser Sprache darf nur in der Kirche gepredigt werden, die Amtssprache ist die russische und es darf in ruthenischer Sprache, obwohl sie seit jeher einen reichen Literaturschatz besitzt, kein Buch, nicht einmal der Text eines Volksliedes, gedruckt werden. Nichtsdestoweniger lebt das Nationalgefühl nicht nur in den höheren Classen der jenseits des Zbrucz wohnenden Ruthenen, sondern auch in den niederen Volkschichten ununterbrochen fort und die in lausenden Volksliedern wiederhallende Überlieferung an jene Zeit, da die Kosaken, die besten unter der ukrainischen Jugend, ihr Land und Europa mit ihrer Brust am sandigen Gestade des schwarzen Meeres oder auf diesem Meere selbst vertheidigten, hält ununterbrochen die Erinnerung in dem Ruthenen wach, daß es einst anders war, und daß er auch dazu berufen ist, in der Cultur mit anderen civilisierten Völkern Europas fortzuschreiten. Das kann aber nur auf eigener nationaler Basis geschehen. Vorderhand holen sich die jenseitigen Ruthenen geistige Nahrung bei ihren glücklicheren Brüdern, die österreichische Unterthanen sind. Der ruthenische Volksstamm zählt in Oesterreich und Rußland zusammen genommen 20 Millionen Seelen.

Daß die Ruthenen sich von den Polen noch mehr unterscheiden, als von den Russen, bedarf keines Beweises, da eine gegentheilige Behauptung heutzutage niemand aufstellen wird, der nur einigermaßen in der Völkerkunde bewandert ist.

Wladimir der Große (980—1015), ebenfalls ein Nachkomme Ruriks, wurde sammt seinem Volke von griechischen Priestern zum Christenthume nach orientalischem Ritus bekehrt, aber die Kirchensprache war hier nicht die griechische, sondern die altslavische, da man sich hier nicht des griechischen Originaltextes der hl. Schrift und der liturgischen Bücher, sondern der vor 100 Jahren von beiden Slaven-Aposteln verfertigten Übersetzung ins Altslavische bediente. Die russische Kirche theilte nun seit dieser Zeit das Schicksal der griechischen und harrete bei ihr auch im 11. Jahrhunderte aus, als der Bruch beider Kirchen, der abend- und der morgenländischen, entschieden war.

Nach dem Tode Jaroslaws des Weisen (1054), des Sohnes Wladimirs des Großen, folgten Theilungen auf Theilungen und es brach bald über Rußsen eine Zeit herein, welche an Greuelszenen und allen Schrecknissen der Bürgerkriege die der Karolinger noch übertrifft. Die Folge davon war allgemeine Schwäche nach außen, Verwilderung und Auflösung im Innern. Um das Jahr 1170 gab es schon 72 Theilsfürstenthümer.

Keines von ihnen erhob sich aber zu einer solchen Bedeutung, wie das Fürstenthum Rothreußen oder Halicz. Dieses stand bis zum Jahre 1199 unter der Dynastie der Rostyslawiczzen, seit diesem Jahre aber unter der Herrschaft eines anderen Zweiges des Hauses Rurik, d. i. unter

den Romanowiczzen (bis 1337). Es erwuchs aus zwei besonderen Theilfürstenthümern, aus Przemysl und Trembowla, nach deren Vereinigung der Fürstensitz nach Halicz verlegt wurde (1141). Der größte unter allen Landesfürsten war Daniel (1205—1264). Unter seiner Regierung gelangte das Land zu seiner höchsten Blüte; durch glückliche Kriege oder freiwillige Unterwerfung anderer Theilfürsten erweiterte Daniel die Grenzen seines Reiches von der Wislota und dem Sanflusse im Westen bis zum Dnjeper im Osten, und von der Narwa und dem oberen Niemen im Norden bis an das Gestade des schwarzen Meeres im Süden, so daß es fast alle noch heute von den Ruthenen bewohnten Länder, darunter Ostgalizien, Wolhynien, Podolien, Podlachien (Podlasie) und die Steppen an der nördlichen Küste des schwarzen Meeres umfaßte. Auch die Moldau war ein Theil dieses Reiches. Er glaubte sich durch den Anschluß an den Westen, d. i. an Polen und Ungarn, sowie durch die Union der griechisch-orientalischen Kirche mit Rom, wobei er sich jedoch die Unantastbarkeit des griechischen Ritus ausbedang, den von Osten anstürmenden Mongolen gegenüber kräftigen und seine Politik in neue Bahnen lenken zu müssen. Aus der Hand des Legaten des Papstes Innocenz IV. empfängt er im Jahre 1255 in Drohiczyn die Königskrone und legt sich den Titel „rex illustris Russiae“ bei. Er hebt Handel und Industrie, führt in sein Land Ausländer, Deutsche und Griechen, besonders Architekten, Bildhauer und Maler ein, baut neue Städte und Burgen, darunter Lemberg (oder Löwenburg zwischen 1255 und 1259) und Chelm (polnisch Chelm) und nimmt sogar an dem österreichischen Erbfolgestreit als Verbündeter Belas IV. und als Gegner Ottokars II. und zwar in Schlesien und in Österreich mit Ruhm, aber ohne Erfolg thätig theil.

Aber alles, was er vollbrachte, hatte keinen dauerhaften Bestand, weil er nicht so viel Kraft hatte, um die mit größtem Ungestüm anstürmenden Mongolen aufzuhalten. Als Jüngling kämpfte er schon mit den Mongolen in der unglücklichen Schlacht am Kaskaslusse *), in welcher er verwundet wurde; der zweite Sturm (1239—1240) unter dem Chan Batu verwandelte das ganze Land in eine grausige Wüste, und der unglückliche Fürst mußte sich, obwohl mit schwerem Herzen, in die Residenz des Chan begeben, um ihm Huldigung zu leisten. Gegen das Ende seiner Regierung gelang es ihm zwar, sich von den Mongolen theilweise unabhängig zu machen, aber die Folgen der Schläge, die das unglückliche Land ausstand, waren nicht mehr abzuwenden, umsomehr, da die Tataren, die Nachkommen der Mongolen, besonders die krim'schen, jene Gegenden durch mehrere Jahrhunderte mit ihren Einfällen heimsuchten.

Nach seinem Tode fiel das Reich auseinander; ein Theil der Ukraine

*) Kassa, ein Nebenfluß des Donec, der sich in den Don ergießt.

und die Steppenländer giengen an die Tataren verloren, während viele andere Gebiete, die zu Halicz gehörten, sowie andere, von den Rüssen bewohnte und bis jetzt noch unabhängige Theilfürstenthümer, wie Czernichow und Siwerien, von den Litauern unter Gedymin und Olgerd erobert wurden. Das Großfürstenthum Litauen erstreckte sich nach dem Siege Olgerds über die Tataren am „Blauen Flusse“ (Synia Woda, heute Syniucha, ein Nebenfluß des südlichen Bug) im Jahre 1362 von der Ostsee bis zum schwarzen Meere und von der Dna und Ugra bis zum südlichen Bug, war aber bald im Begriffe ruthenisiert zu werden, da die ruthenische Bevölkerung das Übergewicht hatte und im Lande das Culturelement darstellte.

Das Fürstenthum Halicz war nach Daniels Tode bloß auf das heutige Ostgalizien und einige Theile von Wosynien beschränkt und es herrschten hier noch folgende fünf Fürsten: Leo I. († 1301), Georg I. († 1315), Leo II. († 1319) und Andreas († 1324), beide gemeinschaftlich und zuletzt Georg II. († 1337), mit welchem die Dynastie Romanowicz ausstarb.

Nach kurzer Regierung des Boleslaw Trojdenowicz wurde das Land durch Kasimir den Großen Polen einverleibt.*)

Ludwig der Große von Ungarn betrachtete, auf den polnischen Thron gelangt, Rothreußen als eine ungarische Provinz, ebenso seine ältere Tochter Maria, welche nach dem Tode des Vaters dieses Land gegen ihre jüngere Schwester Hedwig durch einige Jahre (1382—1387) mit Erfolg behauptete, worauf es abermals unter das polnische Scepter kam und unter demselben bis zur ersten Theilung Polens verblieb. Bis zum Jahre 1432 beließ man dem Lande seine eigene Verwaltung, wie sie unter eigenen Fürsten bestand, aber schon unter Jagiello wurde es auf dem Reichstage in Sedlno (1432) in eine (russische) Wojewodschaft umgewandelt**), welche aus drei Gebieten, aus der Lemberger, Przemyßler und Sanoker „Doblast“ bestand, während das Haliczzer und Chelmmer Gebiet besonders gezählt wurden. Diese Gebiete wurden in Bezirke getheilt; das Lemberger Gebiet umfaßte deren zwei, den Lemberger und Hydaczower, das Przemyßler ebenfalls zwei, den von Przemyßl und Przeworsk, das Haliczzer hingegen drei, den Bezirk von Halicz, Trembowla und Kolomyja. Die Belzer Wojewodschaft bestand aus fünf Bezirken, deren drei, Belz, Lubaczow und Busk, heute zum Königreiche Galizien gehören.

Unter der jagellonischen Dynastie begann schon die Bedrückung des orthodoxen Glaubens und der ruthenischen Nationalität, weniger in Litauen

*) Einige behaupten, Georg II. und Boleslaw Trojdenowicz sei eine und dieselbe Person. Überhaupt ist diese Periode der Geschichte von Halicz ziemlich dunkel.

**) Dasselbe that Litauen mit Podolien und Kiew seit dem Jahre 1396 und Polen mit dem Gebiete von Belz seit 1462. Diese drei Wojewodschaften wurden sammt Chelm russische Länder (ziemie ruskie) genannt.

und den dazu gehörigen russischen Gebieten (Ukraine, Wokhnen und Podolien), um so mehr aber im ehemaligen Fürstenthum Halicz, welches einen integrierenden Theil Polens bildete. Nun folgte die politische Union in Lublin (1569), welche nur zwei Nationen formell anerkannte, die polnische und die litauische, da die dritte, die ruthenische, obwohl doppelt so stark wie die beiden anderen zusammengekommen, dazu bestimmt war, in der polnischen gänzlich aufzugehen. Ein Vierteljahrhundert darauf wurde in Brzesć (Brześć) die kirchliche Union durchgeführt (1596), welche bestimmte, daß die Ruthenen zwar bei ihrem Ritus verbleiben, sich aber von der kirchlichen Gemeinschaft mit dem Oriente losreißen und an die römische Kirche anschließen sollten. Infolge des besonders auf Zuthun der Jesuiten unter Sigismund III. gesteigerten Druckes verließ der ruthenische Adel, die Nachkommen der alten Fürstengeschlechter und Kosaken, nach und nach den orthodoxen Glauben, trat aber nicht zur Union über, sondern direct zur lateinischen Kirche, was so viel heißt, daß er sich gänzlich polonisierte. Trotz Verheißungen wurden aber die Unierten nicht besser behandelt, als die Orthodoxen, nie saß im polnischen Senate ein unierter, umso weniger ein orthodoxer Bischof.

Nun erhob sich dagegen die weltberühmte, mitten aus dem ruthenischen Volke hervorgegangene und auf breiter demokratischer Grundlage erwachsene Militärgenossenschaft der Kosaken unter ihrem Hetman Bogdan Chmelnicki († 1657). Das ganze ruthenische Volk, des unaussethlichen politischen, socialen und religiösen Druckes müde, griff zu den Waffen und brachte Polen an den Rand des Verderbens. Aber die Kosaken trauten nicht ihren eigenen Kräften, zumal Johann Kasimir gegen die Aufständischen, wie bald darauf gegen die Schweden und den Kosowoden von Siebenbürgen, Rakoczzy, die Tataren zuhülfe rief. Sie ergaben sich nun im Perejasslawer Vertrage (1654) den Russen, nicht ahnend, daß die beschworenen Vertragspunkte von den despotischen russischen Herrschern bei erster Gelegenheit mit den Füßen getreten würden. Im Andruschower Vertrage (1667) trat Polen an die Russen den am linken Ufer des Dnjeper gelegenen Theil der Ukraine ab, während es die übrigen russischen Länder bei sich behielt.

Polen überlebte diese Erschütterungen, welche es um seine besten Kräfte brachten, nur noch ein Jahrhundert. Es wird noch unten erwähnt werden, daß Galizien fast in seinem heutigen Umfange bei der ersten Theilung Polens an Oesterreich kam, während die übrigen russischen Länder sammt Litauen durch Rußland seinem Gebiete einverleibt wurden.

Das Kosakenthum wurde von den Caren zuerst geschwächt, dann zugrunde gerichtet und vollkommen aufgehoben (durch Peter I. und Katharina II.). Aber auch auf der Bahn des Fortschrittes und der geistigen Entwicklung durfte und darf sich das ruthenische Volk in Rußland nicht in dem Geleise bewegen, welches ihm die Vorsehung bestimmte. Ruthenische Schrift-

steller und Dichter wurden verfolgt und es heißt bis heute, die Ruthenen müssen Russen werden, da auf sie, ebenso wie auf die Russen, sich der Name Ruß (Rus) beziehe, eine Beweisführung, welche ebenso stichhältig ist, als wenn jemand behaupten wollte, daß die Russen, Ruthenen, Serben, Bulgaren und Rumänen Griechen seien, weil ihre Kirche griechisch sei, oder daß etwa die Serben an der Save und die Erben (Soraben) an der mittleren Elbe und Saale ein und dasselbe Volk seien, weil sie gleichen Namen führen.

Seit dem fatalen Ulas vom J. 1876, der die ruthenische Sprache sogar aus der Kirche und der Volksschule verbannt und geradezu verbietet, irgendein in dieser Sprache verfaßtes Buch zu drucken, ist den in Rußland wohnenden Ruthenen nicht einmal die freie und selbständige Entwicklung ihrer Muttersprache gegönnt, ein Vorgehen, das man nicht einmal gegen die Finnen und Kalmuken anwendet. Die österreichischen Ruthenen, obwohl nur ein kleiner Bruchtheil des Volkes, sind die einzigen, die sich frei und ihrem nationalen Wesen entsprechend — obwohl auch nicht ungestört — entwickeln dürfen, und von diesem Mittelpunkt aus ist dereinst die Wieergeburt der ruthenischen Nationalität zu erhoffen.

Kasimir verwendete viele Sorgfalt für die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes. Zu Wislica wurde 1347 durch eine Versammlung geistlicher und weltlicher Würdenträger ein eigenes Gesetzbuch verfaßt. Er legte mehrere Städte an, versah die offenen Orte mit Mauern, hob den Handel, begünstigte die Juden, so daß ihre Lage im ganzen günstiger wurde als in Deutschland. Die Bauern nahm er in Schutz, so daß ihn der Adel den „Bauernkönig“ schalt. Noch oft nachher wallfahrteten die Bauern in ihrem Leide zu dem Grabe Kasimirs und vergossen dort bittere Thränen, denn mit ihm waren die guten Tage ihres Wohlbefindens dahingeshwunden. Er förderte die Wissenschaft und legte 1364 den Grund zur Krakauer Universität, die, erst unter Wladyslaw Jagiello organisiert, sich rasch zu hoher Blüte erhob und lange Zeit der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen blieb.

Als Kasimir infolge eines unglücklichen Falles auf einer Hirschjagd bei Krakau (5. November 1370) zu seinen Vätern versammelt ward, trauerte das ganze Land. In seinen Tugenden wie in seinen Fehlern bekundet sich ein hoher Grad echter und reiner Menschlichkeit. Niemals war die Weltgeschichte gerechter, als darin, daß sie Kasimir den Beinamen des „Großen“ beilegte.*)

*) Am 24. Juni 1869 wurden die Überreste des großen Königs in der Domkirche zu Krakau aufgefunden. Außer den Gebeinen fand man eine Krone von Kupfer, stark vergolbet, dann ein kleines silbernes Scepter, an dessen Spitze sich drei Zinken befanden, ferner einen Reichsapfel von vergolbetem Silber mit einem Kreuze, einen goldenen Ring mit Amethyst, Sporen von vergolbetem Kupfer, zehn Stück silberne Knöpfe, von einem Gewande herrührend, Stoffreste und Haarbüschel; endlich fand man Sargnägel und

Da Kasimir keine legitimen Erben hinterließ, wurde Polen mit Ungarn unter seinem Schwestersohne Ludwig dem Großen vereint (1370—1382); doch kümmerte sich dieser wenig um Polen, da er, wie er sagte, die polnische Luft nicht vertragen konnte, und so wurde mit dessen Tode diese unnatürliche



Sigismund I.

Verbindung gelöst. Viel natürlicher war die Verbindung Polens mit Litauen, als die Tochter Ludwigs, Hedwig, zur polnischen Königin erwählt, dem morschen Sargreste, Theile eines eisernen Rostes, auf welchem der Sarg inmitten des Grabgewölbes gestanden haben mochte. Am 8. Juli wurden alle diese Überbleibsel sammt den Insignien in einem Sarge hinterlegt und derselbe in großer Feierlichkeit an der alten Stelle im Grabmale versenkt.

Großfürsten von Litauen, Jagiello, der in der Taufe den gefeierten Namen Wladyslaw erhielt, die Hand reichte. Indessen war die Verbindung Litauens mit Polen keineswegs so vollständig, daß beide Länder sofort zu einem einzigen Staat zusammengewachsen wären. Noch fast zwei Jahrhunderte ließen die beiden Ströme unvermischt nebeneinander her: nach wie vor behielt Litauen seinen eigenen Großfürsten, nur daß derselbe vom Könige von Polen eingesetzt ward und von ihm abhängig blieb.

Unter Wladyslaw Jagiello (1386—1434) nahm die Macht Polens einen großen Aufschwung. Nicht nur Galizien wurde mit Polen vereinigt, sondern auch Wosnien und Podolien, die altrensischen Städte Kiew und Czernichow; die Moldau und Bessarabien erkannten nach und nach die Oberhoheit des Königshofes von Krakau an. Im Osten dehnten sich die unabsehbaren Wälder der Ukraine aus, auf denen zahllose Kossaken umherzogen. Hier war zur Zeit gar kein Herr, kein Besitzer, denn die allmählich sich mehr und mehr nach der Krim und dem Kaukasus zurückziehenden Tataren ließen die flachen Ebenen als Freigut für jedermann, dem danach gelüstete, hinter sich. Der einzige Staat, der in dieser Zeit zum Aufnehmen fremder Gebiete freie Hände hatte, war Polen, und die polnischen Magnaten griffen gern darnach und richteten sich hier Herrschaften von großer Ausdehnung ein. Auch nach Westen und Norden suchte der neugekräftigte Staat sich auszubreiten. Die Polen konnten es nicht verschmerzen, daß die deutschen Ordensherren sie von der See zurückgedrängt hatten. Es kam zum Kriege, welcher auf die blutige Wahlstatt von Tannenberg (1410) führte, die den Ordensstaat ins tiefste Herz traf und den heldenmuthigen Hochmeister mit der Blüte der Ritterschaft ins Grab stürzte.

Als der König in hohem Alter das Zeitliche gesegnet, folgte ihm Wladyslaw III. (1434—1444), diesem nach einer zweijährigen Thronvacanz Kasimir IV. (1446—1492), dann kam Johann I. Albrecht (1492—1501), ferner Alexander (1501—1506). Jedoch die ausgezeichnetsten Regenten aus diesem Regentenhause waren die beiden letzten Jagiellonen, Sigismund I. (1506—1548) und Sigismund II. (1548—1572). Unter ihrer glorreichen Regierung trat das goldene Zeitalter für die polnische Literatur ein. Die Reformation, die unter stillschweigender Begünstigung der Regierung raschen und allgemeinen Eingang fand, trug außerdem viel zum geistigen Aufschwunge bei. Die Wissenschaften und Künste erfreuten sich einer ungemeinen Pflege und Begünstigung; so z. B. erhob Sigismund I. den gesamten Lehrstand der Krakauer Universität in den Adelsstand. Die Poesie trat jetzt in einer Vollendung auf, von der man vorher keine Ahnung gehabt hatte. Die Bahn brach Nicolaus Rej, gewöhnlich der Vater der polnischen Dichtkunst genannt, welcher als Adeliger am Hofe der beiden Sigismunde lebte. Auf höchster Stufe stand nach ihm Jan Kochanowski mit seinem Bruder Peter. Unter den vielen Nachfolgern derselben wollen wir nur diejenigen anführen, die besondere Aus-

zeichnung verdienen, wie Jan Rybinski, Sep Szarzynski, Kaspar Miaszkowski, Stanislaus Grochowski, von dem zahlreiche geistliche Pieder voll Innigkeit herrühren, und Samuel Twardowski.

Als Historiker geschätzt sind: außer dem berühmten Joh. Dlugosz, Martin Kromer, ferner Martin und Joachim Bielski. Ihnen folgte Lucas



Sigismund II.

Górnicki, der Starost und Secretär Sigismunds II. war, Matthias Strykowski, Archidiacon von Lievland, dann Barth. Paprocki, auch Stanislaus Drzechowski, einer der berühmtesten Redner seiner Zeit, der als Canonicus von Przemyśl die „Annales Poloniae“ schrieb.

Außer diesen erwarben sich weiten Ruhm durch ihre Gelehrsamkeit die beiden Krakauer Universitäts-Professoren, der Naturforscher Simon Syrenius und der Humanist Sebastian Petrycy.

Leider waren diese trefflichen Fürsten in ihren Familienverhältnissen minder glücklich. Die Königin Bona, Tochter des Johann Galeazzo von Mailand, welche Sigismund I. nach dem Tode seiner vortrefflichen ersten Frau, Barbara Zapolya, auf den Rath des Kaisers Maximilian geheiratet hatte, war ein lasterhaftes Weib. Diese verderbte und geldgierige Italienerin mischte sich in die Regierungsgeschäfte, und als ihr Sohn Sigismund II. nach seiner Thronbesteigung die von ihm heimlich eingegangene Ehe mit Barbara Radziwilt öffentlich bekannt machte, hezte sie den Reichstag gegen ihn auf, und als dieser dennoch seine Ehe nicht auflösen wollte, wurde auf ihr Anstiften die Königin Barbara vergiftet. Endlich verließ Bona mit großen Schätzen Polen und starb in Bari in Italien, ebenfalls an Gift. Vorher hatte sie dem Könige Philipp II. von Spanien zu seinen Religionskriegen 430.000 Ducaten geliehen, die Polen nie zurückerhielt.

Mit Sigismund II. starb der jagellonische Stamm aus und seitdem wurde Polen ein förmliches Wahlreich. Die Wahlkönige mußten Wahlcapitulationen mit dem Adel abschließen, durch welche die königliche Macht zum Nachtheile des Staates immer mehr beschränkt wurde. Der erste Wahlkönig war Heinrich von Anjou (1574), der aber, um den französischen Thron zu besteigen, nach viermonatlicher Regierung aus Krakau entflohen war. Auf ihn folgte der treffliche Stephan Bathory (1576–1586), ein großer Staatsmann und Held. Er und sein Freund, der große Reichskanzler Jan Zamojski, trugen sich mit dem Gedanken, die frühere königliche Macht wieder herzustellen und den Hochmuth des Adels zu brechen. Bald sollte in einer solchen trotzigcn Adelsfamilie der Adel überhaupt getroffen werden. Die Auszeichnungen und Würden, die dem trefflichen Zamojski zutheil wurden, erregten nämlich den Neid des Adels in hohem Grade; besonders fühlte sich die Familie Zborowski, welche bei der Wahl Bathorys zum Könige viel mitgewirkt hatte, tief verletzt. Samuel Zborowski und seine Brüder bildeten demnach die Seele des Widerstandes gegen den König und seinen Kanzler, suchten den Adel aufzuheizen und versuchten sogar die Kosaken zum Aufbruch zu treiben. Da wurde über Samuel das Todesurtheil ausgesprochen. Als er aber sich dennoch in frechem Übermuth mit bewaffnetem Gefolge der Hauptstadt Krakau zu nähern wagte, ließ ihn der König trotz aller Bwendungen und Fürbitten hinrichten. In einem Kriege mit Rußland eroberte Bathory von diesem das verloren gegangene Lieblingland zurück und erwarb sich den Ruhm eines ausgezeichneten Feldherrn.

Unter Vorbereitungen zu einem neuen Kriege gegen das Moskowiterreich starb Bathory plötzlich. Jetzt suchte man durch die Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund Wasa zum Könige von Polen die beiden mächtigsten



Johann III. Sobieski.

nordischen Kronen zu vereinigen. Aber Schweden riß sich bald von dieser Verbindung los und infolge dessen entbrannte zwischen beiden ein langwieriger Krieg, der erst 1660 zum Nachtheile Polens durch den Frieden von Oliva beendet wurde. Auf den schwachen Sigismund III. (1587—1632) waren inzwischen dessen Söhne Wladyslaw IV. (1632—1648) und Johann Kasimir (1648—1668) gefolgt. Unter letzterem löste sich im Innern der lockere Zusammenhang der politischen Masse in Anarchie auf, so daß das freie Veto gesetzlich wurde, nach welchem auf dem Reichstage der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Religiöse und politische Unterdrückung veranlaßte den Abfall der Kosaken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, das immer mächtiger emporstieg, je mehr Polens Glückstern im Sinken war. Nach Johann Kasimirs Abdankung setzte der niedere Adel die Königswahl Michael Wisniowiecki durch (1669—1673). Sein Nachfolger, der heldenmüthige Johann III. Sobieski (1674—1696), war freilich nicht mehr im Stande, die inneren Schäden des Staates zu heilen, indes verließ sein Kriegsrühm und seine kräftige Persönlichkeit der Krone Polen nach außen erneuerten Glanz. Als die Türken gegen Wien heranzogen, eilte auch der Polenkönig der bedrängten Stadt zuhülfe. Da er am 30. August 1683 bei Nikolsburg am frühen Morgen aus dem Lager zog, flog ein gewaltiger Adler eine große Strecke vor ihm her, gleichsam den Weg zeigend, was vom ganzen Heere als ein günstiges Omen angesehen wurde. Am Morgen des Schlachttages, am 12. September, diente in aller Frühe Sobieski am Altare des Leopoldsberges dem P. Aviano als Ministrant bei der Messe, schlug dann seinen Sohn zum Ritter und erinnerte die ihn umgebenden Polen an den Sieg, den sie vor zehn Jahren unter seiner Führung bei Chocim über die Türken errungen hatten. Wir kennen den glänzenden Ausgang dieser Schlacht, es war der ruhmreichste Tag des 17. Jahrhunderts. Nach Sonnenuntergang schrieb Sobieski im Zelte des Großveziers an seine Gemahlin Marie: „Ich habe noch nicht alles von der Beute gesehen, aber es ist kein Vergleich mit dem, was wir zu Chocim gesehen; fünf mit Rubinen und Saphiren besetzte Köcher sind allein mehrere tausend Ducaten wert. Du wirst mir nicht sagen, was die tatarischen Weiber ihren Männern sagen, wenn sie ohne Beute zurückkommen: Du bist kein Krieger, weil Du mir nichts gebracht, denn nur wer sich vorwärts wagt, kann was erhaschen. . . Als der Vezier sah, daß er sich nicht halten könne, berief er seine Söhne, weinte wie ein Kind und sagte zum Tataren-Chan: „Rette mich, wenn Du kannst.“ Der Chan antwortete ihm: „Wir kennen ihn wohl, den König von Polen, es ist unmöglich, ihm zu widerstehen; sehen wir lieber, wie wir davon kommen. . .“ Auch meine Soldaten haben viele diamantene Gürtel; ich weiß nicht, was die Türken damit machen wollten, denn sie tragen sie für gewöhnlich nicht; vielleicht wollten sie damit die Wienerinnen schmücken, die in ihre Hände gefallen wären. . .“

Nach Sobieskis Tode kam die Krone an August II., den Kurfürsten von Sachsen, und als sich dieser an Peter I. von Rußland anschloß, wurde Polen in den nordischen Krieg verwickelt. Unter den siegreichen schwedischen Waffen entsetzte der polnische Reichstag den Kurfürsten des polnischen Thrones und wählte Stanislaw Leszczyński zum Könige, der aber



August III.

schon 1709 die Krone an August II. zurückgeben mußte. Nach des letzteren Tode 1733 erlangte sein Sohn August III. (1733—63) die polnische Krone. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, hatte man seit 1717 die constitutionellen und anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten (Nichtkatholiken) beschränkt. Endlich schloß man auf den Reichstagen von

1733 und 1736 die Dissidenten von allen öffentlichen Ämtern aus, wodurch alle Leidenschaften in verderblicher Gährung entbrannten. Nach dem Tode Augusts III. ward durch die vereinten Bemühungen Rußlands und Preußens die Wahl des Stanislaw August Poniatowski 1764 zum Könige durchgesetzt. Der Fanatismus der Bischöfe Soltyl von Krakau und Massalski von Wilno, welche sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzen, war die Hauptursache eines Bürgerkrieges, der das Land in die wildeste Unordnung stieß und das endliche Schicksal des Staates herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar mit französischer Unterstützung und der Krieg mit Rußland brach los. Die innere Zerrüttung wurde so vollständig, daß die drei großen Nachbarmächte 1772 zur ersten Theilung Polens schritten, bei welcher Oesterreich die Grafschaft Zips, die Hälfte der Wojewodschaft Krakau, einen Theil der Wojewodschaft Sandomierz, Rothrußland, und Theile von Belz und Podolien, zusammen 1280 Quadrat-Meilen mit 2,700.000 Einw. erhielt.

Allerdings begann nunmehr eine patriotische Partei an der Wiederherstellung Polens zu arbeiten und es kam auch eine Verfassungsreform zustande, die Constitution vom 3. Mai 1791, aber Rußland verwarf sie und fand wie gewöhnlich Verbündete an dem verrätherischen Theile des polnischen Adels, der zu Targowica eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatte.

Man sollte glauben, daß eine so traurige politische Zeitlage auch eine trübe gesellschaftliche Stimmung nach sich gezogen hätte; aber da würde man irre gehen. Gerade die polnische Gesellschaft, die sich vor hundert Jahren in Warschau während des Reichstages versammelte, war eine so glänzende Gesellschaft, wie sie je die Welt gesehen. Zehntausende von polnischem Adel mit ihren Bedientenscharen und tausende von Fremden waren hier zusammengeströmt und ein einziges ungeheures Carnevalsfest sog alles aus dem Lande auf, was an Mitteln des Glanzes und der Freude Polen in sich trug.

Die reichen Magnaten öffneten ihre Paläste der freigebigsten Gastfreundschaft. Der Marschall Malachowski z. B. bot Dienstags jedermann ungeladen freien Eintritt in seinen Palast, der ein anständiges Kleid trug. Musik und Tanz unterhielt die Anwesenden. Kasimir Sapieha gab wöchentlich einen Ball und ein Mahl. Zu den besuchtesten „Assembléen“ gehörten die der Hetmanin Oginska, ebenfalls für alle Welt offen. Aber in keinem Hause fand man eine so angenehme, so liebenswürdige Gastlichkeit, als in dem der Castellantin Landskoronska und ihrer Schwester Granowska.

Auch war der unscheinbare hölzerne Palast Krasiński ein Herd alt-polnischer Gastfreundschaft. In polnischer Kleidung, mit polnischer Küche und polnischer Unterhaltung erfreute der alte und hochgeehrte Hausherr die

weniger geräuschlustigen Kreise. Die Fürstin von Nassau-Siegen bezauberte in ihrem Hotel durch die Vornehmheit ihres Wesens und den nie versiegenden Quell ihrer Anekdoten, Einfälle und leichten Gespräche. Die Fürstin, eine leidenschaftliche Theaterfreundin, hatte eine Dilettantenbühne in ihrem Hause eingerichtet. Hier zeichneten sich als Schauspielerinnen aus die Fürstin Severin Potocka, die Gräfin Tyszkiewicz, vor allem aber die schöne Julia Potocka, aus dem Hause Lubomirski.

In der polnischen vornehmen Welt stand neben der Castellantin Landskorońska in gleich hohem Ansehen die Fürstin Sanguszkó. Ihr Name, ihre Tugend, ihr hohes Alter, ihre freundliche Umgangsform machten sie zum Gegenstande allgemeiner Verehrung. Ihre Anmuth und Bildung lockten die vornehmsten Geister abends in ihre mit seltenen Kunstwerken geschmückten Säle, um dort den Klängen der besten Kapelle zu lauschen. Dann folgte der übliche Tanz.

Rauschende Fröhlichkeit, verschwenderischer Genuß herrschten in dem Palaste der alten Fürstin Sapieha. Der Primas sah Freitags bei sich eine „Cofetta,“ zu der sich das feine Publicum vollständig einfand. Der Fürst Massalski, Bischof von Wilno, sah eine zahlreiche Schar von Schlemmern an seiner üppigen Tafel.

Der König gab hin und wieder ein Essen, aber nie ließ er sich zur Schwelgerei hinreißen, nie vergaß er die Würde seiner Person. Keiner aber der stolzen Magnaten konnte mit der Pracht des Wojewoden von Litauen, Karl Radziwiłł, wetteifern. Im Jahre 1789 hatte er seinen Palast mit verschwenderischer Pracht herrichten lassen, denn es galt die Feier des Jahrestages der Vereinigung Litauens mit Polen zu begehen.

Mehr als 4000 Einladungen waren ergangen. Der Palast schien in Flammen zu stehen vor den zahllosen Leuchten, eine Flucht von Gemächern öffnete sich den Ankommenden, drei ungeheure Säle waren in ein Gelas vereinigt, in dem eine Tafel von solcher Länge stand, daß man von ihrem einen Ende aus die Gesichter am andern nicht erkennen konnte, vier anstoßende weite Säle waren gleichfalls von Tischen eingenommen, im fünften saß an einem runden ungeheuren Tische der König im Kreise von 22 Frauen aus den ersten Familien. In der Mitte dieses Tisches stand ein hoher Aufsatz von Porzellan, die Eroberung von Gibraltar darstellend, eine der schönsten Arbeiten der sächsischen Fabrik zu Meißen; Messer und Gabeln, Teller, Schüsseln, alles war von Gold. In den drei Nebensälen und auf jenem endlosen Tische war das herrlichste Silbergeräth aufgehäuft; die ebenso langen Credenzische an den Wänden waren gleichfalls von Silbergeräth überfüllt: von ungeheuren silbernen Kübeln für Flaschen, Trinkbechern, Reichthassen, Tellern, Messern, Gabeln in vielen hundert Duzenden, Candelaber und Leuchter aller Art standen und hiengen überall und hielten über 2000 Kerzen. Alles Silber und Geschirre trug das Wappen der Radziwiłł's.

Der Überfluß der Speisen war maßlos. Kaum verschwand eine Schüssel, so tauchte eine andere auf; wie viele hundert von Champagnerflaschen geleert wurden, wer soll das sagen? und dabei flossen in Strömen spanische und Ungarweine. Der Fürst Radziwiłł gieng durch alle Säle, bei allen Gruppen umher, immer dasselbe wiederholend: „Lieber Herr! Sie essen nicht, Sie trinken nicht, Sie sind ungnädig!“ Und einstimmig ward geantwortet: „Auf das Wohl des Fürsten!“ und die Gläser wurden geleert. Zu dieser Pracht des Festes stand auch im Verhältnisse die Pracht und Schönheit des Nationalcostümes; da steht zum Beispiele Graf Rzewuski, er trägt einen Żupan (Leibrock) von Silberlace mit goldenen Blumen, durchwirkt mit Seide von blendenden Farben, einen Leibgurt, der vom Golde fast unbiegsam war, an der Seite einen polnischen, von Brillanten übersäeten Säbel, auf dem Żupan zwei in Brillanten blitzende Orden und auf dem Halse eine sehr kostbare Schnalle. Über dem Żupan lag ein loser Mantel mit zurückgeschlagenen Flügelärmeln, der „kontusz,“ von grünem Sammt, herrlich und reich mit Gold durchwirkt, mit Zobel gefüttert, von außen geziert mit dem Sterne des weißen Adlers. Über dem männlichen Gesichte mit dem hartgesteiften, schwarzen Schnurrbarte wurde der bis zum Scheitel glattgeschorene Kopf überragt von dem polnischen Kozpak aus Zobelfell mit weißem Reiherbusche; diesen hielt eine Akrasse, in deren Mitte ein thalergroßer Smaragd, umgeben von erbsengroßen Brillanten. Gelblederne Stiefel mit goldenem Beschlage, über welchen die Hose von carmoisinfarbenem Atlas lose hing, vollendeten diese pompreiche, aber auch lebens- und sinnvolle Kleidung. Und ähnlich wie der Graf waren auch die anderen Magnaten gekleidet.

Und in diese Kreise der Freude und der Pracht trat das eherne Schicksal Polens mit dröhnendem Schritt, so wie der Dichter singt:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt.“

Schon im Jahre 1793 schritten Rußland und Preußen zur zweiten Theilung Polens. Da erhob sich Kosciuszko, der edelste Held der Nation, zur Vertheidigung des Vaterlandes. Nicht auf den Adel, sondern auf das niedere Volk sich stützend, verrichtete er Wunder der Tapferkeit, wie z. B. bei Racławice, wo er mit seinen Senfsmännern die mit Artillerie ausgestattet und ihm weit an Zahl überlegenen Russen schlug: aber es war

zu spät. Nach dem Tage von Maciejowice (10. October 1794) mußte die Nation der Übermacht unterliegen und schon im Jahre 1795 schritten die großen Nachbarmächte zur dritten Theilung, bei welcher Oesterreich 834 Quadrat-Meilen mit mehr als 1 Mill. Einwohnern erhielt und Polen aus der Reihe der Staaten verschwand.



Thaddäus Kosciuszko.

Die in der dritten Theilung Polens von Oesterreich gemachten Erwerbungen erhielten den Namen West- oder Neugalizien, während die in der ersten erworbenen Länderstrecken Ost- oder Altgalizien hießen. Im Wiener Frieden 1809 mußten Westgalizien nebst Krakau, sowie der Kreis von Zamosc an Napoleon I. abgetreten werden, die dieser mit dem neu-

gebildeten Herzogthume Warschau vereinigte, gleichzeitig trat Oesterreich 1810 an Rußland den Tarnopoler und Czortkower Kreis ab. Im Pariser Frieden blieb Westgalizien bei Russisch-Polen, während der an Rußland abgetretene Theil von Ostgalizien an Oesterreich zurückgegeben wurde. Ein Theil des an Russisch-Polen abgetretenen Terrains jedoch wurde auf dem Wiener Congresse zur Republik Krakau unter dem Schutze der drei Mächte Oesterreich, Rußland und Preußen erhoben. Seit 1830 zeigte sich dieser kleine Freistaat als ein Hauptherd der polnischen Agitation und wurde wiederholt von den Truppen der Schutzmächte besetzt. Nach dem Aufstande des Jahres 1846 wurde durch Übereinkommen der Schutzmächte Krakau mit seinem Gebiete dem Kaiser von Oesterreich übergeben. Im Jahre 1849 wurde das Krakauer Gebiet mit dem Titel eines „Großherzogthums,“ als Bestandtheil Galiziens, ausdrücklich diesem incorporiert, die Bukowina jedoch, die seit 1775 mit Galizien vereinigt gewesen, zum eigenen Kronlande erhoben.

Viel wichtiger, als diese äußeren, sind die inneren Veränderungen, welche mit Galizien unter der Regierung der Kaiser aus dem Habsburg-Lothringischen Hause vorsichgiengen. Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Josef II. nahm auch Galizien bedeutenden Antheil an den gewaltigen Reformen, die einen völligen Umschwung fast aller Verhältnisse des österreichischen Staates herbeiführten. Unter Franz II. und dem gütigen Ferdinand I. wurden manche Reime gelegt, die erst so recht zur Blüte durch die Regierung unseres erhabenen Monarchen Franz Josef I. kamen. Galizien nimmt an dem Aufschwunge des gesammten Reiches in politischer Beziehung, im Unterrichte, in der Rechtspflege, im Handel und Verkehr, in Industrie und Landwirtschaft einen entsprechenden Antheil. Dagegen aber sind Galiziens Söhne wahrlich nicht die letzten geblieben, wo es galt, für das Interesse und die Ehre der Monarchie treu, mannhaft und tapfer einzutreten.

2. Land und Leute.

(Die Karpaten. — Der uralisch-karpatische Landrücken. — Das ebene Land. — Die Weichsel. — Die Flüsse auf der Weichsel. — Der Dnjester. — Teiche. — Mineralquellen. — Sümpfe und Moräste. — Das Klima. — Landschaftlicher Charakter Galiziens in den verschiedenen Jahreszeiten. — Die Bewohner. — Polen und Ruthenen. — Mazuren, Krakusen, Göralen, Podhalanen. — Die Ruthenen des Flachlandes. Guzulen, Bojken. — Volkslieder. — Hochzeits- und Taufgebräuche. Volksfeste und Volkstänze. — Die deutschen Colonisten. — Die Juden Galiziens.)

Galizien liegt an der nordöstlichen Abdachung der Karpaten und im westlichen Gebiete der ural-karpatischen Landhöhe und senkt sich nördlich

und östlich zur karpatischen Tiefebene. Den Süden Galiziens bilden die Karpaten, welche sich in weitem nach Norden gekehrten Bogen zwischen Galizien und Ungarn dahinziehen und deren Hauptkamm auch die natürliche Grenze zwischen den genannten Ländern bildet. Die galizischen Karpaten zerfallen: 1. in die westlichen Beskiden^{*)} oder Waldkarpaten, welche sich von der schlesisch-ungarischen Grenze bis zum Durchbruch des Dunajec ziehen und in der Babia-Góra sich auf 1720 ^m/ erheben; 2. in den kleinen, durch den Dunajec und Poprad gebildeten Ausschnitt, der von den nördlichen Abhängen der Tatra erfüllt ist und der die höchste Bodenerhebung des Landes enthält. Hier sind die höchsten Spitzen: die Swinnica 2332 ^m/, der Kozi Wierch 2313 ^m/, die Wielka Koszyka 2192 ^m/, der Czermowy Wierch 2123 ^m/ und der Wołowiec 2065 ^m/ hoch; 3. in die östlichen Beskiden oder Waldkarpaten, welche vom Durchbruche des Poprad und Dunajec an die Südgrenze des Landes bilden. Die Kammhöhe in dem westlichen Theile der östlichen Beskiden (vom Poprad bis zum Duklapaß) beträgt 1000 ^m/, erhebt sich aber in dem mittleren (vom Dukla- bis zum Bereckepaß) auf 1300 ^m/ und in dem östlichen Drittel auf 1600 ^m/ . Die Pässe haben eine durchschnittliche Höhe von 1000 ^m/; die bedeutendsten sind: der von Dukla, der bequemste und niedrigste, der von Berecke und der von Delatyn. Der geologische Aufbau der Beskiden ist äußerst einförmig, er besteht fast nur aus Karpatensandstein, während den Kern der Tatern der Granit bildet, an welchen sich der Gneis anschließt. Auf diesem ruht Gestein aus der Triasformation, auf diesem Jurakalk, höher hinauf Dolomit und Kreide, zuletzt Nummulitenkalk.

Die Beskiden oder die Waldkarpaten sind ein Kettengebirge und zeichnen sich durch eine abgerundete Gestalt, durch gewölbte Kuppen und Rücken, durch fast bis auf alle Höhen hinaufreichende Waldungen und durch auffallend wenig zutage tretende Felsbildung aus. Im Tatragebirge dagegen findet man scharfe Formen, schmale Klämme, gezackte Felsspitzen, schauerliche, enge, häufig noch unausgebildete Thäler mit kleinen Gebirgsseen und gänzliche Unwirtbarkeit. Gegenwärtig hat die Tatra keine Gletscher, sie sind herabgeschmolzen, aber in der Eisperiode besaß sie großartige Gletscher, deren Spuren noch jetzt deutlich zu sehen sind. In jener Zeit breitete sich die arktisch-alpine Fauna, welche ganz Mitteleuropa in Besitz genommen hatte, auch über die Tatra aus. Die rein arktischen Thiere starben dort später aus, ebenso manche von den alpinen Thieren. Nur wenige der letzteren, wie das Murmeltier, die Gemse und wahrscheinlich auch die Schneemaus, haben sich bis auf den heutigen Tag in den höchsten Theilen der Tatra erhalten; sie scheinen jedoch ebenfalls dem Aussterben nahe gekommen zu sein.

^{*)} Der Name Beskiden ist nur ein Bäckernamen, das Volk nennt nur einzelne Bergrücken so und den Namen Karpaten kennt es ganz und gar nicht. Der polnische und ruthenische Gebirgsbewohner nennt die Karpaten nur: Berge, góry, hory. Sonst hat jeder Gebirgsstock, jede ausgeprägte Gruppe, ja jeder Gipfel seinen localen Namen.

Das Gefagte bekräftigen die in neuester Zeit vorgenommenen wissenschaftlichen Untersuchungen mehrerer Höhlen der hohen Tatra, welche besonders für die Thiergeographie Resultate von entschieden wissenschaftlicher Bedeutung ergaben. So besteht z. B. die Wirbelthierfauna der Höhle auf dem Berge Rovi (etwa 2000 m über dem Meere, in der Luftlinie etwa 6 $\frac{7}{8}$ m nördlich von der Eisthalerspitze) aus 25 Arten solcher Thiere, welche in thiergeographischer Hinsicht das größte Interesse beanspruchen. Diese Fossilreste wurden nicht etwa von Wasserfluten eingeschwenmt, sondern die Höhle war die ehemalige Wohnstätte von Raubvögeln und vierfüßigen Raubthieren. Ohne Zweifel haben die 25 Thierarten in der näheren und weiteren Umgebung des Berges Rovi einstmals gelebt, aber wir finden darunter Arten, welche heutzutage weder auf der Tatra noch in der Nähe derselben beobachtet sind. So sind unter der Höhlenfauna die Lemminge zahlreich vertreten, welche heutzutage zu den circumpolaren Nagern gehören. Die nordische Wühlratte wohnt gegenwärtig in Skandinavien und Nordrussland, die sibirische Zwiebelmaus hat sich bis nach Sibirien zurückgezogen und daselbe ist von der kleinen Pfeifhasenart zu sagen. Das Renthier bleibt heutzutage der Tatra fast ebenso fern wie der Lemming und was die Schneehühner anbetrifft, die dereinst die Tatra bewohnt haben, so sind diese hier ausgestorben. Das geologische Alter dieser Fossilreste kann kaum zweifelhaft erscheinen, sie reichen offenbar in die Eisperiode zurück.

Außer den Karpaten kommt auch der uralisch-karpatische Landrücken, aber nur stellenweise ins Land.

Er überschreitet in Ostgalizien die Grenze bei Podkaniem und läuft, mit seiner nördlichen Abdachung die europäische Wasserscheide bildend, von da bei Zoczów (sog. Woroniali) und Lemberg vorüber (der Schloßberg, 393 Meter hoch ist sein Ausläufer), um dann seine westliche Richtung in eine südliche zu ändern und bei Chyrów, zwischen dem oberen San und dem oberen Dnjester, die Karpaten zu erreichen. Sein südliches Ende reicht nicht zum Dnjester, sondern bricht 15—20 Kilom. vom linken Ufer dieses Flusses ab; erst unterhalb Halicz, bei dem Städtchen Mizniów, überschreitet er den Dnjester, nimmt die Strecke zwischen dem Dnjester und dem Prut ein — das sogenannte Pokutien — und schließt sich am oberen Prut zwischen Delatyn und Nadwórna, abermals an die Karpaten. So wird die Dnjesterebene von drei Seiten von dem uralisch-karpatischen Landrücken umrahmt, im Süden lehnt sie sich an die Karpaten selbst an. Derjenige Theil des Landrückens, welcher zwischen dem Dnjester im Süden und seinen beiden linksseitigen Nebenflüssen, dem Grenzflusse Zbrucz im Osten und der Strypa im Westen gelegen ist, heißt Podolien — der westliche Flügel des jenseits des Zbrucz liegenden Russisch-Podoliens — ein sehr fruchtbarer und reich gesegneter Landstrich. Im Westen des Landes tritt diese Landhöhe nur in jener Ecke zutage, die zwischen der

Weichsel und der Grenze liegt, folglich nur am linken Ufer des Flusses, im Gebiete des einstigen Großherzogthumes Krakau, nur daß seine durchschnittliche Höhe hier kaum 322 Meter erreicht, während sie in Podolien 350 Meter beträgt.

Längs des Stromgebietes der Weichsel bis zu den Quellen des Bug erstreckt sich die große, von Süden nach Norden geneigte Weichselebene 364 $\text{K}_{/m}$ lang, sie ist unterhalb Tarnów am breitesten (106 $\text{K}_{/m}$). Von der Mündung des Strwiąz in den Dnjeſter bis nach Rżniów breitet sich die zweite, 228 $\text{K}_{/m}$ lange, aber bei weitem engere (höchstens 68 $\text{K}_{/m}$) Dnjeſterebene aus. Auch das galizische Hügelland schließt ziemlich breite Flußstähler in sich ein.

Die Gewässer von Galizien gehören dem Meeresgebiete der Ostsee und des schwarzen Meeres an. Die Wasserscheide zieht sich im Westen längs der Waldfarpaten und von der Dnjeſterquelle an längs des nördlichen Abhanges des uralisch-karpatischen Landrückens durch das Land. Der Ostsee gehört das Stromgebiet der Weichsel an, dem schwarzen Meere gehören die Stromgebiete des Dnjeſter, der Donau und des Dnjeper. Den beiden letztgenannten Strömen folgen nur einige, innerhalb des Landes minder bedeutende Flüsse, so folgt der Donau der Prut und dem Dnjeper der Sthr. Von eigentlicher Bedeutung für Galizien sind die Stromgebiete der Weichsel und des Dnjeſter.

Das Stromgebiet der Weichsel umfaßt 2 Drittel des Landes. Von der Länge ihres Laufes (1039 $\text{K}_{/m}$) entfallen 275 $\text{K}_{/m}$ auf Galizien. Sie entspringt auf dem Berge Varania in Österr. Schlefien; ihre galizischen Zuflüsse auf dem linken Ufer sind: die Przemsza, der Pradnik und die Klubnia; auf dem rechten Ufer: die Biala, Sola, Skawa, Skawina, Wilga, Raba, Uszwica, der Dunajec mit dem Poprad (welcher seine Quelle im Süden der Tatra, in Ungarn, hat und der einzige Fluß ist, dessen Oberlauf zu Ungarn gehört und der nicht der Donau zulieft), der Bren, die Wisłoka, der Leg, der San und endlich der Bug.

Die Weichsel wird von Krakau an mit zahlreichen kleineren Fahrzeugen, mit Dampfern aber erst außerhalb des Landes, von Sandomierz an, befahren. Man verfrachtet auf ihr Getreide, Salz, Holz, Steinkohlen aus Galizien.

Erwähnen wir noch zwei Eigenthümlichkeiten dieses Stromes, nämlich seine vielen alten Flußbetten, welche theils ausgetrocknet, theils mit stehendem Wasser gefüllt sind, und dann seine Tüde und Zerstörungslust, die wahrhaft unglaublich sind, und sich mit den Verheerungen, die andere europäische Ströme anrichten, gar nicht vergleichen lassen. Die Gefährlichkeit des Rheines oder der Donau verhält sich zu jener der Weichsel etwa wie die Gefahren einer Fahrt auf dem atlantischen Meere zu den Gefahren einer Polarexpedition. Denn wenn bei jenen Strömen vorzugsweise das Wasser als verheerender

Factor auftritt, so ist es bei der Weichsel das Eis. Während dort das Hochwasser normal abläuft und nur ausnahmsweise Katastrophen hervorruft, verursacht der Eisgang der Weichsel alljährlich eine entsetzliche Gefahr für die Bewohner der Niederungen. Fließt ein Strom von N. nach S., dann rollt sich im Frühlinge die Eisdecke wie von selber auf; wenn aber der Strom von S. nach N. fließt und der Frühling im S. mit seinem warmen Hauche die Schneemassen schmelzt, während der N. noch im Winterfroste starrt, dann übt das Eis seine furchtbare Zerstörungswuth. Der schwellende Strom sprengt mit ungeheurem Krachen seine Eisdecke, die Schollen, hart wie Glas und nicht zu zertrümmern, wälzen sich auf und durcheinander, thürmen sich zu Bergen und zerstören, was ihnen hemmend in den Weg tritt, die vor ihnen sich hindehnende Eisdecke, die Dämme, sie bald überflutend, bald abschälend und unterminierend. Da öffnet sich ein Theil des Dammes und mit rasender Wuth stürzt sich der entfesselte Strom über die Saaten und die Wohnsitze friedlicher Menschen. Mit dieser Zerstörungslust des Wassers kann die dämonische Gewalt des Feuers, der Asche und Lava gar nicht verglichen werden.

Zwar fließt der Rhein ebenfalls von Süden nach Norden, auch kommt es wohl vor, daß er gefriert. Dieses geschieht aber in so geringem Grade, daß die Eismassen als solche selten eine schädliche Wirkung ausüben, da sie sich wegen ihrer geringen Dicke nie zu solchen Bergen zusammenhäufen können, wie bei der Weichsel. Außerdem tritt der Frühling und die Schneeschmelze im Westen ziemlich gleichmäßig ein; in Folge des Einflusses des Meeres ist zwischen den nördlichen Gegenden des Rheines und den südlichen kein großer Unterschied; bei der Weichsel ist aber die Temperatur-Differenz zwischen Süden und Norden recht bedeutend. Demnach zittert der Mensch vor der Wuth und Bosartigkeit dieses Stromes und kein Dichter preist sie, wie den „grünen“ Rhein, die „blaue“ Donau, den „liederreichen“ Don.

Da wir von der Weichsel sprechen, müssen wir auch ihrer Flößer gedenken, dieses ganz eigenthümlichen frommen und fröhlichen Völkchens. Überall, wo sich nur am Ufer eine Barbarakapelle erhebt, landen sie und bitten ihre Schutzpatronin um eine glückliche Sterbestunde; abends hört man von mehreren Kirchen zugleich das sogenannte „Barbaraläuten“ und ehrerbietig ziehen die Flößer auf dem Wasser und die Ortsbewohner auf dem Lande die Mützen und beten für die Seelen der in der Weichsel Ertrunkenen.

Nichts gibt der Weichsel mehr Leben und malerischen Anstrich, als diese Flöße, welche hundert und mehr Meilen weit auf dem Strome schwimmen und manchmal die ganze Breite des Fahrwassers einnehmen. Von weitem erscheinen sie wie Splitter auf dem Wasser, welche im Schatten plötzlich verschwinden und erst wieder in den Windungen der Weichsel zum Vorschein kommen; kürzlich erst so ferne, eilen sie schon am Ufer an die

vorüber, du kannst sie zählen, unterscheidest die Gesichter der Menschen darauf und hörst ihren fröhlichen Sang.

„Woher, ihr Leute?“ — rufen Stimmen vom Lande.

„Von Krakau!“ oder „von Radymno!“ — „von Nieposomice!“ — „von Jaroslaw!“ antwortet es vom Floße und weiter geht es auf der feuchten Straße vorwärts. Der alte Flößer zeigt und nennt die Kirchen und Schlösser auf dem Ufer, die Dörfer und Gehöfte, denn das ist nicht „sein erstes Wasser,“ aber der arme Neuling staunt alles an und schaut, was denn da mit ihm geschehen werde, denn man schreckt ihn mit Drachen und Hexen, die auf den Werbern der Weichsel sitzen und fragt ihn, womit er sich von den Gespenstern loskaufen wolle. Da kauft er sich denn mit einer Speckseite und Erbsen oder mit einem Fäßchen Brantwein in die Junst der Flößer ein, worauf ihm natürlich kein Teufelsputz mehr etwas anhaben kann. Doch wird noch einmal unterhalb Graubenz, wo sich die Weichsel theilt, mit jedem Neulinge der Spass aufgeführt, daß jeder ältere Flößer einen Stiefel auszieht und dem Neulinge, „Fritz“ genannt, mit der Stiefelsohle eines herunterstreicht und dazu die Worte spricht:

„Nerk dir, wo ist auf der Weichsel nach Danzig der Weg
Und führt auf der Nogat nach Elbing der Steg!“

Darauf erklären ihm die galizischen Schiffer, wie so es gekommen, daß sich hier die Weichsel theile. Es lebte nämlich einst eine polnische Königin, namens Wandola. An ihren Hof kamen ihr Bruder und ihre Schwester und baten sie um eine Bedienstung. Der Bruder hieß Bug und kam aus Wolhynien und die Schwester hieß Narwa und kam aus Litauen. Beiden gieng es gut an dem Hofe der Fürstin, aber die Narwa wurde mit der Zeit hochmüthig und wollte größer sein selbst als die Königin. Da wurde die Anhöhe, bei welcher sie gerade standen, aufgefordert zu entscheiden und diese erklärte, daß die Fürstin größer sei, als ihre dienende Schwester. Durch dieses Urtheil höchlichst beleidigt, warf sich die Narwa nach rechts und heißt heutzutage Nogat und die Wandola gieng ihres Weges in das Meer.

Interessant ist auch die Rückkehr der Flößer von dem fernen Danzig, nachdem sie ihre Ware sammt dem Floße verkauft haben. Diese geschieht bandenweise, zu Fuß, unter Vorschritt eines Geigers, da laufen aus den Dörfern und Gehöften die Menschen heraus und sehen ihnen noch lange nach und obwohl es von dem Meere bis zu den Karpaten recht weit ist, so wird der Weg doch mit jedem Tage kürzer, die schöne Gotteswelt zerstreut ebenfalls den Menschen und bei Spiel und fröhlichen Heimatliedern kommt einem die liebe, traute Wohnhütte auch früher entgegen als sonst.

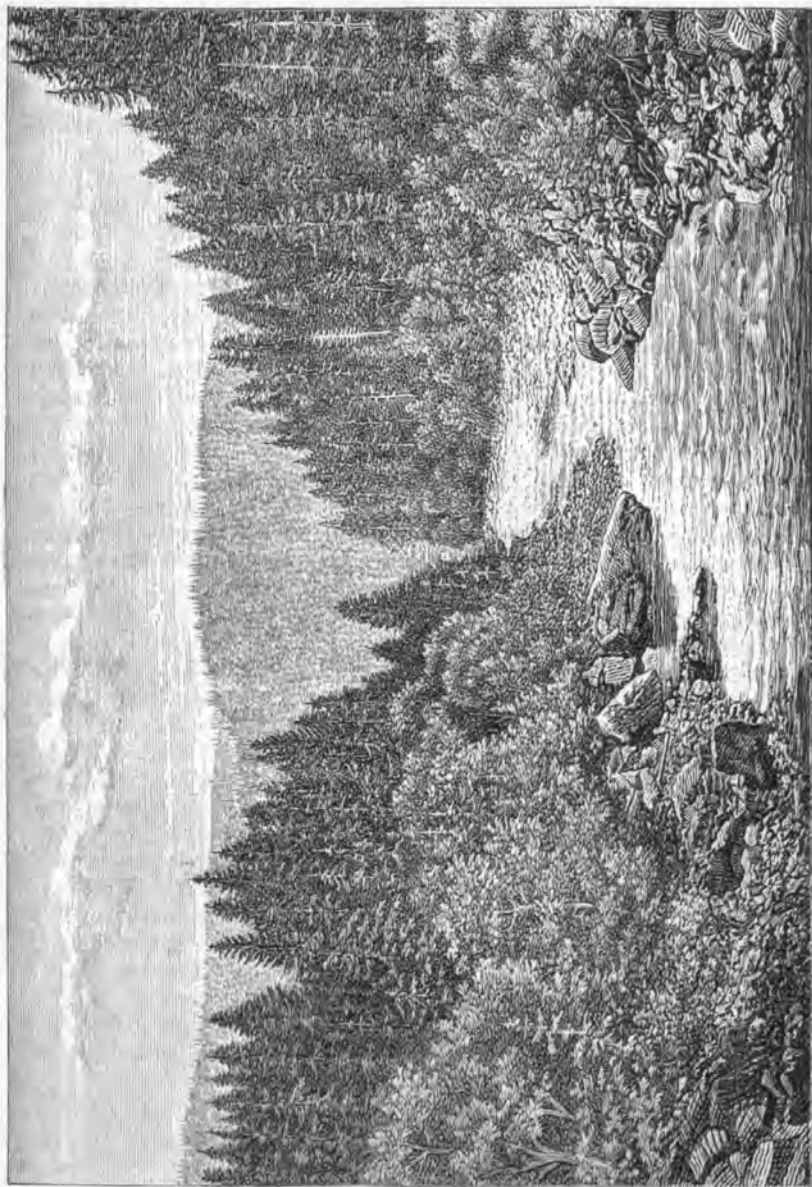
Der galizische Flößer trägt heute, wie vor Jahrhunderten, einen Strohhut oder die Mazurenmütze, einen Kittel, der von einem Ledergürtel zusammengehalten wird und ruft mit offener Brust noch heute seine Lösungsworte: „aufs Wasser,“ „zu Land,“ „Achtung“ u. s. w. und beide Ufer

hören gerne diese vertrauten Laute, ohne welche es auf der Weichsel so still wäre, wie auf einer verwünschten Straße; so aber ist hier Leben und Bewegung von dem ersten Morgenroth bis zum Anbruch der finstern Nacht. Da siehst du auf den Flößen in verschiedener Entfernung rothe Feuer glänzen und hörst fröhliche Geigentöne und lustige Mazurenlieder; früher wenigstens war auf jedem Floße ein Mann, der die Geige zu streichen verstand, um seinen Kameraden die beschwerliche und gefährvolle Reise zu versüßen. Erst wenn die schwarze Nacht die Erde vollends bedeckt und der lichte Mond nicht am Himmel heraustritt, um sich im Weichselspiegel zu schauen, wird es auf den Flößen stille und sie fahren auf den knirschenden Sand an. Aber kaum röthet der erste Strahl des Morgens die Hügel, so knarren die Ruder in den runden Öffnungen und stechen mit gleichmäßigem Takte in das weissauffschäumende Wasser. Langsam heben sich die Nebel über dem Strome und die Schiffer rufen freudig: „Die Alte^{*)} steht auf! Die Alte steht auf, der brave Vetter hat sie aus dem Schlaf geweckt!“

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Hauptstrome Galiziens, dem Dniester. Sein Stromgebiet umfaßt beinahe den dritten Theil des Landes. Er entspringt bei Dniestrzyk dubowy, in demselben Gebirgsarme der Karpaten, wie der San. Die Länge seines Laufes innerhalb des Landes beträgt 455 km. Unterhalb Horodenska bildet er die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina und von Dunt bis Okopy die Grenze zwischen dem galizischen Podolien und dem russischen Bessarabien. Der Dniester empfängt auf dem rechten Ufer in Galizien: die Bystrzyca, den Strnj, die Swica, Siwka, Komnica, Kutwa, die zweite Bystrzyca und schließlich das Flüsschen Tlumaczek. Auf dem linken Ufer münden in den Dniester: die Smolnica, der Strwiaz, die Wereszyca, Szczerka, Zubrza mit der Bóbrka, der Swirz, die Lipa (die „faule“ und die „goldene“), der Koropiec und endlich die podolischen Zuflüsse: die Strypa, der Seret, die Niclawa und zuletzt der Zbrucz, der Grenzfluß gegen Rußland. Oberhalb Mizniów überschwemmt der Dniester die nach ihm benannte Ebene jährlich 3–4mal und zwar während der Schneeschmelze und nach großen Gewittern, unterhalb dieses Städtchens, wo er die uralisch-karpatische Landhöhe durchbricht, sind seine Ufer hoch und meistens steil. Der Dniester ist von Rozwabów an schiffbar und man verfährt auf ihm und seinen größten Karpatenzuflüssen Holz und Getreide; aber der Entwicklung der Schifffahrt stehen Sandbänke, Felsenriffe, plötzliche Krümmungen und sein unregulirtes Bett im Wege. Seit einigen Jahren wird er jedoch schon von einem kleinen Dampfschiffe befahren.

Größere Seen besitzt das Land nicht, dafür ist es reich an Teichen. Gegenwärtig noch beträgt der Flächeninhalt der galizischen Teiche 524 km² und früher gab es ihrer noch mehr; einige aber sind ausgetrocknet, andere

*) Baba, eine uralte slawische Gottheit, Symbol der allnährenden Sonne.



Landchaft am oberen Engler.

abgelassen worden. Die meisten Teiche hat das galizische Podolien, wo die Flüsse gewöhnlich zu Teichen gestaut werden, dann die Weichselgegend in den Herzogthümern Ostwieim und Zator.*)

Mineralquellen findet man in großer Menge, aber nur die kleinere Zahl wird benutzt. Am bekanntesten sind die Sauerlinge von Szczawnica, Krzynica, Mzegeń,**) Tylicz, Wyśowa u. a. m., die jod- und bromhaltigen Heilquellen zu Zwonicz, die Schwefelquellen zu Swojsowice, Krzeszowice, Konopówka, Szko und Lubień, die Soolbäder zu Wolechów, Delatyn, Końów und Rabla und die heiße, nicht mineralische Quelle in Saszczówka.

Ausgebreitete Sümpfe und Moräste findet man in der Weichselgegend und an dem Dniester. In der Weichselebene sind die Sümpfe mit Wäldern umgeben, die Dniestersümpfe und Moräste sind dagegen nicht bewachsen und bilden zur Zeit der Überschwemmung ungeheure Wasserspiegel, aus welchen hier und da eine auf einem künstlichen Damme gebaute Straße hervorragt.

Galizien hat theils wegen seiner continentalen Lage, theils wegen seiner nördlichen und östlichen Abdachung, sowie auch wegen des Mangels einer das Land vor den Nordwinden schützenden Wehre, das rauheste Klima unter den österr. Kronländern. So zeigen z. B. Prag und Lemberg, beide unter demselben Breitengrade gelegen, doch eine bedeutende klimatische Verschiedenheit, indem der Unterschied zwischen den äußersten Graden der Sommer- und Wintertemperatur in Prag um 18° C. geringer ist als in Lemberg. Die Amplitude***) in Galizien beträgt fast 85° C. Besonders der Osten hat scharfe Winter, ein kurzes und nasses Frühjahr und einen schönen, heitern, wie auch gewöhnlich lang anhaltenden Herbst. Das rauheste Klima hat Podolien. So beträgt die mittlere Jahrestemperatur in Krakau 8·5°, in Lemberg 7·9° und in Tarnopol nur 6·1° C.

Im allgemeinen unterscheidet man in Galizien einen dreifachen Klimagürtel, 1. den gebirgigen, 2. den der Ebene und 3. den des podolischen Landrückens.

In der gebirgigen Zone unterscheidet man wieder: das Hochgebirge, das Mittelgebirge und das Land am Fuße des Gebirges mit den breiteren Flußthälern. Der volle Charakter des Hochgebirges offenbart sich in der Tatra und ihren Thälern. Ihre Gipfel reichen nahe an die Schneegrenze und zwischen ihnen liegen einzelne vereiste Schneefstellen von einem Winter zum andern. Nur Moose und Flechten heften sich an die nackten grauen Felswände und erst am Fuße der Hochgipfel, von 2100–1500 ^m, sind an den Rändern der zwischen den Gipfeln eingebetteten Seen Gebirgsweiden zu finden, von einer balsamisch duftenden und farbenkräftigen

*) Die linksseitigen Zuflüsse des Dniester allein durchfließen 550 Teiche. **) Das polnische Kz und Z werden ungefähr so ausgesprochen wie das französische j. ***) Amplitude heißt die Differenz des wärmsten und kältesten Monates.

Alpenflora bedeckt. Die niedriger gelegenen Gebirgshalden von 1675 ^m/ sind oft mit ausgedehntem Knieholz- und Wachholder-Gestrüpp bedeckt, dazwischen ab und zu eine verkrüppelte *pinus cembra*, genannt „limba“, der einzige Baum, der sich hier hinaufwagt. Auch auf diesen Halden sind im Sommer die Schneestürme häufig und im Frühjahr und Herbst rasen hier warme, orkanähnliche Winde, die schwere Wolken- und Nebelmassen vor sich hertreiben, im Frühjahr plötzliche Schneeschmelze herbeiführen, sich dann in die Thäler stürzen und in Begleitung von peitschenden Regen und kleinern Steinen daherfegen, von den Szalassen Dächer abreißen, Bäume brechen und mitunter einen ganzen Fegen eines Kieferwaldes herausreißen und mit ihm im wilden Graus durch die Lüfte jagen. Der Mensch, von einem solchen Teufelswetter überrascht, vermag sich nicht auf den Füßen zu erhalten, weshalb er auch hier seine Wohnung nicht für beständig aufschlägt, sondern nur im Sommer, der Viehweide wegen. Ständige Bewohner dieser Steinwüsten sind nur die Gemsen, Murmelthiere und von den Vögeln der siwarnik, wróbel skalny, ein kleines Vögelein, das sein Nestchen in dem Knieholze baut und der gazda szalasnny. An der untern Grenze der Halden, um 1485 ^m/, zeigen sich schon die Kiefern, welche mit Birken, weiter unten mit Lärchen gemengt sind und 1290 ^m/ hoch sich schon in der Gesellschaft von Fichten zeigen. Alle haben einen warmen dunkelgrünen Fußsack von Moos und Heidelbeeren. Diese Region heißt beim Volke: Regle (Kiegel) und in ihr liegen die steil abstürzenden Tatrathäler, in deren Tiefe die Gebirgsbäche schäumend wie von einer Felsentreppe herabstürzen. Noch weiter abwärts, um 1180 ^m/, wo zu den genannten Bäumen einige Buchen kommen, auf der Sonnenseite, erfreut unser Auge das erste Haferfeld, das freilich nicht immer reift und schon nach dem ersten Schneefall abgemäht wird. Hier und da steht eine verlorne Hütte, Dörfer aber gibt es erst in den tiefern Ebenen. Außer Hafer, etwas Gerste, Kartoffeln, Sommerkorn, Flachs, etwas Kraut, Petersilie, Salat, Kunkelrüben und hier und da Erbsen, wächst hier nichts mehr. Die Hütten werden vom Horn und der Weide beschattet und der Kirschbaum ist gar selten und selten auch reift seine Frucht. Erst in den Dörfern der Neumarkter Ebene gewahrt man an den Häusern auch andere Obstbäume, deren Früchte aber auch nicht immer reifen und auch sonst klein und hart bleiben. Auf keiner Hütte sieht man ein Storchnest und den arbeitenden Landmann erfreut nicht die trillernde Lerche, noch flötet im Busche die Nachtigall. Der Winter dauert 8 Monate, der Wald zieht erst um Pfingsten sein neues Kleid an, der Schnee fällt oft schon Ende August und von dem letzten bis zum ersten Frost ist nur ein Intervall von 12, mitunter nur von 10 Wochen.

Im Mittelgebirge werden die Wälder schon öfters von Gebirgswiesen, welche vortreffliches wärziges Heu liefern, durchbrochen. Die Waldränder

sind von dichtem Farrenkraut und Himbeeren ausgefüllt und ihre warme Unterlage bildet eine dicke Decke von Moos und Heidelbeeren. Das Ackerland zieht sich nur in den Flußthälern hinauf und reicht mitunter bis zu den Wäldern heran, in welchen der Bär, der Wolf und der Eber wohnen. Auch das Haselhuhn, Auer- und Birkhähne sind ziemlich häufig und in den abseitigen Thälern graben sich die Dachs Höhlen und halten sich noch Firsche und Luchse auf. In den Gebirgsbächen schießen Forellen herum und im obern Dunajec laicht der Fuchs.

In den Gegenden am Fuße des Gebirges tritt der Frühling um 3 Wochen früher ein und der Schnee fällt 5 Wochen später als im Hochlande. Neben den Nadelwäldern werden schon die Laubwälder häufiger, während sich in den Thälern ein mannichfaches Pflanzenleben entwickelt. Du siehst vereinzelte Eichen, die Hütten umgeben größere Gemüse- und Obstgärten und das Kirchlein beschatten süßduftende Linden und Weißbirken. In den wärmern Thälern begegnest du den ersten Störchen und mit diesen kommen als liebe Gäste die Lerche und die Nachtigall, welche im Vereine mit der Wachtel und Schwärmen von Spazern Feld und Busch beleben.

Nun wollen wir die kühlen galizischen Ebenen charakterisieren. Wir beginnen mit der Gegend bei Niepolomice, welche einen Theil des breiten Waldgürtels bildet, der die Ebene bedeckt. Zwischen der Raba und dem Dunajec ist die Gegend noch freier, der Frühling kommt zeitlicher, der Sommer ist warm und der Erntekranz wird um 3 Wochen früher gewunden als weiter gegen Norden. Aber vom Dunajec an zieht sich eine weite Sandebene bis an den Bug und Styr. Auf der westlichen Hälfte dieses ausgedehnten waldbewachsenen Sandgürtels überwiegen die Fichtenwälder, gemischt mit Tannen und Kiefern, auf der östlichen Hälfte verschwindet in den Wäldern die Kiefer und die Fichte behält die ausschließliche Herrschaft. Einst wimmelten diese Wälder von wilden Thieren, von Uren, Wisenten und Bibern, die aber gegenwärtig verschwunden sind. Hier hielten die Jagiellonen ihre großen Hofsagden, während heutzutage sich hier nur Rehe, Böcke, Eber und Wölfe aufhalten. Eine Ausnahme in diesem weiten Waldgürtel machen die Gegend von Belz und die Weichselufer. Um Belz tritt der Sand zurück und man hat einen äußerst fruchtbaren, dem podolischen gleichen Ackerboden vor sich und die Weichsel bedeckt, soweit sie austritt, die Ufer mit einem feinen, mit Sand gemischten Mulm, in welchen man ohneweiters Weizen säet. Scharen von Sumpfs- und Wasservögeln beleben die Stromufer und zur Zeit des Hochwassers kommen Meerkrähen hergefliegen und ziehen Större stromaufwärts. Das diese Ebene südlich begrenzende Hügelland zwischen dem Wislok und dem San ist der wärmste Theil derselben und auch sehr fruchtbar, aber infolge der thörichten Waldvernichtung versiegten viele Quellen und wurde das Land stellenweise dürr. Mit dem Walde verschwanden auch seine Bewohner. Außer dem Fuchse und dem

Hasen, auf den Wiesen dem Wachtelkönig und der Sumpfschnepfe und auf den Feldern der Wachtel und dem Rebhuhn, gibt es hier kein Wild.

Auf der podolischen Hochebene ist die Luft kälter, der Frühling später und der Sommer heißer als auf der Ebene oder im Hügellande. Unabsehbare Flächen neigen sich gegen Süden bis zu den ukrainischen Steppen, mit welchen Podolien zusammenhängt. Weiterstreute Dörfer mit einigen Kopfweiden am Bache oder Teiche, erscheinen wie grüne Flächen inmitten wogender goldiger Getreidesteppen; soweit das Auge reicht, nichts als Getreide und Heidekraut. Du fährst einen Tag lang und siehst keinen Baum, der Schatten verstreut, kaum daß ein am fernen Horizonte auftauchender und wieder verschwindender Wald einige Abwechslung in die Einförmigkeit der Gegend bringt. Mehrjährige Brachfelder bedecken sich mit Disteln von blaßrother Farbe und dehnen sich aus wie ein unabsehbarer niedriger Wald, in welchem ganze Schwärme summender Bienen den köstlichen Honigseim aus den rosigen Disteldolden sammeln, Herden von Hasen tummeln sich fröhlich in diesem Dickicht herum, besonders zur Herbstzeit, wo ihnen das einheimische Heidekraut keine Zuflucht mehr bietet. Eine schwere Staubwolke zieht hinter deinem Reisewagen daher, die Hirtenjungen kommen zur Straße gelaufen, denn auf der einförmigen Steppe ist ein rollender Wagen schon ein Ereignis, sie grüßen dich artig und verbiegen sich tief und wenn du schon längst vorüber bist und dich umschaust, so wirfst du sehen, wie noch die Augen der Jungen dir sehnächtig nachsehen.

Im Winter freilich ändert sich die Gestalt des Landes, schwere Schneemassen stürzen auf die Hochebene hernieder, rasende Steppenstürme treiben hier oft ihr Spiel, gespenstige Schneetromben wirbeln und peitschen alles durcheinander, Himmel und Land, kein Baum orientiert dich, du mußt dich dem Instincte der Pferde überlassen und bist froh, das nächste Dorf erreicht zu haben. Und doch blicken die andern Galizianer mit Neid nach der Hochebene hinauf, denn der schwere schwarze Boden, der mit 4 oder 6 Ochsen vor dem Pfluge gestürzt werden muß, ist äußerst lohnend und macht die Ernte des Podoliers, zu welcher sich, freilich ungebeten, ungezählte Tausende von Hamstern und Legionen von Feldmäusen einstellen, wirklich neidenswert.

Wenn du von der Hochfläche in eines der Flußthäler hineinfährst, so glaubst du dich durch Zauber in eine ganz andere Gegend versetzt. Während es auf der Hochebene wenig windfreie Tage im Jahre gibt und man ohne wärmere Kleidung auch im Sommer friert, rührt sich im Flußthale kein Blatt und brütet die Gluthize, und während im Frühjahr oben noch der Winter hauset, blühen unten schon Birken und Obstbäume. Deshalb vertriehen sich fast alle podolischen Dörfer in die Flußthäler. Die Ränder derselben sind mit Haselnuswäldern, öfters im bunten Wechsel mit Birken und Erlen, bekleidet; dort schleicht der Fuchs, gräbt sich der Dachs seine Höhle und im Winter verirrt sich mitunter der Wolf hieher. Fast

in jedem Dorfe wird der Fluß oder Bach gestaut, auf welche Weise zahlreiche Teiche entstehen, bevölkert von reicher Fischbrut. Hier nisten massenhaft wilde Wasservögel und tummeln sich Scharen von Hausgänsen und Enten und auf der Wanderschaft halten hier Schwärme von Störchen und Kranichen Rast, Schwäne kehren ein und mitunter läßt sich auch der aristokratische Pelikan sehen.

Nachdem wir in einigen Strichen das Land zu zeichnen versucht haben, wollen wir uns die Leute ansehen. Galizien hat 5,958.907 Einwohner, davon sind 3,058.400 Polen, folglich 51 $\frac{1}{10}$, 2,549.707 Ruthenen, folglich fast 43 $\frac{1}{10}$, und 324.336 Deutsche, also 5.4 $\frac{1}{10}$. Die Polen sind, obwohl nicht ausschließlich, römisch-, die Ruthenen ebenso griechisch-katholisch. *) Was die Religion anbetrifft, bekennen sich 2,714.977 Einw. zur römisch-katholischen, 2,510.408 zur griechisch-katholischen Kirche; außerdem gibt es 686,596 Israeliten, während die übrigen anderen Confectionen angehören. Das Land nimmt eine Fläche von 78.507.89 km^2 ein.

Die Wohnsitze der Ruthenen erstrecken sich über Ostgalizien von der Grenze Bukowinas bis an den Wislok, den linksseitigen Nebenfluß des San, berühren aber im Süd-Westen des Landes mit einem keilförmigen Streifen den Poprad und den Fuß des Tatragebirges. Alles übrige, vorzüglich aber Westgalizien, nehmen die Polen ein, welche sich auch in Ostgalizien hie und da in sporadischen Colonien niedergelassen haben und in den größeren Städten daselbst die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachen. Außerdem nehmen noch die Ruthenen die größere Hälfte Bukowinas und einige Comitate Nordungarns, die Polen hingegen einen Theil des Teschener Gebietes ein.

Wir beginnen unsere Schilderung mit den Polen und zwar denjenigen, welche die westgalizische Ebene und das Hügelland daselbst bewohnen, den Mazuren (und Krakusen) und gehen dann zu den polnischen Góralen, insbesondere den Podhalanen über; sodann folgen die Ruthenen, insbesondere die Huzulen, Bojken und Podolier und den Schluss werden die Deutschen und Juden bilden.

Der Mazure, um Krakau herum der Krakuse genannt, ist ein kräftiger Mensch, aus seinem Antlitz spricht die Gesundheit. Er ist mittelgroß, gedrungen, breitschultrig, hat im allgemeinen dunkles Kopfhaar, das straff auf die Schulter herabfällt. Die Gesichtszüge sind hübsch und einnehmend, die Sprache laut und gedehnt. Er denkt zwar langsam, aber urtheilt über Sachen, die in seinem Gesichtskreise liegen, mit reifem Verstande und die Art, wie er sein Urtheil ausspricht, geschieht mit einer natürlichen logischen Anordnung der Gedanken. Er ist vorsichtig, ja mißtrauisch und zu

*) Hier haben wir das Resultat der letzten im Jahre 1881 vorgenommenen Volkszählung gegeben. Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1881, 1. Heft. Erste Abtheilung. Herausgegeben von der k. k. stat. Central-Commission. Wien 1882.

mechanischen Einrichtungen sehr anstellig. In Widerwärtigkeiten zeigt er Ausdauer, in Regen, Schneegeköber und Frost geht er leicht gekleidet und zeigt sich überhaupt gegen klimatische Einflüsse erstaunlich abgehärtet. Unglücksschläge trägt er mit Geduld und Geistesgegenwart und weiß sich zu helfen, wogegen Jähzorn die Schattenseite seines Charakters bildet.

Die Feiertagsstracht des Krakusen gefällt jedermann. Ein Halstuch kennt er weder im Sommer noch im Winter. Das Hemd mit engem Kragen und anliegenden Ärmeln, die durch ein Bändchen zusammengehalten werden, wird über das Beinkleid getragen, darüber wird ein breiter Ledergürt geschnallt, der mit Stiften und runden Plättchen aus Messing geschmückt und beschlagen ist. An dem Gürtel hängt ein Messer, ein sogenannter Taschenzeitel; die Pfeife mit dem kurzen Rohre steckt hinter dem Busen oder im Stiefel. Das Beinkleid besteht bald aus Leinwand, bald aus gelb ausgearbeitetem Leder. Die Stiefel aus Buchtenleder reichen bis an die Knie und sind an den Absätzen mit hohen eisernen Hufeisen beschlagen, die dem Träger auf dem glitschigen mazurischen Boden gute Dienste leisten und mit denen er gewohnt ist, beim Tanze den Takt zu schlagen. Die Klappe



Ein Krakuse.

ist niedrig, viereckig, im Handel unter dem Namen Krakuska bekannt, mit einem carmoisinrothen Obertheile und engem Untertheile von schwarzem Schaffell. Über die Schulter zieht er einen granatfärbigen Rock, der mit ponceaurother Seide gestickt ist.

Von gleicher Schönheit ist die Tracht der Frauen. Die Mädchen flechten das Haar zu einem Zopfe zusammen, der schwer über die Schultern fällt und am Ende mit einem farbigen Bunde zusammengehalten wird. Das Hemd ist am Hals tragen, auf den Achseln und Ärmeln mit carmoisin-rother Seide oder ponceaurother Wolle geschlungen oder gestickt. Verheiratete bedecken die Haare bald mit einem runden Netze, bald mit einer Haube, bald wieder mit einem weißen Tuche, dessen Enden sie rückwärts über die Schultern herabhängen lassen; den Hals schmücken sie mit verschiedenfarbigen Perlen, mit echten oder nachgemachten, oder mit Korallen. Das Corset ist von Kamelet, zuweilen von Atlas oder einem andern Seidenstoff. Sie hüllen sich inshawartige Tücher von feiner Leinwand oder Spitzen. Der verschiedenfarbige Rock reicht bis an die Knöchel. Statt der Schuhe tragen sie gewöhnlich Stiefletten mit hohen Absätzen. Zur Winterzeit haben die Wohlhabenderen einen Oberrock mit Schafsfell gefüttert, der aber nur bis an die Knie reicht, die Außenseite desselben ist granatfarbig oder grün, nie anders. Zur Zeit der ländlichen Festlichkeiten, besonders bei Hochzeiten, schmücken die Mädchen ihre Köpfe mit sammtenen Stirnbinden, die mit einer Masse von Bändern aufgeputzt sind.

Bei den Mazuren und Krakauern bildet die Landwirtschaft die Hauptbeschäftigung. Sie wohnen in autständigen Hütten, die innen weiß getüncht und rein gehalten und gewöhnlich von einem Obstgarten umgeben sind.

Die Krakauer unterscheiden sich von den übrigen Mazuren nicht etwa so sehr in der Mundart, sondern mehr durch ihre größere Energie und der Ruhm dieses energischen, die Stadt Krakau umwohnenden Volksstammes verweht sich mit den ältesten Berühmtheiten der polnischen Geschichte und selbst noch bis in die neuesten Zeiten herab waren die Krakauer die tapfersten und eifrigsten polnischen Patrioten. Sie waren es, die unter „Vater Kosciuszko“ die verlorene Sache des Vaterlandes nochmals aufnahmen, hier feierte auch Kosciuszko seine schönsten Triumphe, aus Krakauer bestanden jene welt-historischen Sensenmänner, die unter Absingung ihrer feurigen Nationalweisen die feindlichen Batterien stürzten und an deren ungebrochener Tapferkeit der Ansturm russischer Kürassierregimenter zerschellte.

Und wer kennt nicht diese unter dem Namen Krakawianen bekannten Weisen, strogend von Energie und Lebenslust, die durch die österreichischen Militärkapellen in alle Welt verbreitet wurden und die sich von den melancholischen Weisen der übrigen Slaven so vortheilhaft unterscheiden? Fröhlich singend bebaut der Krakauer die heimische Erde, singend schlägt er sich heldenmüthig für dieselbe, ja Musik und Gesang kennzeichnet so recht sein Wesen; auch ist er, wie überhaupt der Galizianer, ein vortrefflicher Reiter.

Als Kaiser Franz Josef I. im Herbst des Jahres 1879 Galizien mit seinem Besuche beglückte, waren es berittene Krakauerbänderien, welche



Straßen dem Monarchen huldig. (Kaiser Franz Josef in Straßburg.)

die Kutsche des geliebten Monarchen auf seinen Ausflügen in der Umgebung von Krakau in raschem Ritte geleiteten, und allenthalben bewunderte man die Geschicklichkeit der Reiter und die musterhafte Ordnung, welche sie einhielten. Beide Eigenschaften zeigten sich in noch höherem Glanze bei dem ländlichen Erntefeste und der Bauernhochzeit, welche den Abschluß der damaligen Krakauer Festlichkeiten bildeten und deren wir in Kürze gedenken wollen. Obgleich die Erwartungen, mit denen man diesen Festen entgegen sah, groß waren, wurden dieselben durch die Wirklichkeit überboten. Gegen 7 Uhr abends setzte sich der Bauernzug in Bewegung. Voran schritten etwa 50 Bauernkinder mit Töpfchen und kleinen Körben in den Händen. Die Musik spielte Krakauer Volkslieder. Nach kurzer Pause zeigte sich ein Bauer von rechenhafter Gestalt als Träger eines mit einem Getreidekranze gezierten Banners, von welchem 9 verschiedenfarbige Schärpen ausgingen, deren Enden 9 schön gekleidete, blumengeschmückte Bauernmädchen trugen. Diesen folgten 4 Mädchen, deren Haupt mit je einer der 4 Getreidearten bekränzt war. Dann kamen 4 höchst malerische Gruppen, welche alle 4 Getreidearten symbolisch darstellten. Am schönsten repräsentierte sich die Gruppe, welche den Weizen, gleichsam als König des Getreides, darstellte. Sechs reizend gekleidete Mädchen trugen einen riesigen Kranz von Weizenähren, ihnen zur Seite schritten rechts und links je zwei im Sonntagsstaate gekleidete Bauernpaare. 25 schöne Bauernmädchen, mit Sicheln in den Händen, welche die Erntearbeit vorstellten, schlossen den Zug ab. In ähnlicher Weise umgaben die nächstfolgenden drei Gruppen einen Kornkranz, einen Kranz von Gersten und einen von Haferähren; jede dieser folgten je 6 Mädchen mit Sicheln sowie je 12 Senzen- und Rechenträger. In der Nähe der Residenz angekommen, ordneten sich die Gruppen unter den Klängen der Volkshymne, worauf unter Absingung von Krakauer Volksliedern vor dem auf dem Balkon stehenden Monarchen die Bauernpaare den Tanz Krakowial aufführten.

Dem Erntefestzuge folgte der Festwagen, welcher die Gemüse und Gartenfrüchte symbolisierte. Derselbe stellte eine aus Gemüse und Gartenfrüchten gebildete Pyramide dar, auf deren Frontseite die kaiserlichen Initialen prangten. Diesem folgte eine Schar von Bauern und Bäuerinnen, welche Blumensträuße sowie Brot mit Salzkristallen trugen, das sie dem Kaiser darbrachten. Diesen folgten zwei mit Garben beladene, von Bauern und Bäuerinnen besetzte Festwagen, die unter heiteren Gesängen vorüberzogen.

Raum hatte man Zeit, sich von dem Eindrucke dieser musterhaft vollzogenen Evolutionen zu erholen, als die Doppel-Bauernhochzeit sich entsfaltete. Voran kamen etwa 40 als Brautwerber geschmückte Krakauer zu Pferde, die wie die wilde Jagd unter Vivatrufen vorüberfausten, dann ertönten die lustigen Weisen der Fidel, Flöten und Bassgeigen der Bauernmusik. Unter dem Gesange und übermüthigen Jauchzen der Bauern zogen

an 40 festlich geschmückte, mit Hochzeitsgästen besetzte geräumige Weiterwagen vorüber. Jeder Wagen war mit 4 Pferden bespannt und zu beiden Seiten jedes Wagens ritt ein Geleite von Bauern. Alles wurde mit der dem Kratufen angeborenen zierlichen Leichtigkeit ausgeführt und als die ganze Hochzeitsgesellschaft, vor der Residenz einen Kreis bildend, den Kratowiak tanzte und Volkslieder singend vor dem Kaiser zierliche Verbeugungen machte, da glaubte man nicht ein Volksbild, sondern ein eingeschultes Ballet vor Augen zu haben.

Doch genug von den Kratufen, wir wenden uns jetzt zu den westgalizischen Gebirgsbewohnern, den polnischen Góralen. Ihre Wohnsitze fangen im Westen an den Quellen der Ostrawica, eines Nebenflusses der Oder, an und ziehen sich bis zum Quellgebiete des Poprad, wo das ruthenische Góralenthum beginnt. Gegen Mittag bildet die Grenze der Kamm der Karpaten und gegen Mitternacht reichen ihre Wohnsitze so weit, als das eigentliche Gebirge reicht; denn der Górale, als echte Gebirgspflanze, gedeiht nur im Gebirge selbst und nur nothgezwungen steigt er von demselben in die Ebene herab, von deren Bewohnern er sich, obzwar derselben Nationalität angehörend, durch Tracht, Sitte, Gewohnheit, Lebensweise und Beschäftigung unterscheidet. —

Einen so großen Einfluß üben die geographische Lage und die durch sie bedingten Lebensverhältnisse auf den Menschen!

Der Górale ist gewandter, arbeitsamer und flinker als der Bewohner der Ebene. Sein gebirgiges Land, das außer Hafer nichts weiter gedeihen läßt, zwingt ihn, in der Ebene sich sein Brot zu suchen, wo er aber gewöhnlich nicht lang aushält, denn er bekommt das Heimweh und kehrt, wenn es irgend nur möglich ist, wieder in die Heimat zurück, ungeachtet



Tatra-Góralen.

der bittersten Armut und der härtesten Mühsal, die ihn hier erwarten. Der Górale ist ein geschickter Tischler, Zimmermann, Böttcher und führt Schindeln und Latten auf den Markt der Städte; ein anderer bearbeitet Mühlsteine; ein dritter nimmt die Sense in die Hand und schreitet als fleißiger Mäher in das Hügelland herab, dort siehst du einen Góralen mit Drathbinderei beschäftigt, da setzt einer Fenstergläser ein oder handelt mit grober Leinwand, wiederum andere fangen Krammetsvögel, trocknen Fische und verkaufen Wachholderast. Erst spät im Herbst kehren sie mit ihrem kärglichen Erwerbe in die geliebte Heimat zurück.

Diesenigen von ihnen, welche zu Hause bleiben, treiben Schafe auf die hohen Gebirgshalden und bereiten hier Schaffkäse, die sogenannte „Bryndza.“ Andere fällen Bäume, flößen Holz und verdienen sich auf ebenso mühselige Weise ihren Lebensunterhalt, wie ihre in der Ebene schwer arbeitenden Brüder. Hat der Górale ein Stück Haferbrot, und sei es auch noch so hart wie ein Bein, es genügt ihm; hat er auch noch Kartoffeln und eine aus Mehl und gesäuertem Haferschrott erzeugte Suppe (Zur), so ist der höchste seiner Wünsche erfüllt.

Gleichwohl ist der Górale ein gesunder, starker und fröhlicher Mensch. Seine Pieder haben Ähnlichkeit mit den Krakowiaken und seine Tänze ähneln dem serbischen Kolo: mitten in seinen Luftsprüngen wirft er seinen Aststock in die Höhe und schwingt ihn, nachdem er denselben äußerst behende auffing, über seinem Haupte. Die Mädchen stehen im Kreise, harrend des Augenblicks, wo die Aufforderung zum Tanze an sie kommt. Er ist hoch und schlank gewachsen wie die Gebirgssichte und die Gastfreundschaft ist ihm eine angeborene Tugend. Wenn der Fremde, Schutz für die Nacht suchend, die Schwelle seiner Thüre betritt, so reicht ihm der Górale freundlich die Hand und spricht: „Seid willkommen! Was werden wir euch vorsetzen? Wir haben nichts als Milch und Schaffkäse“ — und ohne die Antwort abzuwarten, stellt er gleich alles, was er hat, auf den Tisch.

Der Anzug des Góralen besteht aus einem kurzen, weißen oder braunen Mäntelchen aus Loden- oder Rentierleder, der Junia, das nicht zugeknöpft wird. Meist wird die Junia nur leicht um die Schulter geworfen und die Ärmel werden nicht angezogen. Das Hemd hat keinen Kragen und die weißen, eng anschließenden Hosen sind nach ungarischem Zuschnitt gemacht. Auf den Füßen trägt er Bundschuhe aus ungegerbtem Pferdeleder, die mit Schnüren an den Fuß festgebunden sind. Als Kopfbedeckung dient ihm zur Winterszeit eine hohe runde oder spitzige Schaffellmütze, zur Sommerszeit dagegen ein kleiner, in manchen Dörfern wieder kolossaler, runder Hut. Von der Schulter hängt eine lederne Tasche herab und die Brust bleibt auch beim stärksten Froste offen. Um die Lenden schnallt er einen ungewöhnlich breiten Gurt, der mit Messingknöpfen besetzt ist. Die Bewohner der Ebene lachen über diese Tracht und haben dafür auch das Sprüchlein:

„Der Górale mit dem Storchlein,
 Wen er will, den jagt er ein.“

Die Góralin ist gewöhnlich nur in weiße Leinwand gehüllt, was sehr zu loben ist, denn sie spinnt, webt und bleicht sich dieselbe im Hause selbst, in neuerer Zeit jedoch sieht man an Sonntagen auch schon seidene Corsete aus Krakau. Die Góralin hält sehr viel auf schneeweiße Hemden, die roth ausgenäht sind. Der kurze Rock ist von Perfail und über das Ganze wirft sie ein großes Umhängtuch von Musselin. Früher trugen die Góralinnen rothe oder gelbe Stiefel, gegenwärtig tragen sie Strümpfe und Schuhe, die vorne zu schnüren sind.

Ihre Häuser bauen die Góralen aus dickem Fichten- oder Lärchenholz und decken sie mit Schindeln oder Brettern. Im Innern wirst du eine Keinlichkeit antreffen, die den Bewohnern der Ebene unbekannt ist; im Gastzimmer wirst du häufig einen Kachelofen antreffen, stets aber einen Fußboden aus Eschenholz, sowie auch einen an der Wand hängenden Kasten mit Pulken für Teller, Gläser und verschiedenfarbige irdene Gefäße, zuletzt einen Tisch und Bänke, welche das Zimmer rings umgeben. Das Fenster ist zum Verschließen eingerichtet und die Thüre ist mit einem Schlosse versehen. Die Küche und die ganze übrige Einrichtung der Hausfrau birgt ein anderes Zimmer. Seitwärts der Hütte stehen ordentliche Wirtschaftsgebäude und in der Nähe des Hauses wachsen schöne Ebereschen, um das Haus vor den Herbststürmen zu schützen.

Den ganzen Reichthum des Góralen bilden ein oder zwei Pferdchen, einige Kühe und Schafe. Wer 100 Schafe sein nennt, ist ein reicher Mann.

So wie unter den Mazuren die Krakauer besonders hervorgehoben zu werden verdienen, ebenso zeichnen sich die Podhalanen*) unter den polnischen Góralen aus. Sie sind die echten Söhne des Hochgebirges, welche den Nordabhang der Tatern und das Thal von Neumarkt bewohnen. Sie halten sich auch für den ersten und tüchtigsten Góralenstamm und werden auch von den anderen Góralen als solcher anerkannt. Wenn du einen Podhalanen in der Fremde fragst: „Górale, woher seid Ihr?“ so wird er stolz den Kopf erheben und antworten: „ich bin ein Podhalane.“

Die Podhalanen beschäftigen sich meistens mit der Viehzucht, wo sie mit den Herden auf den weiten Alpenwiesen herumziehen, die den Thieren eine vortreffliche aromatische Weide bieten. Gewöhnlich weiden sie Schafe, weniger Rindvieh, Pferde und Ziegen. Wie in allen alpenmässigen Gebirgsländern, so interessiert auch in der Tatra das Austreiben des Viehes auf die Berge das ganze Dorf. Raun bringen die, welche man nach den Bergen ausandte, die freudige Nachricht, daß das Gras hoch gewachsen sei, was

*) „Gala“ heißt eine Alpenwiese, das Land unterhalb derselben, ja noch unterhalb der „Regle“ heißt „Podhale“ und die Bewohner desselben nennen sich: „Podhalanie.“

erst zu Ende des Mai oder zu Anfang des Juni eintritt, so rührt sich die ganze Bevölkerung des Dorfes, man reinigt die zur Wirtschaft in den Sennhütten (Szalaze) nöthigen Gefäße, man mietet die Hirten (Bacen oder Zuhafen), die Erfahrenen ertheilen Rath, wie man sich bei schlechtem Wetter, gegen Wölfe u. s. w. zu verhalten habe. Wenn nun alles geordnet ist und das Vieh auszieht, dann nehmen alle voneinander Abschied und wünschen sich Glück zu diesem Aufenthalte. Die Dshen haben ihre eigenen Hirten, die Kühe werden von den Mädchen und den noch unerwachsenen jungen Burschen gehütet; die Zuhafe sind die Schaf- und Ziegenhirten. In den aus Schwarten in den Thälern aufgeführten Häuschen, die man auseinandergelegt mit hinauf nimmt und die man Szalaze nennt, wohnen die Hirten; Stiere und Schafe, manchmal auch die Kühe übernachten in freier Luft.

Die Milchwirtschaft hat sich in den Tatern nicht so ausgebildet, wie in Tirol und der Schweiz und ist noch völlig in der Kindheit; die Schafwirtschaft aber hat eine größere Vollkommenheit erreicht. Jeder bereitet sich sein Essen selbst aus grobem Hafermehl; es besteht aus einer Art Sterz, der mit Butter oder saurer Milch genossen wird. In den Szalazen der Kuhhirten ist kein Vorgefester; jeder thut, was ihm beliebt. Ganz anders ist es in den Szalazen der Schaffhirten; diese stehen unter der Aufsicht des Baca. Die Eigenthümer vertrauen ihm ihre Schafe an, für welche er verantwortlich ist und ihre Anzahl, die mit der Größe der Bergweide im Verhältnis steht, beträgt gewöhnlich zwei- bis dreihundert Stück. Der Baca weist den Zuhafen die Zahl der Schafe und den Ort der Weide zu. Aus der Milch bereitet er den Käse.

Raum haben sich die Schafe an den Szalazen gesammelt, so theilt man sie in die Hämmer und Mutterschafe ab. Die ersteren gehen den ganzen Tag auf die Berge und ersteigen die unzugänglichsten Höhen, die anderen kehren mittags zurück und werden dreimal des Tages, morgens, mittags und abends, gemolken. Jedesmal wird die Milch in einen mächtigen kupfernen Kessel gegossen, der an einem eisernen Haken über dem Feuer hängt. Die Milch wird gesotten und Kälbermagen hinzugethan, worauf sie sich scheidet; dann bereitet der Baca mit kräftigen Händen den Käse. Die besten Gattungen kommen von denjenigen Schafen, die auf den hohen Bergen weiden und werden im Juli und August gemacht. In manchen Szalazen geben sie dem Käse allerlei merkwürdige Formen und oft muß man erstaunen, daß eine so meisterhafte Arbeit aus Käse gefertigt ist.

Während des Aufenthaltes auf den Bergen leben die Zuhafen von Schafmolke, in welche sie Käsestücke werfen, und diese einfache Nahrung ist der Gesundheit ausnehmend zuträglich.

Die Bergbewohner haben das einförmige Hirtenleben ausnehmend liebgewonnen und es läßt sich nicht leugnen, daß bei schönem Wetter der

Genuß der herrlichen Aussichten einen unaussprechlichen Reiz hat, den die Bergbewohner sehr gut auffassen. Das Herumstreifen mit den Schafen an den steilen Abhängen und das damit verbundene sorgenlose Leben stärkt einen kräftig gebauten Körper und macht den Geist munter und unternehmend. Dies ist die poetische Seite in dem Leben dieser Bergbewohner. Aber plötzlich ändert sich die Scene auf den Bergen, der Himmel umwölkt sich, es regnet unmäßig und häufig macht auch der Schnee das Hirtenleben sehr beschwerlich. Oft bedeckt der Schnee im Juli und August die Weiden einige Fuß tief; dann verlassen die Hirten ihre Szalaze und kehren in die Dörfer zurück. Die Schafe verlieren die Milch, ja sie erfrieren; Pferde kommen am meisten um. Sobald die auf den höheren Bergen weidenden Herden das Unwetter und der Schnee ereilt, verlaufen sich viele Thiere und so kommen sie mitten in den Sommermonaten um.

In jedem Szalaze ist der Hund unerlässlich, dieser treue Begleiter des Menschen am Pol, wie am Aequator, auf den weiten Blachsluren, wie auf den Gipfeln der Berge; gewöhnlich sind vier bis fünf Hunde zum Hüten da. Sie sind von einer eigenthümlichen, in den Ebenen unbekannten Rasse, die sehr den Neufundländern gleicht, nur hat sie lange, zottige Haare und ein längliches Maul. Ihre schwarzen Augen glänzen und zeugen von ihrer Kraft und Kühnheit. Am Tage gehen nur ein oder zwei Hunde mit den Schafen, nachts aber wachen alle bei den Hürden und schützen die Herde gegen Wölfe und Bären und gegen den gleich gefährlichen Feind, den Räuber. Wenn sich ein Fremder dem Szalaze nähert, so fallen die Hunde ihn an und würden ihn furchtbar zersleischen, wenn nicht die Hirten sie zurückriefen. Diese Hunde sind ihren Herren außerordentlich anhänglich und werden auch sehr hoch geschätzt. Wie die Hirten, nähren sich auch die Hunde von Molken und Milch und wollen nichts anderes.

Die Inhabazze verwildern manchmal. Viele Monate von den anderen Menschen entfernt, erhalten sie eine gewisse Herbeheit des Charakters, der sie bei dem geringsten Vorwurfe, den man ihnen macht, zu Ausschwitzungen führt. Aus Furcht vor der Strafe entfernen sie sich von dem Szalaz und treiben sich auf den Bergen umher, bis sie endlich zu Räubern werden. Gewöhnlich geben sich die Räuber schon durch ihr Äußeres kund, durch einen breiten Gürtel mit zahlreichen Schnallen und glänzenden Buckeln und durch eine Feder auf dem Hute. Sie fallen bewaffnet die Szalaze an, thun aber gewöhnlich niemandem etwas zuleide, sondern rauben nur die Käse und tochen sich am Abende einen Hammel in Milch, was für den größten Federbissen gilt. Die Bewohner der Szalaze nehmen gewöhnlich daran theil und die Räuber sind in den Szalazen gerade keine unwillkommenen Gäste. Manchmal fallen allerdings solche Räuber Reisende an, plündern Häuser und begehen Gewaltthaten; aber gewöhnlich beschränken sie sich auf den Raub von Käse und Hammelfleisch.

Jetzt wollen wir die Bewohner Ostgaliziens schildern, nämlich die Ruthenen.

Das kleinrussische Volk unterscheidet sich in Sitten und Tracht von den Mazuren und Góralen. Der Ruthene läßt das Haar bis zur Hälfte der Stirne herabwachsen und kämmt das Übrige nach rückwärts oder er rasiert den Kopf und läßt nur, gleich dem Tataren, von dem er die Sitte angenommen, auf dem Scheitel einen Zopf stehen, was aber jetzt schon sehr selten vorkommt. Er trägt einen Schnurrbart und das Haupt bedeckt er mit einer hohen Mütze aus schwarzem Lammfell oft mit einem Deckel oben. Das kurze grobe Leinwandhemd, das über die Hose getragen wird, reicht bis an die Knie — beim Gebirgsbewohner nicht einmal so weit — und der Kragen an demselben wird entweder von einem Bleiknopfe geschlossen, der ein färbiges Glas einschließt, oder von einem rothen Bande mit herabfallenden Enden. Die Hose wird mittels einer Schnur gebunden und über das Hemd ein langer bis an die Knöchel reichender Tuchrock oder Bauernkittel genommen, rückwärts mit einer Kapuze, die ein ausgenähtes Herz schmückt. Der Tuchrock wird mit einer aus rother Wolle gedrehten Schnur benäht und der Kittel wird von einem Gürtel aus verschiedenfarbigem Kamelot zusammengehalten. Im Winter, an Festtagen auch im Hochsommer zieht er über alles das sein Nobellleid, einen Schafspelz, an; die Stiefel haben keine Absätze, sie sind mit einem halbmondförmigen Eisenstücke beschlagen und im Winter umwickelt der Bauer den Fuß mit Stroh oder Fegen, weshalb auch beim Kaufe weniger auf das Anpassen derselben gesehen wird. Diese Kleidung schont der Bauer sehr und trägt sie nur an Feiertagen, an Wochentagen ist er nur in abgetragene Kleider gehüllt. Im Sommer nimmt er zur Arbeit nur Hose, Hemd und einen groben Strohhut und gürtet sich mit einem 3 Zoll breiten ledernen Gürtel; an letzterem ist eine viereckige Ledertasche befestigt, in der sich ein kleines Schnappmesser, Tabak, Schwamm und Feuerstein befinden.

Die verheiratete Frau bedeckt den Kopf mit einer Haube, darüber nimmt sie an Festtagen ein Linnen Tuch, mit dem sie das Kinn bedeckt und die Enden dieses Tuches hängen rückwärts über die halbe Schulter herab. Korallen bilden das kostbarste Kleinod und den prächtigsten Schmuck; besitzt die Ruthenin keine echten, so trägt sie nachgemachte, oder irgend einen farbigen Glasschmuck. Die Hemdärmel werden mit rothem Zwirn benäht und der Rock wird aus Hausleinwand gemacht, auf welche die Juden verschiedene bunte plumpe Blumen drucken. An Feiertagen ziehen die Kleinstädterinnen Zuppen von granatfarbigem oder blauem Tuche mit rothem Kragen und rothen Aufschlägen an und die Stiefel sind die gleichen wie bei den Männern. Im Sommer bildet das Kopftuch, das Hemd, der Rock, die Schürze und ein schmaler Gürtel aus Wolle ihren ganzen Anzug. In manchen Gegenden, besonders aber im Gebirge ist der Anzug junger Mädchen und Burschen sehr bunt

und prachtvoll; die Nationaltracht in Pokutien, um Kosomyja herum, nimmt sich besonders hübsch aus.

Die Häuser bestehen gewöhnlich aus einem oder zwei Zimmern und einer Kammer, — der Backofen befindet sich immer in der Ecke neben der Eingangsthüre. Der Bauer, der sonst bei der Arbeit gegen Kälte abgehärtet ist, schwißt hier, auf dem Ofen liegend, wie in einem Dampfbade. Er beleuchtet das Zimmer mit Spänen, und etwas wenig von dem Wohnhause entfernt baut er sein Ställchen für das Vieh, eine Scheuer für das Getreide und einen Schoppen für Wagen und Ackergeräthe.

Der ruthenische Bauer ist von höherem und schlankerem Wuchse als der Pole. Er ist von Natur aus langsamer und überlegter im Handeln. Gutmüthig und sanft, nicht aufbrausend, weiß er dennoch angethane Kränkungen oft nach langer Zeit zu rächen. Die traurige Vergangenheit prägte seinem ganzen Wesen einen melancholischen Zug ein und machte ihn mißtrauisch und verschlossen. Andererseits ist er wieder so kindlich leichtgläubig und in Nothlagen unbehilflich, daß er zur Beute der Schenkwirte und Wucherer wird. Zäh hält er am Alten und Hergebrachten und verschließt sich jedem Fortschritte, so daß der ruthenische Bauer in vieler Hinsicht dem polnischen nachsteht, obzwar er von Haus aus mit nicht geringeren Geistesanlagen ausgestattet ist wie dieser.

Unter den Gebirgsruthenen verdienen hervorgehoben zu werden die Guzulen, welche die südöstlichen Waldkarpaten von den Quellen der Lomnica bis über die Landesgrenze nach Ungarn und der Bukowina hinaus bewohnen, und die Bojken, welche die Waldkarpaten von der Solinka, einem Nebenflusse des San, bis zur Lomnica besiedelt haben und unter den Ruthenen der Ebene sind die Bewohner des podolischen Landrückens die interessantesten.



Guzulen.

Bis in das 13. Jahrhundert hört man gar nichts von Ansiedlungen in Polutien, dem südöstlichen Winkel Galiziens, und erst im nachfolgenden Jahrhunderte nehmen Hirtenstämme verschiedener, zumeist rumänischer Abstammung, von diesen Gegenden Besitz, welche sich zwar im Verlaufe der Jahrhunderte slavifirt haben und die heutigen Huzulen bilden, die aber bis heute Spuren der Beimengung fremden Blutes an sich tragen.

Der Huzule unterscheidet sich von dem slavischen Vojko sowohl durch körperliche als geistige Eigenschaften. Er ist meistens kräftig gebaut, von hoher Statur und schönen Gesichtszügen; seine Tracht ist zweckmäßig und malerisch und weicht von der Tracht der Ruthenen im Hügellande und der Ebene bedeutend ab. Die Männer schneiden nie ihre Haare, lassen auch den Schnurrbart lang wachsen, doch scheeren sie sorgfältig den Kinn- und Backenbart; sie bedecken das Haupt mit einem schwarzen Hute, der mit einem rothen Bande, einer Pfauenfeder oder sonst welchem Zierat geschmückt ist, oder des Winters auch mit einer langgespitzten schwarzen Lammfellmütze. Das weißleinenne Hemd, dessen Ärmel mit rothen, schwarzen oder blauen Bändern ausgenäht sind, reicht gewöhnlich zum Knie; das Beinkleid ist weit, lang und wird am häufigsten aus rothem Tuche getragen. Ein tuchener, schwarzbrauner Reitrock wird über die Schultern gehängt und am Nacken mit einem farbigen Bändchen befestigt; unter demselben hängt eine von vielfarbiger Schafswolle erzeugte Tasche (*dziobenska*) und um seine Hüften schließt ein lederner, mit Knöpfen verzierter Gürtel mit Stahlschnallen, an dem Messer, Feuerzeug und die Tabakspfeife hängen. Die Fußbekleidung bilden, wie bei den Góralen, Bundschuhe, und in der Hand trägt der Huzule den Stock mit dem eisernen Artanfaze (*toporec*), welcher ihm sowohl als Stütze beim Erklettern steiler Felsen als auch zur Schutzwaffe dient. Seine Geschicklichkeit im Gebrauche dieser Waffe ist bewunderungswürdig. Das weibliche Geschlecht kleidet sich höchst einfach. Junge Mädchen umwinden ihre Hüften statt mit einem Rode mit einem breiten, dicken Wollstoffe, gewöhnlich eigener Erzeugung, und tragen Schmuck aus Korallen und Perlen aus farbigem Glase. Sie flechten die Haare in zierliche Zöpfchen, binden die Spitzen mit rothen Bändchen oder winden die Zöpfe in Gestalt eines Kranzes um den Kopf und schmücken diesen mit bunten Bändern. Die verheirateten Weiber tragen auf dem Kopfe einen Schleier aus dünner, weißer Leinwand. Des Winters umhüllen sie sich, gleich den Männern, mit einem Schafspelze und tragen theils Bundschuhe, theils farbige Saffianstiefel.

Die Nahrung der Huzulen bilden Milch, Käse, Fische aus den Gebirgsbächen und Wild, welches sie als gute Schützen oft auf ungesegnete Weise zu erlegen wissen. Ackerbau wird bei ihnen noch weniger betrieben als bei den Góralen; etwas Hafer ist alles, was der Boden liefert. Während der Górale für gewöhnlich auf der blanken Ofenbank oder hinter dem wohlgeheizten Ofen seine Nachtruhe hält, schläft der Huzule auf Kotsen, die er

selbst verfertigt, oder auf Binsendecken und Stroh. Eine Bettstatt gebrauchen nur die Verheirateten.

Jede Huzulenfamilie lebt abgesondert in ihrem Gehöfte und eine größere Anzahl solcher, oft eine halbe Stunde voneinander entfernten Wirtschaften bildet ein Dorf. Ihre Hütten, welche sie selbst bauen, enthalten unter demselben Dache zugleich Wohnung und Stall, der von der ersteren durch eine Wand geschieden ist, und die Hütten sind zum Schutze gegen Vären und Wölfe mit einer doppelten Einplankung versehen. Ihr Familienleben ist äußerst einfach und hat viel vom Patriarchalischen an sich. Der Mann nimmt seine Braut sehr oft ohne alle Mitgift, nur muß sie ein neues Hochzeitskleid bekommen; um das Übrige kümmert man sich wenig, das wird sich, so sagen sie ganz gemüthlich, durch Arbeitsamkeit mit Gottes Segen schon finden. Die Braut wird mit einem Vermutkranze geschmückt, um anzudeuten, daß sie in der Ehe manches Bittere zu erdulden haben werde. Während des Tanzes wird der Braut zum Zeichen, daß sie jetzt ihren Stand ändere, der Haarzopf abgehauen, was auf nachstehende Weise geschieht: Die Eltern der Braut binden das Ende des Zopfes an einen eigens zu diesem Zwecke in die Wand eingeschlagenen Nagel; der Bräutigam ist nun verpflichtet, zum Zeichen seiner Kraft und Gewandtheit mit einem Beilhiebe den Zopf abzuhaueu. Gelingt ihm zufällig dieser Stieb nicht, so weisen sie die alten Huzulenweiber der armen Braut alles Böse. Wenn dann die Hochzeitsgesellschaft nach Hause geht, begießen die Männer den Bräutigam mit Wasser, um ihn von dem Zauber, in welchem er bisher befangen war, zu erlösen.

Die Huzulen leben von der Viehzucht; sie ziehen eine eigene Rasse kleiner, aber sehr ausdauernder Pferde, die sie mit Recht als ihre besten Freunde betrachten, da sie diesem Thiere in der Nähe des schwindelnden Abgrundes getrost ihr Leben anvertrauen können. Mann und Weib zeigen sich stets beritten und auf diesen Thieren ziehen sie oft in kleineren oder größeren Karawanen von den Hochkarpaten herab, um sich in den nächsten Marktflecken mit Getreide und Salz zu versorgen, für welche Gegenstände sie Linnen und Wollgewebe, Felle, Holzwaren u. dgl. zum Tausche anbieten, da das Geld bei ihnen ein seltener Artikel ist und in der Regel nur durch den Verkauf von Viehstücken gewonnen wird.

Einst lebten die Huzulen nebenbei auch von Plünderungszügen, welche sie theils einzeln, theils in größeren Scharen gegen die Höfe ihrer Grundherren oder gegen jüdische Wirtschaften unternahmen, weshalb viele unter ihnen noch im Anfange dieses Jahrhunderts für gefürchtete Räuber galten. Heutzutage bilden die Herden auf den Alpentriften ihren einzigen Reichtum, der Wald ist ihre einzige und geliebteste Heimat, die lange Schalmei und das Jagdhorn auf der Alm bilden ihre einzigen Instrumente, bei deren Klängen sie einen wilden Waffentanz mit ihren Handärzten aufführen. Als

ihre vorzüglichsten Tugenden verdienen genannt zu werden: ihr Muth, der sich oft zu wahrer Todesverachtung steigert, ihre Einfachheit, ihre Mäßigkeit im Essen, ihre Gassfreundschaft und die Abhärtung gegen physische Leiden. Diesen Lichtseiten stehen jedoch Streit- und Rachsucht, sowie ein großer Hang zu geistigen Getränken, eine laxe Moralität und ein nur äußerliches Christenthum als dunkle Schatten entgegen.

Der Bojko ist von mittlerem Wuchse, meist grauen Augen, braunem Haare, das er wie auch mitunter andere ruthenische Bauern um den Scheitel herum rasiert; er trägt gewöhnlich gar keinen Schnurrbart oder stutzt ihn kurz mit der Schere. In den Bojkodörfern stehen die Häuschen gruppenweise oder doch sonst nahe beieinander. Der Bojko ist mit Leib und Seele Ackerbauer; wo er nur mit dem Pfluge dazu kann, wo er nur dem kargen Boden ein Fleckchen Erde abringen kann, dort ist er mit seinem unermüdblichen Fleiße zu treffen. Er züchtet nur Hornvieh, ein Pferd sieht man nur selten und einen Obstgarten, wie ihn der Huzule wieder so emsig pflegt, findet man beim Bojko nicht immer. In der Noth entfaltet der Bojko eine ungemeine Nüchternheit, er eilt nach Ungarn, kauft Zwetschen, gebörrtes Obst, Weintrauben und Bründza und bringt diese Artikel nach Galizien, wo er sie mit so bescheidenem Gewinne verkauft, daß ihm diesen Handel nicht einmal der Jude zu entreißen vermagte.

Die podolischen Dörfer sind langgestreckt, die Häuser haben aus Holz- mangel keinen Zaun und man feuert hier mit Stroh und getrocknetem Dünger, welchen man des fetten, schwarzen Bodens wegen nicht zur Düngung braucht. Dafür sind die Häuser mit einem leichtaufgeschütteten Walle umgeben, der zur größeren Festigkeit mit Weidenruthen besteckt wird, so daß die Häuser hinter diesem Walle nur zur Hälfte heraussehen. An einem Ende des Dorfes steht gewöhnlich der Edelhof und in der Mitte die Kirche, von alten Linden umgeben, die, wie fast alle ruthenischen Kirchen, aus Holz gebaut ist und drei zwiebförmige Kuppeln trägt. In der Nähe steht das Pfarrhaus und gegenüber der Kirche die Schenke, oft in besserem Zustande gehalten als die Kirche. Die podolischen Bauernhütten sind weit elender als in anderen Theilen Galiziens; auf der einen Seite des Hauses befindet sich die Wohnstube ohne geteerten Fußboden, mit Lehm ausgegipst, mit ein oder zwei Fensterchen, die in den Lehm eingefügt sind und nie geöffnet werden können. Die Stube ist so niedrig, daß man kaum aufrechtstehen kann. Die Hälfte nimmt ein großer Ofen ein, hinter dem die Kinder schlafen. Eine rohgezimmerte breite Bretterkiste, bloß mit Stroh gefüllt und einem Leintuche zugedeckt, eine Truhe, ein Tisch und eine Bank, deren Füße in die Erde eingetrieben sind, etliche Heiligenbilder an den Wänden mit einigen Holz- und Thongefäßen bilden das ganze Hausgeräthe. Hier bewegen sich außer den Menschen auch das Schwein, das Kalb und das Geflügel, hier wird gewaschen und gebacken und zu allem Überflusse steht noch bei der Thüre ein großer Kraitfafs, was

alles zusammen bei gänzlichem Mangel an Lüftung einen unerträglichen Gestank erzeugt, der den übelsten Einfluss auf die Gesundheit des Menschen üben muß. Gleich armelig schau'n die übrigen Gebäude aus, nur der reiche Inhalt der Scheune zeigt, daß hier die Leute keinen Brotmangel leiden. Im Gärtchen gewahrt man Runkelrüben, Kartoffeln, Kraut, Erbsen, Fischen, Gurken, Kürbisse und zuletzt Hanf, welcher dem Bauer zu den langen und scrupulös gehaltenen griechischen Fäden das unentbehrliche Öl liefert. Dazu kommen etliche Obstbäume der schlechtesten Qualität und einige primitive Bienenstöcke, obwohl der Ruthene ein fleißiger Imker ist. Die unabsehbaren, mit Heide angebauten Felder, die vielen Lindenbäume und duftigen Auenblumen geben einen Honig, der an würziger Güte keinem Producte dieser Art nachsteht. Zur Aussicht genügt ein Mensch, dessen Dienst ein angenehmer Ruheposten ist und der auch recht lucrativ ist, denn das Product findet sicheren Absatz.

In vielen podolischen Dörfern findet man den Webstuhl, auf dem nicht bloß grobe Leinwand, sondern auch Handtücher, Servietten und andere bessere Stücke gewoben werden; überhaupt dürfte es hier am Plage sein, mit einigen Worten eines hochinteressanten Gegenstandes zu erwähnen, nämlich der galizischen Hausindustrie. Die Hauptarten derselben gehören der Keramik, Textil- und Holzindustrie an, unter welchen die Producte der Keramik uns in Erstaunen setzen, denn der galizische, insbesondere der ruthenische Töpfer liefert in der Regel eine Ware von vortrefflicher Qualität, angefangen vom ordinären schwarzen Thongeschirr bis zum bunten Teller, Lampenfuß u. dgl. Westeuropäische Fachleute würden sich aber ganz besonders über die transparenten Glasuren und die eigenartige Decoration wundern, die bei den galizischen Baurertöpfen üblich sind.

Die Textilindustrie birgt heute vielleicht noch mehr künstlerische Elemente in sich als die Töpferei. Die bunten Stickereien auf den Kleidungsstücken sind von vollendeter Schönheit. Die Gürtel der Nationaltracht werden mit besonderem Geschick künstlerisch ausgeführt, so auch die Hemden, Pelze und andere Kleidungsstücke, Tischdecken, Fußteppiche u. s. w.

Die Holzarbeiten sind vortrefflich, die Schnitzereien von Brantweinfässchen, Eierbechern, hölzernen Flaschen u. dgl. können unbedingt als muster-gültig bezeichnet werden. Wir sahen nie Schöneres und möchten diese Gegenstände selbst den ostasiatischen Sandelholz-Schnitzereien an die Seite stellen. Die Vöfzelschnitzerei steht geradezu als unerreicht da und der galizische Holzlöffel zeichnet sich durch einen unübertrefflich niedrigen Preis aus, überragt in dieser Hinsicht sogar den Vöfel aus der Fichtau bei Gmund und bietet neben dem vorzüglichen Materiale den angenehmen Eindruck exacter Form. Überhaupt hat der galizische Bauer viel Anlage zur Bearbeitung des Holzes. Unvergessen bleibt uns eine Reihe von Möbeln, welche ein galizischer Arbeiter für den Fürsten Sapieha ausgeführt hat, und dieser Tischler hatte

sich allein in seinem Handwerke ausgebildet. Auch die Korbflechterei liefert vorzügliche Ware; auf den Märkten der Städte sahen wir vortreffliche Korbmöbel, Kinderwagen, Wiegen, Holzförbe, Siebe, Obst- und Wagenkörbe 2c., so daß man sich verleitet sieht, das industriell am weitesten zurückgebliebene Land in der besprochenen Hinsicht den übrigen Provinzen als Muster hinzustellen.

Bis nun, lieber Leser, habe ich dir die Galizianer mehr in ihrem Äußern geschildert, jetzt will ich dich einen Blick in ihre Seele, in ihr Gemüthsleben thun lassen, und ich glaube das auf keine bessere Weise thun zu können, als daß ich dich mit einigen ihrer Volkslieder bekannt mache, denn der gefangreiche Pole und Ruthene begleitet alle Vorfälle des Lebens mit seinem Liede. Wann dieser reiche Liederchatz sich gebildet hat, wer die Dichter sind, das zu beantworten vermag niemand; doch dürfte der größte Theil dieser Lieder in einer Zeit entstanden sein, wo noch der Bauer im ungetrübten Genuße seiner Freiheit seinem Tagewerke nachgieng, seine Scholle Land bebaute und nach wacker vollbrachter Arbeit sich im Kreise der Seinigen mit Spiel und Lied vergnügte, welche als Echo die Gefühle, die eine selbige Zufriedenheit mit seinem Lose wachrief und die nur selten einen wehmüthigen Charakter erhielten, in die Welt klangen, ganz so, wie es in dem Liedchen heißt:

Das Lüftchen sagt's den Wellen
Und die den goldnen Fischlein,
Das Fischlein auf der Angel
Dem bösen, bösen Fischer,
Der Fischer den Genossen
Und so gieng es durch die Welt.

Freilich stammen auch einige Volkslieder von bekannten Kunstdichtern, aber, ebenso wie bei anderen Nationen, haben nur wenige von den letzteren sich zu eigentlichen Volksdichtern aufzuschwingen verstanden, unter diesen Markian Szaszkewicz und Jurij Fedkowicz bei den Ruthenen und Bohdan Zaleski und Winzenty Pol bei den Polen. Wir wählen als Beispiel ein sehr häufig gesungenes Liedchen von letzterem Dichter:

Das Sternlein.

- | | |
|---|--|
| 1. Sternlein, als ich ward geboren,
Warst Du schimmerreich,
Warum hast den Glanz verloren?
Warum wurdest bleich? | 4. Wie Du rasch zogst durch die Sphären,
Lebst' ich rasch dahier,
Flucht aus Daseins goldnen Ähren
Zeitlich Kränze mir. |
| 2. Warum leuchtest Du mir nimmer,
Wie in jener Zeit,
Als an Mutterbrust mich immer
Süßer Traum erfreut? | 5. Doch mit Kranz und Rosenblüthe
War es bald vorbei,
Ach und ebenso verblühte
Bald des Lebens Mai. |
| 3. Ach, Du schwebtest schnelle, schnelle,
Durch die Funkenhaat,
Führtest mich, o Sternlein helle,
Einen falschen Pfad. | 6. Und die Röthe meiner Wangen,
Der Begeisterung Flug,
Spurlos ist und rasch vergangen
Dieses Reich voll Trug. |

7. Alles hat die Thrän' mit trübem
Glanze überdeckt,
Weil das Sternlein blaß dort drüben
Unbeweglich steht.
8. Gell im Jugendschimmer glähe
Einmal noch Dein Strahl,
Mit dem alten Glanze ziehe
Durch den Himmelsaal!
9. Daß mein Herz einmal im Leben
Jugendlust noch schlürft,
Bis des Todes Hand mich eben
In den Norden wirft.

(Dieses Liedchen mit seiner wunderbar ergreifenden Melodie ist lange zuvor, ehe es gedruckt wurde, allenthalben gesungen worden.)

Daß unter der großen Zahl von Volksliedern die Hochzeitslieder den ersten Rang einnehmen, ist leicht begreiflich; bei allen einzelnen Abschnitten dieser zusammengesetzten Feierlichkeit wird gesungen. Der Brautlader läßt singend zur Hochzeit ein, die Braut spricht zum Bräutigam im Liede, der Segen, die Fahrt zur Kirche, kurz, alles dies erfolgt unter Gesang. Doch schauen wir einer galizischen Bauernhochzeit selbst zu. Einige Tage vor der Hochzeit sehen wir die Hochzeitbitter (*družba*), welche der Bräutigam abschickt, durch das Dorf von Haus zu Haus gehen. Der Starost, so heißt der Älteste von ihnen, läßt nun in einer scherzhaften Rede die ganze Verwandtschaft im Namen des Bräutigams zur Hochzeit. Am Morgen vor der Hochzeit versammeln sich die Gäste bei den Eltern der Braut, wo sich die Kranzjungfern bereits eingefunden. Nun wird die Braut in einigen Orten auf den Bocktrog, gewöhnlich auf einen niederen Stuhl, gesetzt, das Haar auseinandergeflochten und der Kopf mit Blumen und Bändern geziert. Ist die Braut angekleidet, so wirft sie sich unter heftigen Thränen zugleich mit dem Bräutigam den Eltern zu Füßen, welche die Neuvermählten segnen. Nun setzt sich alles zu Wagen und zu Pferde. Sehr ergreifende und rührende Lieder voll Wehmuth und Trauer werden der Braut vorgesungen, erst gar, wenn sie weder Vater noch Mutter mehr hat; in solchem Falle ertheilen ihr den Segen die Geschwister ihrer verstorbenen Eltern oder andere nahe Anverwandte.

Aus der Kirche begibt sich der ganze Hochzeitszug ins Haus der Eltern der Braut, dann ins Haus der Eltern des Bräutigams, wo getanzt und gezecht wird. Spät in der Nacht beginnt der wichtigste Act der Hochzeit: das Häubeln der Braut, indem ihr die Haube aufgesetzt wird. Die Braut versucht vor allem zu entfliehen, aber die Brautführer haben ein scharfes Auge auf sie, und wenn sie auf ihrem Vorhaben ertappt wird, so wird sie von ihnen ergriffen und auf den Stuhl gesetzt. Die Brautmutter nimmt ihr nun den Kranz mit den Bändern ab, welchen die Braut unter die Spielleute vertheilt, schlägt sie zuerst mit einem zerbrochenen Topfe auf die Schultern, zum Zeichen, daß ihr im neuen Haushalte das Geschick nicht zerbreche und alsdann sanft mit der Hand auf die Wangen und von diesem Augenblicke betrachtet sich die Braut nicht mehr als Mädchen, sondern als

Weib. Einige Tage nach der Hochzeit versammelt sich alles zum Nachschmaus, um das nachzuholen, was man beim ersten versäumte. Hier folgen zwei Hochzeitsslieder:

Wenn die Eltern zur Braut kommen:

Der Gärtner weilt im Obstgarten,
Kirsch- und Weichselbaum er zählt;
Kirsch- und Weichselbäume stehen da,
Nur mein Zwetschenbäumchen fehlt;
Ist gespalten, ist zerschlagen
Und die Späne weggetragen.

Beim Aufflechten des Haars:

Im Hirschholunderwäldchen
Schwimmt im Bach ein Steinchen,
Mädlein steht am Rande,
Kämmt die goldnen Haare,
Härchen doch im Falle,
Bach verschlingt sie alle.

Väterchen, wollt' in die Stube,
Alles, was drin wohnt, er zählt;
Da sind alle Hausgenossen,
Nur die Eine, Ein'ge fehlt!
Küthchen führte fort
Man an fremden Ort!

Schwimmt nur, schwimmt, ihr Härchen,
Munter hin zur Mutter
Und wenn vor die Thür
Ihr schon hingeschwommen,
Fragt, ob nach dem Kinde
Sehnsucht sie empfinde!

Interessant sind die Taufgebräuche bei den Ruthenen, nur dafs sie in jeder Gegend anders sind; die Gevatterin, von welcher das Kind den Namen bekommen soll, nimmt manchmal Kohlen aus dem Ofen und begibt sich dann auf einen Scheideweg, streut sie daselbst aus, „dadurch soll das Neugeborene vor Augenschmerz bewahrt werden“. Alsdann kehrt sie in die Hütte, nimmt das Kind von der Mutter in Empfang, während der Pathe Brot und eine Henne trägt, womit sie sich in die Wohnung des Geistlichen und von da in die Kirche begeben. Wenn das Kind getauft ist, überbringt man es der Mutter, doch werden die Kommenden an der Hausthür von der Hebamme und noch jemand — damit gerade vier da sind — erwartet. Indem sich die Gevattersleute zuvor geküfst, übergeben sie das Kind mit den Worten: „Ihr habt uns das Kind geboren gegeben, wir bringen es euch aufgeopfert und getauft“. Nun legt es die Hebamme auf einen schwarzen Pelz, „damit es Glüd mit dem Viehe habe“; auf diesem Pelze empfängt es die Mutter und nun begibt man sich zu Tische. Die Gevatterin legt die ersten Bissen von ihrem Teller auf den der Wöchnerin; nun bringt die Hebamme Birnenmufs, wofür man ihr Geldgeschenke auf den Teller wirft. Wer kein Geld hat, macht ihr eine Verbeugung mit den Worten sich entschuldigend: „Morgen, Mütterchen, komme ich und jäte euch Petersilie“. — Petersilie ist bei den Slaven ein symbolisches Kraut; auch wenn die Braut zur Trauung geht, mufs sie Petersilie mit Brot unter dem Arme tragen, damit ihr die bösen Geister nichts anhaben. — Nach dem Birnenmufs kredenzt die Pathe Brantwein, der auf des Täufelings Wohl getrunken wird, wobei jeder der Trinkenden ihr ein Geldstück hinlegt. Nach beendetem Mahle werden alle Reste vom Tische herabgeworfen und das Geld der Mutter in den Schofs gelegt. Am andern Morgen wird in aller Frühe ein Eimer Wasser geholt, die Hebamme gießt davon in einen Krug, in

welchen sie gleichzeitig Hafer, Hirse und Roggen hineinwirft, legt ein Beil mit der Schneide aufwärts und darauf einen Kranz von Grashalmen und tritt mit einem Fuße auf denselben. Dann hebt sie das Beil auf, zerhaut den Kranz an drei Stellen und reicht ihn der Kindbetterin, daß sie sich damit wasche. Nach der Waschung wird die Hebamme mit Brantwein bewirtet, erhält Brot, Salz und Geld, für letzteres kauft sie nun ihrerseits Brot und Brantwein und bewirtet damit die Eltern. Diese Sitte heißt die Waschung.

Nun wollen wir die galizischen Slaven bei ihren Volksfesten sehen. Zu den wichtigsten derselben gehört unstreitig der Heilige Abend, der noch heutzutage unter Gesang und Schmausereien gefeiert wird. Es war das einmal das große Fest des Korsch oder Swiatowid, des Lichtgottes, dessen Erwachen damit gefeiert wurde und zugleich das große Fest zu Ehren des Ackerbaues (Koloda); heutzutage scheint in der Erinnerung sich dieses Fest ganz mit der Weihnachtsfeier vereinigt zu haben. Der Anklang an das alte heidnische Fest zur Zeit der Winter Sonnenwende tönt noch vielfach in zahlreichen zu dieser Zeit gesungenen Liedern, die, besonders bei den Ruthenen, neben dem kirchlichen Inhalte noch recht vieles aus der heidnischen Mythologie enthalten. Das Fest beginnt am Vorabende des 25. December, die Landleute legen Stroh und Heu auf und unter den Tisch, stellen in die Zimmerdecken Strohbindel und legen unter das Tischtuch vor jede Person einige Zehen Knoblauch, zum Schutze gegen Krankheiten. An einigen Orten wird das Pflugschlegel auf den Tisch gegeben, damit nicht Maulwürfe und Feldmäuse den Feldern schaden. Nun bittet der Hausherr seine Inwohner zu sich, bewirtet sie mit Brantwein, wünscht jedem ein gesegnetes Jahr, indem sie dabei gegenseitig Oblaten brechen und genießen. Nun folgt das eigentliche Nachtmahl, wobei lange Becken aus Weizenmehl, reich mit Schwarzkümmel bestreut, nicht fehlen dürfen. Bei den Huzulen werden an diesem Abende zwölf Fastenspeisen aufgetischt, aber ohne Fleisch und Milch; jede Frucht, so z. B. gedörrte Äpfel, Birnen, Zwetschen, ferner Erbsen, Bohnen, Fijolen u. s. w., alles das gilt für besondere Speisen. Die Hauptspeise aber, die bei den Ruthenen am heiligen Abend von jedem genossen werden muß und die für dieses Fest geradezu charakteristisch ist, ist die sogenannte „Kutia“, zubereitet aus gekochtem Weizen, Honig und Mohn. Darauf nimmt der Hausvater aus einer Garbe eine Handvoll Ähren und wirft sie in die Höhe, so wie einst zur Zeit des Tacitus die Germanen eine Handvoll kleiner Hölzchen in die Höhe warfen und wie noch heute die Krakauer das Messer in die Höhe werfen, um daraus das Glück oder Unglück zu errathen. Der Hausvater zählt jetzt die vollen und die leeren Ähren, woraus er auf Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des künftigen Jahres schließt. Die Mädchen schleichen sich unterdessen vor die Thüre und passen auf, von welcher Seite sie einen Hund bellen hören, was zu bedeuten hat, daß von

dieser Seite der Bräutigam kommen würde. Am Mitternacht geht alles hinaus, um den Himmel zu sehen, der sich zu dieser Zeit öffnen soll, so daß man das Innere desselben schauen kann, worauf der Hausvater die Viehställe besichtigt, ob sie wohl verwahrt seien, denn jetzt können die Huren am meisten schaden, die sich gerne in die Ställe einschleichen. Um das Vieh noch besser zu beschützen, streut er demselben die Überbleibsel der Speisen des heiligen Abends in das Futter. Unterdessen haben sich die jungen Bursche verkleidet, ein Gespann mit dem Pfluge wird vorgeführt und das Ackernd nachgeahmt. Zu heidnischer Zeit wurde der Pflug von vier weißen Rössen gezogen, diese wurden von den Göttern Lel und Polel geführt und hinter dem Pfluge schritt Swiatowid, von andern verkleideten Burschen umgeben, die wilde Thiere mit sich trugen oder führten, als ein Wölfelein oder einen jungen Bären oder Auerochsen, gleichsam sie bittend, im nächsten Jahre den Menschen und Hausthieren nicht zu schaden. Am Mitternacht vom 25. auf den 26. December bekommt auch das Rindvieh im Stalle die Fähigkeit, mit menschlicher Stimme zu reden, und wer es belauscht hat, der weiß davon viel zu erzählen. Zu christlicher Zeit wurden an Stelle der alten Götter hohe Persönlichkeiten des Christenthums gesetzt; so preist das Krakauer Kolędalied den Acker, den ein kleiner goldener Pflug stützt, vor den vier weiße Rössen gespannt sind. Die Pferde lenken der heilige Stephanus und der heilige Johannes und hinter dem Pfluge schreitet ackernd kein Geringerer daher, als Christus der Herr selbst. Um den Charakter der bei diesen Kolęda-Umzügen gesungenen Lieder anzuzeigen, möge hier eines folgen:

In Hofes Mitte steht ein Ahornbaum,	hei Leluja!
Auf dem Ahorn goldner Blütenstaum,	" "
Paradiesvögel kommen hingeflogen,	" "
Abentheulnd den goldnen Blütenstaum,	" "
Ein schmuckes Mägdelein eilt herbei,	" "
Aufbindend ihre weiße Schürze,	" "
Und sammelt den goldnen Blütenstaum	" "
Und springt damit zum Goldschmiedlein:	" "
„Goldschmiedlein, Goldarbeiterlein,	" "
Gieß mir daraus ein goldnes Becherlein!“	" "
„Und wer wird dir füllen das Becherlein?“	" "
„Herr Jesus selbst mit seinen Engeln,	" "
Maria selbst mit ihren Jungfräulein	" "
Und mit seinen Rittern das schmucke Mägdelein.“	" "

Dieser das Lied durchaus begleitende Zuruf: „hei Leluja!“ gehört den ältesten Zeiten an; Lel und Polel waren die Gottheiten des Frühlings, der Liebe und Ehe.

An die Stelle dieser alten Lieder traten später geistliche Lieder und es tauchte die Sitte des Krippels auf, 3. B.

Wohlsin und Wohlstand
Zur Geburt des Heilands,
Weizen und Erbsen gedeihn heuer
Und der Himmel fülle
Schoppen und Scheuer!

oder: Auf dem Felde stehen Garbe an Garbe,
Schober an Schober,
Und zwischen den Schobern steht der Herr
Wie der Mond mitten im Sternennmeer,
Wagen an Wagen mag zur Scheuer fahren,
Wie Bienen zum Bienenkorb sich scharen.

Ähnliche Lieder werden von der polnischen Jugend beim Herumtragen des Krippels gesungen, nur werden sie von Geigen und Bassetteln begleitet. Nun läßt man verschiedene Figürchen vor dem auf Stroh liegenden Christkindlein tanzen, der Esel mit dem Ochsen stehen vor der Krippe und Josef mit alterthümlichem Barte nimmt zugleich mit Maria die Huldigungen der Vortragenden an. Aus dem nachbarlichen Thurm kommt vor allen ein unterseßter Pole mit verrostetem Tatarensäbel, ihm gegenüber tritt in großer Haube eine ehrbare Matrone auf. Nach gegenseitiger Begrüßung und nachdem sie früher eine Polonaise getanz, treten sie ab und machen einem schwächtigen Ukrainer Platz, der behend herumspringt. Nun wackeln ein Deutscher in Pluderhosen und die „Frau Gebatterin“ schwerfällig daher, als plötzlich ein flinker Lanzknecht mit tollem Lärmen auf die Scene springt und, mit der berben Rechten herumfuchtelnd, die Zuseher zurückdrängt. Gleich nach ihm erscheint ein stürmischer Krakuse, der den Lanzknecht zu Paaren treibt; dann ein hochbeiniger Górale mit zerrissenem Bärenpelz, ihm folgt ein wandernder Tagelöhner, während auf der andern Seite der hochmüthige König Herodes mit den Juden sich heranwölzt. Der ganzen Welt mit seinem Scepter dräuend, gibt er dem magern Tode, der eben im Begriffe steht, seiner Kühnheit mit der Sense ein Ende zu machen, ein Kopfstück, fällt aber endlich als dessen Opfer. Ein Jude, der jetzt mit seiner „Rebekka“ auftritt, erfährt dasselbe Los und während sie in heftigen Thränen den Schmerz um des Mannes Verlust zu erkennen gibt, packt sie der Teufel zugleich mit dem Leibe des Gatten und schleudert sie beide zur Hölle. Dann wieder macht eine alte Hexe Butter und trinkt die Sahne ab. Ganz zuletzt erscheint ein Bettler mit einem Beutel. Indem sich der Alte zuvor vom Tode das Leben ausgebeten, sammelt er unter den Zuschauern das Geld, womit das Krippenspiel sein Ende hat. Gezeigt werden diese Vorstellungen aber meist nur in den Städten vom Stephanstage bis Mariä Lichtmess.

Aber noch andere aus dem grauen Heidenthume stammende Gebräuche hat das galizische Volk; so führen die Frauen noch hie und da am Aschermittwoch in der Dorfschenke den Hanstanz auf, damit der Hans im nächsten Jahre wohl gerathe. Dort sitzt ein verkleideter Mann auf einem hölzernen Pferde und verkündet, daß er der Fürst von Mantua sei und aus dem Lande komme, wo die Hunde mit den Schweifen bellen. Darauf bestreut er die Tanzenden mit Asche, jagt sie dann mit dem Ruthenbesen hinaus und lösch zuletzt, alle Schnapsgefäße umwerfend, das Licht aus. Am Charjamstage verbrennt das Volk Holzstöcke zu Ehren der Nymphen (Musaiki),

die an dem Tage aus dem Wasser steigen und auf der Welt haufen. An demselben Tage gräbt man die uns schon bekannte Suppe, Zur, ein und das Volk meint, es begrabe die Fasten, in Wirklichkeit aber begeht es den Gedächtnistag der Erlösung der Todesgöttin Marzanna.

Am ersten, zweiten und nicht selten am dritten Osterfeiertage versammelt sich das Volk um die Kirche oder auf dem Kirchhofe. Nach vorrichtetem Gebete legt nun jeder auf die Gräber seiner Angehörigen einige Speisen, dann bilden die Mädchen einen Kreis und eine von ihnen tritt in die Mitte. Nun hebt der Gesang an, die sich haltenden Mädchen erheben dann die Hände, gleichsam Chore bildend, durch welche eine zweite Reihe von Mädchen eintritt und einen zweiten Kreis innerhalb des ersten bildet und die in der Mitte stehende Maid schlägt mit einem Weidenzweige die an ihr im Kreise vorbeiehenden Mädchen und ist dazu bemüht, alles das, was sie singt, mit Händen und Mienen zu versinnlichen. Dieses Spiel und unzählige andere, welche die auf dem Kirchhofe versammelte frohe Jugend zu Ostern aufführt, sind bei den Ruthenen unter dem Namen „Gailki“ bekannt. Daß dies Überreste alten Heidenthums sind, ist kaum zu bezweifeln. Als Muster der dabei gesungenen Lieder möge hier eines folgen. Die Mädchen stehen im Kreise, in ihrer Mitte eine schwarzäugige Maid, die sie Äbtissin nennen, um sie herumtanzend, heben sie an:

Hilf Gott! Frau Äbtissin,
Wie viel Töchter sind dein?
Sprich! vielleicht wohl ließeß
Du ein schönes Kind frein?

(Die in der Mitte stehende Äbtissin antwortet:)

Was kann es euch kümmern,
Wie viel Töchter mein sind?
Und zur Hochzeit geb' ich
Euch ein einziges Kind!

(Dann schließen die im Kreise tanzenden Mädchen den Gesang mit folgenden Worten:)

Siehst du, Frau Äbtissin,
Töchterlein in unserer Mitte
Und die schönste Königin
Steht in unserer Mitte.

Jährlich am zweiten Ostertage brachte man den Quellen, Flüssen und Seen Opfer, um Regen und Fruchtbarkeit zu erbitten, deshalb wurden zur Heidenzeit Menschen ertränkt und die Festlichkeit endete damit, daß man sich gegenseitig mit Wasser begoß. Diese Sitte des Wasserbegießens besteht bis heute, am gedachten Tage erweisen die Jünglinge den Mädchen die Aufmerksamkeit des Begießens, und zwar in den Salons aus eleganten, mit Rosenwasser gefüllten Spritzen, im Dorfe jedoch, weniger elegant, aber mehr

ausgiebig, aus Kannen und Bütteln. Den Tag darauf bestrebt sich wieder das schöne Geschlecht, diese Aufmerksamkeit zu erwidern. Diese Festlichkeit heißt: Smigus.

Überhaupt geht es zur Osterzeit in Galizien hoch her; die ganze Charwoche hindurch sind die Hausfrauen und Conditore mit der Anfertigung von Backwerk beschäftigt, unter dem die „Vaski,“ große, mit Gewürzen zubereitete und oben vielfach geschmückte Weißbrode, und die „Babj“ nicht fehlen dürfen. Baby sind Egelhupse, die abgestumpften Kegeln gleichen, unten oft über einen halben Schuh im Durchmesser haben und manchmal gegen zwei Schuh hoch sind. Mehl, Zucker und eine Unzahl von Eierdottern sind ihre Bestandtheile. Am Charfsamstag oder am Ostersonntag früh werden sämtliche Eßwaren und Getränke entweder in der Kirche oder im Hause vom Ortspriester geweiht. Von Ostersonntag bis zum weißen Sonntag macht man sich gegenseitig Besuche; der Hausherr oder die Hausfrau tritt dem Gaste freundlich mit einem Teller in der Hand entgegen, auf dem sich ein hartgefotenes Ei befindet, dieses wird getheilt und davon unter wechselseitigen Glückwünschen ein Stückchen genossen. Nun langt man, gewöhnlich stehend, den andern geweihten Speisen zu, unter denen zumeist Schinken, geräucherte, ganz vorzügliche Würste und Sulzen von Vorstenthieren den Grundton bilden. Einen nähern Bekannten auf „Swiecone,“ so heißt nämlich dieses Gabelfrühstück mit geweihten Speisen, nicht besucht zu haben, gilt geradezu als Beleidigung.

Eine weitere Volksfestlichkeit wird in den ersten Tagen des Monates Mai begangen, nämlich das Maibaumfest (Petnice, Turzyc). Man schmückt Kirchen und Hütten mit grünen Maien und die jungen Burche tragen im Dorfe unter Liedern einen schön geschmückten Ast herum, wofür sie von den Wohlhabenden beschenkt werden. Den Namen des Festes Petnice leitet es von „lato,“ das Jahr oder der Sommer ab, da bei den Slaven das Jahr mit der warmen Jahreszeit begann, Turzyc, von tur (Buckelochse), welcher als Symbol der Kraft galt. Er personificierte die blühende Natur und von der Bedeutung, die man ihm beilegte, finden sich in Galizien noch zahlreiche Spuren, wie solches aus den Namen vieler im Lande zerstreuter Ortschaften erhellt. Hier ein Maibaumlied:

Unser Maibaum tritt aus dem Wald,
Wie er allen wohlgefällt!
Er geht über die Brücke von Linden,
Wie wunderbar die Gäste ihn finden!

Oben am Tische sitzt der Herr,
Goldnen Gürtel ums Kleid trägt er,
Am Fenster steht die Hausfrau hold,
Den Kopf schmückt ein Häubchen von Gold.

O, daßs Glück sie stets bedächte
Und sie uns ein Schnäpschen brächte!

Nach der Erfindungsgabe und dem Improvisationstalent des Singenden wird einzelnes mehr oder weniger lieblich ausgeführt; so geschieht die Schilderung des Baumes:

Auf unserm Bäumchen seht Bändchen und Blättchen,
 Es hingen sie dran die Kralauer Mädchen;
 Unser Bäumchen ist vom Kranze umschlungen,
 Es hingen ihn dran die Kralauer Jungen.

Das geheimnisvollste Fest des Jahres ist aber der Johannisabend. Sein Ursprung ist in der uralten Verehrung des Feuers, wie solches sich dem Menschen in Gestalt der Sonne wies, zu suchen. Diese Feier, wie sie bis auf den heutigen Tag in Galizien sich erhalten hat, heißt Sobótka, Sonnenwendfeier. Die Polen begehen diese am Vorabende des hl. Johannes, also am 23. Juni, die Ruthenen hingegen feiern dieses Fest, welches bei ihnen „Kupajko“ heißt, am Tage desselben Heiligen nach julianischem Kalender, folglich am 6. Juni. An diesem Abende lassen die Mädchen Kränze aus das Wasser, um die Zukunft zu erfahren, man badet sich und schmückt sich mit Blumen aus verschiedenen Kräutern, unter denen der Beifuß (*artemisia vulgaris*), die Klette (*arctium lappa*), und der Himmelsbrand (*dziewanna*) nicht fehlen dürfen. Dann zündet man einen Holzstoß an, Jünglinge und Mädchen fassen sich bei den Händen, tanzen und während sie verschiedene Lieder singen, springen sie paarweise über die Flamme. Wenn ein Paar bei diesem Sprunge nicht losläßt, so ist das ein Zeichen glücklicher Ehe, im gegenseitigen Falle schleicht ein solches Paar traurig heim, sich Unglück und baldige Trennung wahr sagend. Andere zerstreuen stich, um die Zauberblüte des Farenkrautes, das zwar nach einigen gar nicht, nach andern nur in dieser Nacht blühen soll, zu suchen. Der Besitzer der Blüte ist zugleich der Besitzer aller unterirdischen Schätze, doch sei es sehr schwer, dazu zu gelangen, denn komme man in die Nähe des blühenden Krautes, so schrecken einen Donner und Blitz und greuliche Unholde. Einem Bauer soll durch Zufall die Blüte in die Stiefelröhre gefallen sein und seit dieser Zeit habe er verborgene Schätze gesehen und sei glücklich gewesen; einst erschien ihm ein neidischer Geist, der ihm neue Stiefel vorwies, welche der habfüchtige Bauer sogleich anzog, da fiel aus den alten die Blüte heraus und mit der Zauberkraft war es vorüber. Als Probe eines der ältesten und unstreitig schönsten Sobótkalieder:

Nähe an der Donau der tiefen, — Leluja!
 Nähe an dem Haine, dem grünen, — Leluja!
 Zündet man die Sonnenwendfeuer — Leluja!
 Und trinkt Bier dort und trinkt Brantwein. — Leluja!
 Rätchen schön, geht, streift umher
 Und ihr nach ein schmucker Knecht.
 — Ei warte, warte doch, Rätchen schön,
 Ich weiß ein Rätzel, löse es auf. — Leluja!
 „Ein schönes Mädchen wär' ich wohl,
 Wenn ich ein Rätzel nicht lösen soll.“
 — Was wächst ohne Wurzel, Rätchen mein? — Leluja!
 „Ohne Wurzel wächst bloß der Stein.“

— Was blüht, ohne daß man die Blüte erschaut? — Seluja!

„Ohne Blüte blüht nur das Farrentraut.“

— Was ist's, was ohne Flammen glüht? — Seluja!

„Die Tugend allein im Menschengemüth.“

Wollen wir jetzt ein wenig den Polen und Ruthenen beim Tanze zuschauen. Die Polonaise ist ein Tanz der höhern Welt, der sich am meisten mit der Menuette der Franzosen vergleichen läßt, nur ist er weniger gezwungen, als diese. Die Polonaise ist der einzige Tanz, welcher dem Mannesalter zusteht und das Ehrwürdige keines Standes schmälert; sie ist deshalb der Tanz der Fürsten, des Adels, des Alters, der einzige Tanz, der dem ritterlichen Gewande gut läßt. Die alten Polen tanzten die Polonaise mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und edelmännischem Anstande. Bei den Schritten, die geschliffen wurden, brachten die Tanzenden eine gewisse Mannigfaltigkeit in ihre Bewegungen, indem sie bald die Säbel klirren ließen, bald an ihre Mützen griffen, oder sonst Ähnliches thaten, was dem Ritter, Edelmann und Manne zustand. Wer einen Polen in seiner Nationaltracht diesen Tanz tanzen sieht, gesteht es selbst, daß dies ein Triumph sei für trefflich gebaute Personen und die es überdies verstehen, mit Würde und edelmännischem Anstande aufzutreten. Wenn die Tänzerreihe ein paarmal den Saal durchwallt hatte, blieb alles stehen und sang eine Strophe, nach deren Beendigung den Tanz fortführend.

Der Mazur gehört mit vollem Rechte zu den schönsten europäischen Tänzen. Die leichte, der Schäfertracht ähnliche Kleidung der Frauen, wie das nationale Gewand der Jünglinge, zu der schönen Gestalt des wohlgebauten Körpers trefflich passend, verleiht diesem Tanze in den Augen des Malers einen eigenthümlichen Zauber. Rasch wechselt der Körper alle seine Stellungen, den Armen gestattet er ungezwungene Bewegung, dem Leibe im allgemeinen eine passende, liebenswürdige Nachlässigkeit, was alles in Vereinigung mit der Freude und dem Stampfen des Fußes auf die Erde zur Grazie des Ganzen wesentlich beiträgt. Wenn man ein tanzendes Paar betrachtet, so glaubt man zwei Wesen zu erblicken, welche, in Seligkeit schwelgend, die Räume des Glückes zu durchschweben scheinen. Dann reißt sich die Tänzerin aus den Armen ihres Tänzers und so schnell, daß ihr kaum das Auge zu folgen vermag, eilt sie zu andern, von diesen im Kreise, gleichsam in der Luft schwebend herumgedreht, kehrt sie dann mit Blitzesschnelle an den Arm ihres Tänzers zurück und bildet für den Zuschauer eine durch Anmuth und Behendigkeit einnehmende Erscheinung.

Die Musik des Mazur ist ebenso vollsthümlich, wie originell; Melancholie und Freude sind darin auf das innigste verwebt, ergreifende Wehmuth und Resignation scheinen zu gleichen Theilen seine Grundlage zu bilden. In Europa hat die Melodie dieses Tanzes der geniale Pole Chopin verbreitet und alle Versuche anderer in Composition desselben sind gescheitert.

Mazur.

1. Warum hast verweint die Auglein,
Liebchen, das ich auserkoren?
Hat die Mutter dich geschmälet?
Hast ein Schäflein du verloren?
O nicht das ist's, o nicht das ist's, nein, nein,
Was mir meine Ruhe raubte.

2. Ei vielleicht schmerzt dich das Köpflein,
Weil die Föhr' so lang ich spielte;
Du doch nur bist im Verschulden,
Weil ich deinen Wunsch erfüllte!
O nicht das ist's, o nicht das ist's, nein, nein,
Was mir meine Ruhe raubte.

3. Nehst dir etwas in der Kleidung,
Fleh' dich, dann es mir zu sagen.
Sag' es, Liebchen, und ich kauf' es,
Wie sie jetzt es alle tragen.
O nicht das ist's, o nicht das ist's, nein, nein,
Was mir meine Ruhe raubte.

4. O dann kränkt dich, daßs mit Fränzchen
Ich im Freien spielt', du Lose,
Und ich nach verlornen Wette
Ihr verehrt eine Rose?
O nicht das ist's, o nicht das ist's, nein, nein,
Was mir meine Ruhe raubte.

5. Und daßs ich mit Fränzchen spielte,
Solltest du dich drüber grämen,
Dann will ich ihr alles sagen,
Und will ihr die Rose nehmen.
Das ist's eben, das ist's eben, das, das,
Was mir meine Ruhe raubte.

Der Krakowia! ist nur noch beim Landvolke Sitte, er wird vom Gesang begleitet und der Takt zur Musil wird mit den hohen Hufeisen der Stiefel oder mit Klirreisen geschlagen. Die schöne bunte Tracht der Krakusen und ihrer Weiber paßt vortrefflich zu diesem Tanze. Die langen, doppelt geflochtenen Böpfe tragen die Tänzerinnen vorne, indem sie mit verschiedenfarbigen Bändern durchflochten sind. Ein junges Paar tritt vor und stellt sich gerade vor die Spielleute, der Jüngling, sich in die Brust werfend über seinen schönen Anzug, versinkt auf einmal in Nachdenken, läßt die Augen sinken und sucht gleichsam Begeisterung für sein Lied, in welche er durch das Jauchzen der ihn umgebenden Jugend, die ununterbrochen den Takt zur Musil schlägt, versetzt wird; endlich ermunthigt ihn seines Mädchens Frohlocken zu Gesang und Tanz; die andern tanzen nach, wenn er tanzt und sie singen mit, wenn er sein Liedchen herträllert. Hat er nun einmal die Runde herumgetanzt, dann stellt er sich vor den Spielleuten auf und ist kühn genug, eine Strophe zu singen, worauf die Tänzerin unter dem Gejauchze der übrigen ihm entflieht. Der Jüngling verfolgt sie, Proben seiner Gelenkigkeit ablegend. Hat er dreimal in der Runde herumgetanzt, so stellt er sich nun mit dem Mädchen zum Gefange auf; schnell stiehlt er sich beiseite, worauf das Mädchen ihn verfolgt, bis sie seinen Arm erfaßt und sich umarmend, tanzen sie zusammen, so lange, bis die Musil aufhört.

Schließlich bemerken wir noch, daß, als König Stanislaw August in Krakau auf einem Balle war, dieser Tanz vom Hofe in Volkstracht getanzt wurde. Ein trefflicher Tänzer, der ein reiches und vornehmeres Mädchen zur Frau wollte und die Schwierigkeiten kannte, die sich seiner Verbindung

mit ihr entgegenstellten, schilderte zuerst im Krakowiaken die berühmte Güte des Fürsten und dann seine unglückliche Leidenschaft und am Schlusse des Tanzes fiel er mit seiner Tänzerin zu Füßen des Königs und bat ihn um Vermittlung zu dieser Ehe.

Wie bei dem polnischen Landvolke der Krakowiak, ebenso wird von den Ruthenen der „Kosak“ und die „Kosomyjka“ gerne getanz. Der Kosak ist ein fröhlicher Tanz, seine Melodie ist immer heiter und wird nur in der Gespielt; die Bewegungen sind äußerst behend, ja stürmisch, als gelte es auf die Tataren loszuschlagen, der Inhalt der Lieder ist meist komischer Art. Die Arien der Kosomyjka bewegen sich mit äußerst seltenen Ausnahmen in moll, sind sehr melancholisch, stimmen zur Schwermuth und wecken schwärmerisches Sinnen.

Der Tänzer leitet das Mädchen an einem Bande, Tuche oder geflochtenen Zweige; bei einem gegebenen Zeichen lassen die Mädchen das Band los und fliehen mit zürnenden Geberden die Tänzer. Händeringend, mit melancholischem Ausdruck eilen diese nach und wenn die Mädchen sich gezwungen sehen, das Band wieder aufzunehmen, so schlagen sie die Augen nieder und bedecken zum Zeichen der Scham einen Theil des Gesichtes mit ihren kleinen Schürzen. Soll der Tanz ein Ende nehmen, so wird der Zweig oder das Band weggeworfen, das Mädchen fliegt in des Tänzers Arme und beglückt wirbeln sie im Kreise herum, während die Musik durch den fortwährenden Gesang und das Händeklatschen der Umgebung überdönt wird. Dieser Tanz scheint ein Überbleibsel des alten Slaventanzes „Kolo“ zu sein, der noch aus vorchristlichen Zeiten stammt. Hier folgt ein solches Liedchen:

Kosak: Kam aus der Ferne ein Aukuck geslogen,
Flog durch Feld und Hain,
Aus seinem Fittich in die Donauwogen
Fiel eine Feder hinein.
Gleich der verlornen Feder eben,
Die der Strom reißt fort,
So im fremden Land mein Leben
Schwindet und verdorrt.
So floß mein Leben, wie auf der Welle
Schwimmt ein einsam Blatt;
Was nützt mir 's Kinglein, das goldenhelle,
Das er mir gegeben hat.

Wir haben dir, lieber Leser, bis jetzt die slavischen Bewohner Galiziens vorgestellt, nun wollen wir der Deutschen und der Juden gedenken.

Die Deutschen sind in den galizischen Städten unter dem Mittelstande ziemlich zahlreich und gehören, sowie die deutschen Colonisten auf dem Lande, verschiedenen deutschen Sprachstämmen an. Die ersten Deutschen

siedelten sich unstreitig in dem damaligen schlesischen Districte Oswiecim, kurz nach dem ersten Einfälle der Mongolen, Tataren, ungefähr um 1245 an, wozu sie von Herzog Mieczyslaw von Oppeln eingeladen wurden, der ihnen in diesem verheerten und verödeten Lande erblichen Besitz versprach. Einen besonderen Beschützer fanden die deutschen Ansiedler an Kasimir dem Großen und sie fiengen zu dieser Zeit an, den größten Einfluß auf das polnische Städtewesen zu üben, wie der Ursprung mehrerer Städte es bestätigt; so wurde: Lencut (Landshut), Lancorona (Landskrone), Gorlice (Görlitz), Krosno (Krossen), Tymbark (Düneburg), Frysztat (Freistadt), Pilzno (Pilsen) u. a. m. von Deutschen gegründet. Die Einwanderer gaben diesen Städten aus Pietät gegen die Heimat die Namen der Heimatstädte. Aber auch viele Burgen erhielten von ihren deutschen Erbauern deutsche Benennungen, so: Gzorsztyń (Schauerstein), Melsztyń (Molstein), Kulsztyń (Küllenstein), Rabsztyń (Rabenstein) u. a.

Ackerbauer dieser Nation siedelte Kasimir der Große vornehmlich in Przeworsk, Sanok, Jaroslaw, Przemyśl an, aber diese einst blühenden Colonien verloren mit der Zeit ganz und gar ihren Typus und verschmolzen entweder mit den Polen oder mit den Ruthenen. Dazumal hatten sie aber ihre eigenen Schulzen und ihre eigene Gerichtsbarkeit. Über diesen, als obere Instanz, stand das von diesem Könige in Krakau errichtete Appellgericht.

Die größte Zahl der Colonisten kam aber aus Württemberg und aus der Rheinpfalz unter dem Kaiser Josef II. in das Land; er bedachte sie mit vielen Vortheilen und colonisierte sie in verschiedenen Gegenden, damit der slavische Bauer die vorgeschrittene Cultur des deutschen Bauern nachahme. Die Zahl der deutschen Colonien in Galizien beträgt über 180.

Die Deutschen tragen auch hier, wie überall, das Gepräge ihres Stammes an sich; Redlichkeit, unermüdlicher Fleiß, Treue, Erwerbseifer, Aufrichtigkeit und ein gewisser Grad von Gemüthlichkeit kennzeichnen diese von dem Hauptstamme weit entfernten Kinder deutscher Zunge, wobei Seiterkeit und Frohsinn aus dem Gesichte eines jeden leuchten. Unter allen Einwohnern Galiziens genießen sie die nahrhaftesten, ausgiebigsten Nahrungsmittel und trinken außer Wasser auch Bier und Wein. Ihre netten, weiß getünchten Häuser, mit Obstbäumen und Blumen umgeben, bei denen das gut genährte und rein gehaltene Vieh in lustigen und gesunden Stallungen untergebracht ist, der vortrefflich gepflegte Boden, sowohl im Acker als Gemüsegarten, der selten einer deutschen Haushaltung fehlt, berühren den Reisenden beim Betreten eines deutschen Dorfes äußerst wohlthuend.

Die Tracht der Colonisten ist verschieden; manche behielten die vaterländische ihrer Vorfahren, andere wählten die ortsübliche oder die von Städtebewohnern getragene. Vorwiegend wird von den Männern eine blaue Stiefelhose sammt gleichfärbiger Jacke und Leibell getragen; ein

schwarzer Filzhut deckt das Haupt und bei regnerischer oder kühler Witterung wird ein gleichfalls blauer Mantel mit doppeltem Kragen über die erwähnten Kleider genommen. Die Tracht der Weiber nähert sich mehr der städtischen: ausgeschnittene Schuhe, blaue oder weiße Strümpfe, ein bis an die Knöchel reichender, verschiedenfarbiger Rock und ein Tuch um den Kopf gebunden, sind am gewöhnlichsten.

Die Gebräuche bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen sind die in Deutschland allgemein üblichen, jede Colonie behält sie als heiliges Erbgut ihrer Voreltern treulich bei und duldet keinen Verstoß gegen dieselben unter den Gemeindegliedern. Zucht und Ordnung wird von jeder Familie sorgsam gepflegt, besonders bei den neuen Eingewanderten evangelischen Glaubens, bei denen Priester und Lehrer viel zur Erhaltung des deutschen Elementes beitragen.

Die Juden, aus Deutschland durch grausame Verfolgung vertrieben, fanden in Polen Schutz und hatten hier ein besseres Los gefunden als die polnischen Kmeten. Im ganzen und großen aber erfuhr der Jude in früherer Zeit überall eine kränkende Behandlung. Einen wahren Wendepunkt im Lose der Juden zum Bessern bildet das österreichische Toleranz = Patent Kaiser Josephs II. vom Jahre 1782 und gegenwärtig erfreuen sich die galizischen Juden derselben constitutionellen Rechte, wie die anderen Staatsbürger.

Die Häuser der Juden unterscheiden sich durch ihre Bauart von den Häusern der Christen. Der Haupteingang pflegt unmittelbar auf die Straße zu gehen. In den kleinen Ortschaften haben die meisten Häuser in der Mitte der Hauptfacade ein Thor, durch welches man in einen vom Haus =



Galizischer Jude.

dache bedeckten Hof gelangt. Umzäunungen der Häuser, sowie Scheunen sind nur bei wohlhabenden Juden zu treffen. In solch einem Hause wohnen, ärmlich und eng, drei, vier oder noch mehr Familien. Der Ordnungssinn und die Vorliebe für Reinlichkeit sind aber bei den galizischen Juden sehr schwach ausgebildet. Auf das Äußere der Möbel legt der Jude dennoch einen gewissen Wert, so vermeidet er z. B. die in den Bauernhütten benützten Bänke und Truhen und bedient sich der Sessel und verwahrt seine Kleider in Kleiderschränken. An die östliche Wand seiner Wohnstube hängt er ein bunt gefärbtes Stück Papier unter Rahmen und Glas auf, worauf Stellen aus der Bibel, die Embleme des Wappens Davids, Abbildungen von Löwen, Säulen und Kronen aufgezeichnet sind. Das Gebet muß mit zur östlichen Wand gewandtem Gesichte verrichtet werden. Im September, zur Feier des Laubhüttenfestes, bauen sie auf ihren Höfen Hütten aus Brettern und bedecken dieselben mit Fichten- oder Tannenreisern.

Die Tracht des gewöhnlichen Juden ist die altpolnische: ein langer, schwarzseidener Rock, schwarzer Gürtel, eine Pelzmütze, Strümpfe und Schuhe. Dieses Costüm wird jetzt immer mehr durch die gewöhnliche städtische Tracht verdrängt. Früher trugen alle Juden Bärte und lange Haarlocken (Beissen) an den Schläfen. Verheiratete Frauen schneiden ihr Haupthaar ab und tragen dann eine Perücke. Ein besonderes Gewand ist der „Arbeskanfes“, eine Art viereckigen Überwurfes, mit einem Ausschnitt für den Hals; an den vier Ecken sind wollene Fäden (Zizes) mit besonderen Anhängseln angebracht. Das Todtenhemd, in welches die Verstorbenen gehüllt werden, wird aus weißer Feinwand angefertigt; gewöhnlich beschenkt damit die Braut ihren Bräutigam.

In der Wahl ihrer Nahrung sind die Juden durch das mosaische Gesetz beschränkt. So darf von vierfüßigen Thieren nur das gegessen werden, was wiederkäut und zugleich gespaltene Hufe hat; das Schwein, weil es nicht wiederkäut, ist verboten. Von Vögeln darf alles zahme Geflügel, aber nur einige wilde, z. B. Rebhühner und Drosseln genossen werden. Von Fischen sind nur solche, welche Schuppen und eine Schwimmblase haben, erlaubt. Alle in der Erde lebenden und auf der Erde kriechenden Thiere, sowie alle Insecten sind verboten. Die Juden benötigen das Fleisch eines Schlachtthieres nur dann, wenn es „geschächtet“, d. h. von einem jüdischen, in den Regeln des Talmud bewanderten Fleischer (Schächter) getödtet worden ist. Solches Fleisch ist „koscher“, alles andere Fleisch ist „tref“. Das Gesetz verbietet solchen Wein zu genießen, den ein Nichtjude bereitet oder berührt hat; die aufgeklärten Juden kümmern sich jedoch um das Verbot nicht. Am Vorabende jedes Feiertages backt jede jüdische Hausfrau eine besondere Gattung von weißem Brote, Chala genannt. Da die Juden am Sabbath nicht kochen dürfen, so werden die Speisen bereits

früher bereitet. Das Sabbathmahl besteht, abgesehen von einem Imbiss, aus einer Sauce, die aus Hirn und Knorpeln zubereitet wird, aus einer von den besten Fleischsorten gekochten Suppe und einem besonderen Fleischgericht, „Kugel“ genannt, das sind nämlich Nudelklöße mit Fleisch gefüllt. Auch wissen die jüdischen Frauen sehr wohlschmeckende Kuchen aus Roggenmehl (Lefoch) und allerhand süßes Backwerk zu bereiten, ferner kochen sie gelbe Rüben und Ingwer mit Honig (Eingemachtes); auch der Gebrauch von allerlei in Zucker eingemachten Früchten ist sehr verbreitet. Zu Pfingsten bereiten sich die Juden ein nur aus Milchspeisen bestehendes Mahl; auf das Fest der Makkabäer bereiten sie Pfannkuchen aus Buchweizenmehl.

Interessant ist das Purim- oder Hamanfest, das am 13. und 14. Tage des Monats Abar (zum Theile unserem Februar entsprechend) gefeiert wird. Dieser Haman war der allmächtige Günstling des Königs Ahasver, er haßte die Juden und hatte den König zu dem Befehle bewogen, alle Juden auszurotten; doch die schöne Esther wußte nicht nur diesen Befehl rückgängig zu machen, sondern Haman wurde auf den höchsten Galgen gehängt, welchen er hatte für die Juden aufrichten lassen. Am Festtage wird die Synagoge glänzend beleuchtet und das Buch Esther vorgelesen, hierauf schicken Freunde und Bekannte einander Geschenke und während der Arme nur Purimgebäck, dreieckige, gezackte, mit gepfeffertem Kraut gefüllte Hamantaschen seinem reicheren Glaubensgenossen schickt, revanchiert sich dieser durch Geld und andere Gaben. Der Tag selbst wird mit Spiel, Tanz und Mummenschanz verbracht und abends wird noch ein Strohmännchen als Haman durch den Ort geführt.

Befremdlich ist das frühzeitige Verloben und Heiraten der Juden. Ihre Hochzeitsgebräuche sind folgende: Am Vorabend des der Hochzeitswoche vorausgehenden Sabbaths ziehen zwei junge Weiber, Anverwandte des Bräutigams, bei allen Bekannten herum und laden die Frauen ein, am andern Morgen die Mutter des Bräutigams in die Synagoge zu geleiten. Dieses geschieht und auch der Bräutigam kommt in Begleitung seiner nächsten Bekannten dorthin. Hier gibt man dem Bräutigam den Ehrenplatz an der östlichen Wand. Sobald nach Vollziehung der religiösen Ceremonie die Gäste die Synagoge verlassen haben, werden sie mit Brantwein und Kuchen bewirtet. Im Hause der Braut wird an demselben Sabbathabend ein nur der Braut geltendes Fest, „das Vorspiel“, gefeiert; alle bekannten Mädchen und Frauen werden eingeladen und ergötzen sich an Tänzen und Essen. Am Tage vor der Verheirathung wird der Bräutigam von den Verwandten der Braut zu einem besonderen Mahle empfangen und abends werden die Gäste im Hause der Braut mit Brantwein und Kuchen bewirtet, wobei wieder ein Tanzvergnügen stattfindet. Zu bemerken ist noch, daß man bei den Juden nur mit Personen desselben Geschlechtes

tanzten darf, was aber von den Vornehmen nicht beobachtet wird. Den Schluss bildet ein gemeinsames Nachessen. Am Tage der Copulation finden folgende Ceremonien statt: 1. Baségen die Kale, 2. Baségen dem Chussen, 3. Badékens.

Beim „Baségen die Kale“, d. h. dem Hinzugehen der Braut, wird diese in die Mitte des Zimmers auf einen Stuhl gesetzt und die bisher geflochtenen Haarzöpfe werden gelöst, während der Badchan (Spasemacher) Verse hersagt; dazu spielt die Musik wehmüthige Motive. Jetzt erscheint der Bräutigam mit seinen Verwandten, welche bis auf zwei vor der Thüre bleiben; mit den zwei Begleitern tritt er in das Zimmer und vollzieht das „Badékens der Kale“, d. i. das Bedecken der Braut, indem er den Kopf und das Gesicht derselben mit einem Tuche bedeckt, welches die Braut an diesem Abend nicht mehr ablegt. Darauf wird der Bräutigam mit Hafer oder Hopfen bestreut. Zwei junge Ehepaare werden als Brautführer ausgewählt und dann beginnt die Bewirtung. In der Wohnung des Bräutigams geht das „Baségen dem Chussen“ vor sich. Der Badchan überbringt in Begleitung der Musikanten dem Bräutigam die Hochzeitsgeschenke: eine wollene Decke mit blauen Streifen (Talis) und das Todtenhemd. Der Tag der Copulation gilt den Verlobten als ein Tag der Buße und Sündenvergebung, deshalb müssen sie fasten.

Nachdem endlich alle Ceremonien beendet sind, schreiten die Brautführer dazu, dem Bräutigam das Todtenhemd anzuziehen; dann geht alles zur „Chupa“, d. h. zum Copulieren, das unter einem Baldachin stattfindet. Die Braut geht jetzt 7 mal um den Bräutigam herum und stellt sich an seine rechte Seite. Darauf verliest der Schamesch (Bethausdiener) die Trauungsformel in hebräischer Sprache und nun steckt der Bräutigam der Braut einen Ring an den Zeigefinger mit den Worten: „Durch diesen Ring bist du mit mir nach den Gesetzen Moses und Israels verbunden.“ Dabei muß der Bräutigam ein bereit gehaltenes Weinglas zertreten, um an den Fall Jerusalems zu erinnern; jetzt trinken beide gemeinschaftlich aus einem Gefäß, nachdem ein kurzes Gebet darüber gesprochen ist, worauf das junge Paar unter Musikbegleitung nach Hause gebracht wird. Hier stärkt es sich sofort durch eine Fleischbrühe, „die goldene Suppe“, nachdem es den ganzen Tag gefastet hat und die Gäste setzen sich zum Mahle nieder, nach dessen Beendigung ein jeder den Neuvermählten ein Geschenk darbringt. Zum Schluss stellt man die Braut mitten ins Zimmer, ein jeder der Anwesenden tritt zu ihr heran, faßt ein in ihrer Hand befindliches Tuch und beschreibt mit ihr unter Musikbegleitung einen Kreis.

Nun wollen wir zum Schlusse noch der Begräbnisgebräuche erwähnen. Das gemeine Volk greift zur Rettung eines Schwerkranken zu einem sonderbaren Mittel: man gibt dem Kranken einen andern Namen und hofft, das nun auch sein Schicksal sich ändern soll. Verliert der Kranke das Bewußtsein,

so werden Lichter angezündet und bestimmte Stellen aus der heiligen Schrift laut vorgelesen. Ist der Todeskampf beendet, so legt man eine Feder auf die Lippen des Todten; bewegt sie sich nicht, so gilt das als sicheres Zeichen des erfolgten Todes. Jetzt nimmt man den Todten aus dem Bett, legt ihn entkleidet aufs Stroh am Boden, das Gesicht stets nach oben, die Füße zur Thüre gerichtet; die Augenlider werden geschlossen und der Todte mit einem schwarzen Gewande bedeckt und zu seinen Häupten zahlreiche Lichter gestellt. Es herrscht der Gebrauch, daß in dem Nachbarhause das Wasser fortgegossen wird, denn man meint, der Todesengel reinige sein Schwert im Wasser des anliegenden Hauses. Die Bestattung übernehmen Mitglieder der „heiligen Bruderschaft“ (Cherra kadischa), die in jeder Gemeinde existiert. Nun wird die Leiche gewaschen, mit den Todtengewändern bekleidet, welche unbedingt aus Baumwolle sein müssen. Die nächsten Verwandten reißen die Aufschläge ihres Obergewandes ein und man trägt das zerrissene Kleid eine Zeitlang als Zeichen der Trauer, beim Tode der Eltern 30 Tage lang. An einer weiblichen Leiche verrichten Frauen das Waschen und Ankleiden. Beim Fortschaffen der Leiche wird mehrmals angehalten, um den Todten um Verzeihung zu bitten. Bei der Grablegung werden dem Todten irdene Scherben auf die Augen gelegt und kleine Stäbchen in die Hände geschoben. Ist das Grab zugeschüttet, so spricht der Schamesch, wenn der Todte verheiratet war: „Dein Weib gehört nicht mehr Dir als Weib an und Du ihr nicht mehr als Mann.“ Dann werden die bezüglichlichen Gebete verlesen und die trauernden Angehörigen getröstet und nach Hause begleitet; hier müssen diese sieben Tage in Trauer auf einem Teppich oder niedern Schemel barfuß oder bloß in Strümpfen sitzen (bosyny) und müssen lederne Fußbekleidung meiden. Vornehme Juden kehren sich an diese Sitte nicht und gehen aus, die Chassiden (Orthodoxen) hingegen befolgen sie strenge. Pfiffigere unter ihnen wissen sich aber in solchen Fällen zu helfen: sie streuen in ihre Schuhe ein klein wenig Erde hinein und gehen dann ihren Geschäften nach, da sie schon dem Gebote entsprochen zu haben glauben. Nach Verlauf der ersten sieben Tage rufen die Kinder, welche Vater oder Mutter beweinen, zehn sogenannte „Klausner“ ins Haus, damit dieselben morgens und abends das Gebet „Vozibus“ verlesen. Alles geschieht, um der Seele des Verstorbenen das Gericht zu erleichtern und die Macht der bösen Geister zu beseitigen. Am Todestage der Eltern stellen die Kinder Lichter in die Synagoge und der Schamesch sieht darauf, daß sie 24 Stunden brennen.

An den Tod hängt sich auch verschiedener Aberglauben an; so schläft der galizische Jude nur auf Betten, die mit Gänsefedern gefüllt sind, weil der Tod auf andern schwer sein soll. Beim Hinaustragen der Leiche gehen zahlreiche gute und böse Geister mit, deren Begegnen besonders den Weibern schädlich sei, deshalb nehmen sie nur ungerne an einem Leichenzuge theil. Man glaubt, daß, sobald der Schamesch beim Zuschütten des Grabes dreimal mit

der Schaufel schlägt, der böse Engel zum Todten trete und ihn um seinen Namen frage, der Todte diesen aber vergessen habe. Dann muß der Todte den schrecklichen „Gibut haforer“ aushalten, welcher darin besteht, daß die Wände des Grabes aneinanderrücken und den Leib zerquetschen. Der Todte empfindet alle diese Qualen, bis er in die Höhle (Gehennem) kommt. Im Laufe der ersten 7 Trauertage fliegt die Seele in das Sterbezimmer; hier brennt deshalb eine Lampe und dabei steht ein Glas Wasser, damit sie sich darin baden kann; an der Wand hängt ein Stück jener Leinwand, aus welcher das Todtenhemd genäht wurde. Man meint, daß, je früher man den Todten beerdige, es desto besser für seine Seele wäre; überdies schreibt schon der Talmud vor, den Todten keine Nacht im Hause zu lassen.

Doch wir wollen jetzt schließen und uns mit dem geneigten Leser auf die Wanderschaft durch das Land begeben.

Wanderungen.

3. Von den Weichselquellen bis zur Babia-Góra.

(Ustroń. — Biala. — Żywiec. — Bad Polhora. — Erstigung der Babia-Góra. — Rundsicht von deren Gipfel.)

Von dem Berge Barania in Österr. Schlessien, dem Mutterhause der Weichsel, herabsteigend, blieben wir über Nacht in dem freundlichen Badeorte Ustroń, wo uns die Beamten des Herrn Erzherzogs Albrecht erwarteten und so liebenswürdig waren, uns die Abendstunden durch ihre liebe und unterrichtende Gegenwart zu verkürzen. Des anderen Morgens früh bestiegen wir unser leichtes, von zwei kleinen, aber ausdauernden Pferden polnischer Abkunft gezogenes Gefährte und fuhren nach dem nahen Städtchen Skotschan, wo die von Wien kommende Kaiserstraße die Weichsel überschreitet. Von da gieng es nach den industriösen Schwesterstädten Bielitz-Biala, die durch das Flüsschen Biala voneinander getrennt sind, welches zugleich Österr. Schlessien von Galizien scheidet, so daß wir mit der Stadt Biala bereits galizischen Boden betraten. Diese Stadt hat 7250 Einwohner, führt namhaften Handel, hat Fabriken und ist demnach recht belebt. Hier bestiegen wir die Bahn und fuhren in fünf Viertelstunden durch eine reizende Karpatenlandschaft nach Żywiec (Saybusch), wo wir um 11 Uhr vormittags ankamen. Der Weg dahin bietet prachtvolle Aussichten, die ganze Gegend trägt völlig den Gebirgscharakter, schwarze Wälder bedecken die Bergesrücken, die von Góralen bewohnten Dörfchen ziehen sich lange an dem kleinen Flüsschen dahin und

in den Ebenen liegen farge Haferäcker. Erst wenn wir uns der Stadt nähern, wird die Gegend ebener und breiter und wogende Getreidefelder erfreuen unser Auge. Żywiec, ein Städtchen mit 4000 Einwohnern, ist von einer blühenden Vegetation umgeben; hohe Bäume, wilde und obsttragende, wachsen fröhlich in diesem Gebirgswinkel. Wir besichtigten die wahre Mustervirtschaft des Erzherzogs Albrecht und das nahe Eisenwerk Olszar und wurden bei unserer Rückkehr durch die angenehme Nachricht überrascht, daß hier eine Gesellschaft weile, die, gleich uns, die Babia Góra besteigen wolle. Wir beschloßen, uns derselben anzuschließen und waren sehr erfreut, unter denselben mehrere alte Bekannte aus Schlesien und Galizien zu finden. Jetzt gieng es auf einer der besten Straßen der Welt nach dem auf ungarischer Seite liegenden Bade Polhora, wo wir die Nacht erwarten wollten, um dann unter Vortragen von Fackeln den Berg zu ersteigen und oben den Sonnenaufgang zu bewundern. Immer höher und höher steigt die Straße, schon verläßt uns das Ackerland, nur armjeliger Hafer gibt uns noch eine Weile das Geleite, bis auch dieser zurückbleibt und uns die vollständige Gebirgslandschaft empfängt.

Nach einer ungefähr fünfstündigen Fahrt kamen wir in Polhora an, ruhten ein wenig aus, nahmen ein erfrischendes Bad, besahen uns etwas die Gegend, speisten vortrefflich zu Nacht und erwarteten unter Gesprächen und Scherzen die zum Aufbruche festgestellte erste Nachtstunde. Wir brachen auf, die Góralen leuchteten mit Fackeln, aber nach dritthalbstündigem Aufsteig sahen wir uns in Winbrüche verwickelt, indem unsere Führer von dem rechten Wege abgekommen waren, und nur mit einiger Anstrengung arbeiteten wir uns wieder heraus. Unterwegs erzählte uns der selige Professor Zanota aus Lemberg, der diesen Berg schon mehrmals, jedoch immer von der anderen, der galizischen Seite, bestiegen hatte, daß die Babia Góra von den alten Polen nur „Baba“ genannt wurde, was zwar „Großmutter,“ aber ebenso auch „Amme“ bedeuten könne. Diese Baba sei eine von den ältesten und dunkelsten Göttergestalten der alten Slaven, wahrscheinlich die indische Maja, die allnährende Weltamme. Schon früher, zur Heidenzeit, wurde diese Göttin hier auf dem Berge verehrt und auch heutzutage zünden hier die Góralen zur Zeit der Sonnenwende Holzstöße an und feiern ihre Sobótki. In christlicher Zeit sanken die erhabenen Göttergestalten der Heidenwelt zu Spulgestalten herab, und so meint man, daß hier öfters im Jahre, besonders aber in der Nacht vor Johann dem Täufer, sich die Zauberer, Hexen und anderes Höllengesüchte versammle. Zum Ritte auf den Berg bedienen sie sich des Mörsers und halten die Mörserkeule in der Hand, andere unternehmen die Fahrt, gleich den Hexen auf den Bloßberg, auf alten Besen und Pfengabeln.

In den mittleren Regionen ist der Berg nur mit Krummholz bewachsen, der Wald blieb hinter uns zurück, der Weg wurde immer steiler und selbst

das Krummholz immer kleiner und seltener und krüppelhafter, und wie sich die Bäumchen so häufchenweise zusammenhockten, kamen sie uns vor wie eine sitzende Kinderschar, die sich gegenseitig vor der Winterkälte schützen will. Noch höher gegen den nur mit schwachem Grase bewachsenen Bergrücken standen nur noch einzelne Zwergkiefern, mit allen Ästen nach einer, der Mittagsseite, gekehrt, gleichsam als würden sie mit ihren mageren Ärmchen die im Süden wohnende Lebensspenderin anflehen, sie nicht zu verlassen. Die Gegenseite haben diese Bäumchen ganz von Nadeln entblößt und sie gewähren dasjenige Aussehen, welches die Laubhölzer im Winter haben.

Endlich, in einer Höhe von 1720 ^m/, erreichten wir den Gipfel des Berges, der schon oft im August mit Schnee bedeckt ist und den Gebirglern, wenn er die Haube aufsetzt, als Barometer dient. Auffallend ist auf seiner Spitze eine Aufthürmung verschiedenen Gesteines und Gerölles, mit vielfarbigem Pilze bedeckt, was die Góralen „das Schloß des Teufels“ nennen.

Die Luft streicht scharf, wir hüllen uns fester in unsere Plaids; schnell wird Feuer gemacht und, erwärmt vom arabischen Nektar, erwarten wir nun den Ausgang der Sonne. Noch ist es Nacht um uns her, da schwimmt, ehe die Dämmerung graut, im fahlsten, kaum merkbaren Lichte eine Luftgestalt im Südost und verwindet wieder im Momente, als das Auge sie zu fassen glaubt. Allmählich geht das fahle Licht in weißes über, welches sanft erröthet und schon im Morgenpurpur glüht, wenn noch die Dämmerung auf unserem Berge ruht und graue Nebel noch die Köpfe der niedrigen Berge umher bedecken. Jetzt fängt sich die hohe Tatra an wie mit Rosen zu krönen, jetzt erst erkennen wir ihre felsigen Zinken, welche die Morgenröthe mit ihren rofigen Fingern berührt. Nun röthet auch der Saum der Morgennebel sich, die an den Gipfeln der niedrigen Berge schwimmen, und sobald sein Purpurroth in Gold sich verwandelt, strahlt auch die Tatra silbern im mildesten Sonnenlichte. Die Sonne selbst ist noch unter unserem Horizonte, allmählich erhebt sie sich auch über diesen und die Morgenfeier ist vorüber. Doch immer höher schwebt das prachtvolle Gestirn, die vorgelagerten Berge fließen in ein einziges smaragdgrünes, wogendes Wäldermeer zusammen, über welches die wandelnden Wolken schwarzsammtne Bänder ziehen, im fernen Norden blizt der silberne Gürtel der Weichsel hervor und im Süden erscheinen die der Tatra vorgelagerten Berge beinahe als nur eine einzige ungeheure Ebene zu deinen Füßen; ja, das ganze Krvaer Comitatz präsentiert sich wie eine einzige, gegen Süden sich abdachende Ebene, von zahlreichen silbernen Flüssen durchzogen, aus der sich eine Menge von Städtchen und Dörfern mit weißen Kirchtürmen erheben. Denke dir jetzt das Ganze in den Lazur des Himmels und den Glanz des Tagesgestirnes getaucht und du hältst ein Bild vor deinem trunkenen Auge so voller Glanz und Farbe, daß du auf Augenblicke vor dem Übermaße des Gefunkels die Augen schließen mußt, denn allzustark sind diese Reize.

Auch die Gesellschaft wurde still und stumm, denn ein so großartiger Natureindruck, wie ihn der Mensch hier empfängt, erfüllt seine Seele mit einer ganz eigenthümlichen und edlen Freude, wie sie selbst annähernd kein anderer Gegenstand zu geben vermag.

4. Von der Babia-Góra nach Krakau und Umgebung.

(Das Städtchen Sucha an der Skawa. — Das Rabathal. — Myslenice, Kaszmarja, Lancztona, Wadowice, Kety. — Oswiecim und sein Kohlenreichthum. — Krakau, seine Kunstdenkmäler und seine Umgebung.)

Von Zywiec fuhren wir zu Wagen auf der trefflichen Karpatenstraße nach Sucha, einem kleinen, freundlichen Städtchen an der Skawa, inmitten von bebauten, ziemlich hohen Bergen. Ein alter Palast der Familie Wielopolski mit einem großen Garten bildet seinen Hauptschmuck; die Häuser sehen uns, wie in Zywiec, reinlich und freundlich an. Eine Stunde von Sucha liegt Maków, ein Städtchen mit Baron Rothschild'schen Eisenhütten. Die ganze Gegend ist gebirgig, und die Natur, die sonst für den Norden eine Stiefmutter ist, hat gar manches Plätzchen in dem galizischen Mittelgebirge mit Reizen geschmückt, auf welche der verzärtelte Süden nicht ohne Weid blicken würde.

Jetzt steigt die Straße nach Jordanów empor, wo wir das Thal der Skawa verlassen und das Rabathal herabfahren. In einem Góralenhanse schreit ein Kind wie auf dem Spieße; theilnehmend fragen wir unseren góralischen Wagenlenker, warum wohl das Kind so entsetzlich schreien möge, doch dieser belehrt uns, daß das Kind gewiß ein Wechselbalg sei, den die wilden Waldbesen, die „Dziwozony“, umgetauscht hätten. Er erzählte weiter: „Die Waldbesen wären übernatürliche Wesen von wilder Gestalt und wildem Sinne, ihr langes Haar fliege frei in der Luft, ihr ganzer Leib sei ungewöhnlich behaart, ihr Haupt mit einem rothen Mütchen bedeckt. Sie lauern bei den Häusern, stehlen die Menschenkinder und schieben dafür die ihrigen unter, die sich sonst von jenen durch nichts als ihre Schreihalsigkeit unterscheiden. Um wieder zu seinem Kinde zu kommen, muß man den Wechselbalg auf den Kehrlichthaufen stellen, ihn aus einer Eierschale tranken, darauf gehörig mit dem Birkenpinsel streichen und sprechen: „Nimm dir das Deine und bring mir das Meine;“ darauf wird die Waldbese wieder das echte Kind zurückbringen, denn das Mutterherz verleugnet sich auch bei den wilden Weibern nicht.“

Unter dergleichen Gesprächen kamen wir nach Myslenice. Es gibt wenig Orte am Fuße der Beskiden, die in einer lieblicheren Gegend liegen,

als diese Stadt, und das Volk fühlt auch die Schönheit der Natur und deshalb gab es der Stadt diesen schönen Namen (etwa: Gedankenheim, Penserosa). Hohe, mit schwarzen Wäldern bedeckte Bergrücken erheben sich schroff aus der Ebene, und dort, wo sie sich öffnen, kommt die reizende Raba dahergerannt; die Häuser sind größtentheils nach bekannter Góralenart gebaut und hier sieht man so recht handgreiflich, daß man sich auf der Grenzschleife zwischen Gebirg und Ebene befindet. Weiter nach Westen gelangten wir nach Kalwarja, einem hochberühmten Wallfahrtsorte. Das dortige Bernhardinerkloster mit einer großen Anzahl kleinerer Kapellen und Kirchen zur Erinnerung an das Leiden und den Tod des Erlösers wurde im J. 1603 von dem reichen und mächtigen polnischen Magnaten Nikolaus Zebrydowski gegründet. Zu Füßen desselben liegt das Städtchen Kalwarja, das durch seinen Möbelbau excellirt. Ganz in der Nähe liegt Lancforona, mit den Trümmern eines von Kasimir dem Großen im J. 1361 erbauten Castelles. Auf derselben Straße weiter kommst du nach Wadowice, einer Stadt, die in einer zwar hohen, aber schönen und fruchtbaren Bergebene gelegen ist.

Derselben Straße weiter folgend, gelangten wir nach Andrychów, einer nicht unbedeutenden Stadt in hübscher Gegend, und von da nach Kety an der Sola, einer ehemaligen deutschen Niederlassung, Liebwerde genannt. Kety ist der Geburtsort des heil. Johannes von Kanth, der vom Jahre 1389 bis 1473 lebte. Weiter herab im Solathale, an der Mündung derselben in die Weichsel, erreichen wir mit Oswiecim die Nordbahn. Dieses Städtchen hat 4750 Einwohner und hart an der Sola sind die Trümmer einer alten Burg zu sehen. Hier fand im Kriege des Jahres 1866 ein harter Kampf mit einem preussischen Streifcorps unter Führung des Grafen Stolberg statt, welches die Eisenbahnbrücke zerstören und dadurch die Verbindung zwischen Galizien und Schlesien abschneiden wollte; doch Rittmeister Lehmann vertheidigte den Punkt also tapfer, daß die Preußen unverrichteter Sache abziehen mußten. Rittmeister Lehmann fand dabei den Tod des Helden und der Kaiser ehrte die tapferere That dadurch, daß er die Brust des Todten mit dem Theresienkreuz schmückte und seine Familie adelte. Oswiecim und das unweit dem Ausflusse der Sawa in die Weichsel gelegene Zator oder, wie sie das Volk ihres Reichthums an Karpfenteichen wegen scherzweise zu nennen pflegt: „die Karpfenfürstenthümer,“ führten seit dem Jahre 1179, wo sie Kasimir der Gerechte dem neugeborenen Söhnlein des verwandten schlesischen Fürsten von Ratibor, Mieczyslaw, zum Taufangebinde machte, den Titel von Fürstenthümern. Nach vielfachem Herrenwechsel wurden beide unter Sigismund II. im Jahre 1564 wieder der Krone Polen einverleibt, bei der sie bis zur ersten Theilung Polens (1772) verblieben. Unter österreichischer Herrschaft wurden sie als zum deutschen Bunde angehörig gezählt, welches Verhältnis bis zum Jahre 1866 währte, da der deutsche Bund sich auflöste.

Es dürfte hier am Platze sein, des großen Kohlenreichtums nördlich von Oświęcim zu gedenken. Denn wenn auch die Steinkohle bei Grojec, zwischen Oświęcim und Kęty nachgewiesen ist, so ist doch der stärkste Kohlenbau im Nordwesten des Krakauer Gebietes, nächst der russisch-preussischen Grenze, in Dąbrowa, Zaworotno, Szczakowa, Jelen, Tenczynek, überhaupt in elf Orlschaften des Chrzanower Bezirkes zu finden. Es ist erwiesen, daß die Verbreitung der Steinkohlenformation in Galizien sich weit über Tenczynek nach Osten hin ausdehnt, und obzwar man die Grenzlinie derselben bis jetzt noch nicht zu ziehen im Stande ist, so haben verdienstvolle Männer über die geognostische Beschaffenheit Galiziens manches Licht verbreitet, und die Ansicht, welche L. v. Buch noch im Jahre 1840 in der königl. Akademie zu Berlin äußern konnte: daß die Karpaten so unbekannt seien wie die Berge, welche die Gallas bewohnen, hat sich seitdem wesentlich geändert. Auch die Braunkohle wird in elf Bergwerken, die aber in sieben, meistens weit voneinander entfernten Bezirken sowohl im Westen als auch im Osten des Landes sich befinden, ausgebeutet.

Gegenüber dem großen Kohlenreichtume ist die Ausbeute eine geringe, etwa 10.500 Tonnen jährlich. Die mindere Beschaffenheit der Kohle, Arbeitermangel, vor allem aber die geringen und theuren Communicationsmittel, sowie auch die geringe Industrie Galiziens sind Ursache, daß, trotz dem Nachweise der Kohle auf einem großen Territorium, doch nur erst längs der Nordbahn Kohlenbau am eifrigsten betrieben wird. Jedenfalls aber hat der Kohlenbergbau in Galizien noch eine große Zukunft, und dies umsomehr, als in größerer Tiefe auch Flöze mit besserer Kohle zu erwarten sind. Sichere Absatzquellen wird alsdann die Kohle außer Landes finden. Gehen doch schon gegenwärtig große Mengen preussischer Kohlen über Galizien nach Rußland und Rumänien, das zum Theil seinen Bedarf sogar durch englische Kohle deckt.

Wir eilen jetzt auf den Oświęcimer Bahnhof und fahren, an den judenreichen Stationen Chelmek und Chrzanow vorüber, Krakau zu. Auf diesem Wege ist Krzeszowice interessant wegen seiner Mineralquellen und der Musterwirtschaft des Grafen Arthur Potocki. Wir fahren in den geräumigen Krakauer Bahnhof ein; es ist die zehnte Nachtstunde, wegemüde suchen wir die Ruhe, um des kommenden Morgens die altherwürdige Residenzstadt zu besichtigen.

Krakau (Kraków) ist zwar, was die Bevölkerung anbetrifft, die zweite Stadt Galiziens, aber es ist kein Zweifel, daß im ganzen Polenlande, so weit es reicht, keine Stadt zu finden ist, die an Ruhm sich mit Krakau messen könnte. Die ziemlich stark befestigte Stadt liegt auf einer Ebene am linken Ufer der Weichsel und bildet in Hinsicht auf ihre geographische Lage die Capitale des oberen Weichselgebietes. Ungarn, Schlessien und Polen sind die Länder, welche in Krakau einen natürlichen Austauschplatz für ihre Waren finden. Ungarische Weine, schlesische Manufacturwaren, das Salz

von Wieliczka, galizischer Honig, Wachs, Getreide und Holz gehen von Krakau die Weichsel herab. Ebenso zieht ein bedeutender Handel mit Specereien und andern levantinischen Waren von Triest aus über Krakau nach Warschau.

Nachdem Wladyslaw Lokietek (Ellenkurz) sich 1319 in Krakau hatte krönen lassen und zu diesem Zwecke die Krönungsinsignien von Gnesen, der bisherigen Krönungsstadt, hieher hatte kommen lassen, war Krakau die Residenz-, Krönungs- und Begräbnisstadt der polnischen Könige. Unter Sigismund I. zählte sie gegen 80.000 Einwohner, als aber Sigismund III. im Jahre 1610 die Residenz nach Warschau verlegte, sank die Stadt immer mehr und mehr und kam zu dieser seiner jüngeren Schwester in ein ähnliches Verhältnis, wie Moskau zu Petersburg, wie Toledo zu Madrid und wie viele andere Königsgräberstädte zu den neuen Residenzstädten. Zur Zeit der Theilungen Polens und nach den vergeblichen Anstrengungen, die auch Krakau zu ihrer Abwendung machte, sank die Stadt zum Minimum ihrer Lebenskraft herab und zählte im Jahre 1787 nur 9449 Seelen. Die Ruhe, welche in Polen bis 1830 herrschte, die Fürsorge, welche der Stadt durch Oesterreich zutheil wurde, die Eisenbahnen u. s. w. sammelten auch hier wieder die Menschen, so daß gegenwärtig Krakau über 66.000 Einwohner zählt.

Krakau besteht aus der inneren Stadt, der Judenstadt, welche den Namen „Kazimierz“ führt und sieben Vorstädten. Früher war die Stadt mit Wall und Graben umgeben, an deren Stelle sich jetzt schöne, schattige Promenaden befinden. Wir kamen durch verschiedene Straßen, die zum Theil an ausgezeichneten Gebäuden reich waren, auf den Hauptplatz oder den Ring der Stadt. Er ist einer der malerischsten Plätze, die es geben kann und erinnert, wenn das Meer nur nicht fehlte, an den Markusplatz in Venedig. Es ist ein großer freier Raum, der rundumher mit schönen neuen und interessanten alten Gebäuden besetzt ist. In der Mitte desselben stehen die „Sukiennice“, d. h. Tuchlauben, ein altes, von Kasimir dem Großen als Warenniederlage und Kaufmannsbörse im gothischen Stile erbautes Gebäude, welches in uns die Vorstellung weckt, wie blühend damals der Handel und das Handwerk gewesen sein müssen, als das ganze, aus lauter Gewölben bestehende Gebäude mit Tuch angefüllt war. Als der ritterliche König Sobieski mit seinen Mannen zum Entsatz von Wien zog, hatte sich eines Tages eine Procession vom Schlosse gegen die Marienkirche in Bewegung gesetzt, an welcher die Königin Marie selbst theilnahm; fromme Gesänge und Gebete sollten den polnischen Waffen Sieg erslehen. Da zeigte sich plötzlich, der Sage zufolge, wie ein Zeichen der Gewährung, ein weißer Schwan, welcher die Procession umkreiste, dann ihr vorausflog und sich auf einer der Urnen der „Sukiennice“ niederließ, wo er dem Volksglauben zufolge noch heute sitzt. Um diese Halle herum concentrirt sich das lebhafteste

Gewühl der Stadt; die Bauern verkaufen ihre Marktwaren, Handelsjuden eilen geschäftig hin und her und schon die Judenkinder üben sich im Handel und Wandel und schleppen sich überall mit kleinen Körben, die sie vom Halse herabhängen haben, umher, ihre Karitäten ausschreiend. Die Tuchlauben und der Ring sind neben dem Schloßberg immer die Schauplätze aller merkwürdigen historischen Ereignisse in Krakau gewesen. Das letzte dieser merkwürdigen Ereignisse war die Begrüßung Kościuszko und seine Erhebung zum Generalissimus in den Neunziger-Jahren.

Auf der Ostseite des Marktes steht die schöne Frauentirche, im Jahre 1226 im gothischen Stile aus rothen Ziegelsteinen durch den Krakauer Bischof Ivo Odrowaz erbaut. Ihre Bogen sind ungemein hoch und ihre Fenster mit den Überresten vortrefflicher Glasmalerei geschmückt; die Zahl der Altäre beträgt 32, die der Kapellen 11. Jedoch die größte Merkwürdigkeit der Marienkirche ist der riesige Hauptaltar, ein Wunderwerk der Holzschnitzkunst von Veit Stof, einem um 1440 in Krakau geborenen Abkömmling deutscher Eltern. Zwölf Jahre hat daran dieser als Bildhauer, Bildschnitzer und Kupferstecher große Künstler gearbeitet und obzwar seine Hand auch die Sebalduskirche in Nürnberg mit Kunstwerken geschmückt hat, so sind doch seine großartigsten Schöpfungen auf polnischem Boden, wie außer dem erwähnten Krakauer Altar, das Grabmonument des Königs Kasimir des Jagiellonen in Warschau und das Grabmal des Erzbischofs Olesnicki in Gnesen († 1455). Der Altar hat die Gestalt eines zugemachten Kastens von kolossaler Dimension. Man öffnet ihn nur zur Zeit der größten Feiertlichkeiten und Kirchenfeste. Auf seinen Thüren sind zwölf Bilder geschnitten, die Scenen aus dem Leben des Heilandes darstellen. Im Innern zeigt uns der Meister die Himmelfahrt der seligsten Jungfrau Maria, umgeben von 12 Aposteln; alle Personen sind in Lebensgröße und scheinen zu athmen.

Zu beiden Seiten des Domes stehen zwei Thürme: der eine, der höchste in Krakau, 73·33 ^m/ hoch, der andere viel niedriger. Das Volk erklärt sich ihre Ungleichheit durch folgende Sage: die Baumeister waren zwei Brüder; diese beabredeten gleiche Thürme zu bauen, welche die gleiche Liebe und Brüderlichkeit darstellen sollten, die ihre Herzen befeele. Als sie sich aber über den Plan beriethen, verschwand ihre Eintracht und der ältere Bruder wollte nicht nach dem Plane des jüngeren einen gar so hohen Thurm bauen, auf, nach seiner Ansicht, viel zu schwachen Fundamenten und sie setzten fest, daß jeder nach seinem Ermessen bauen solle. Als nun der jüngere seinen Thurm erbaut hatte, erkannte er, daß der Thurm des Bruders den seinen an Höhe übertreffen würde und brandiger Künstlerneid gab ihm den Gedanken ein, den Ausbau des Thurmes durch die Ermordung des Bruders zu verhindern. Diesen gräßlichen Voratz führte er auch aus, indem er diesen mit einem langen Messer durchbohrte. Längere Zeit konnte man den Mörder nicht ausfindig machen, aber die eigene Gewissensqual macht ihn zum Selbst-

angeber; denn als sich das Volk versammelt, um seinen fertigen Thurm zu besichtigen, steht er im Fenster desselben, bezeichnet sich mit lauter Stimme als den Missethäter, hebt das Messer in die Höhe, mit welchem er seinen Bruder ermordet hatte, stößt sich dasselbe in das Herz und stürzt darauf in die Tiefe herab. Die lange rostige Klinge, die an einem Ketten an den „Sutiennice“ hängt, soll dasselbe Messer sein, mit welchem der Bruder- und Selbstmord verübt worden und das man dort anzuschmieden befohlen habe, auf dass sein Anblick die nachkommenden Geschlechter erinnere, wohin Hoffart und Reid den Menschen führen können.

Auf der Spitze des Thurmes ist ein Fähnlein in der Form des Buchstabens M, niedriger eine hohle, große, vergoldete Kugel, weiter nach unten halten eiserne, in die Pyramide eingelassene Stäbe eine ungeheure kupferne, vergoldete Krone, die schon von weitem den Zureisenden verständigen sollte, dass er sich der Hauptstadt nähere. Ehemals befand sich auf dem Thurme eine berühmte astronomische Uhr, wovon heute nur Spuren an der Wand zu finden sind. Im obersten Stockwerke ist die Feuerwehr untergebracht. Einst wurde die Morgenröthe von allen Thürmen Krakaus mit Trompeten- und Hörnerschall begrüßt, heute geschieht dies nur den Monat Mai hindurch noch vom Marienthurme aus, aber die Töne dieser frommen Melodie üben zu dieser Stunde auf unser Herz einen eigenthümlichen und tiefen Eindruck aus und wenn bei dem Besuche einer Stadt es der Gast für nöthig erachtet, die höchsten Punkte zu besteigen, so rathen wir den Besuch des Marienthurmes nicht zu unterlassen, denn man wird durch eine der schönsten Ansichten belohnt, an denen wahrlich Krakau nicht arm ist.

Außer dieser Kirche haben sich aus der reichen Vergangenheit Krakaus noch folgende sehenswürdige Gotteshäuser erhalten: das Adalbertskirchlein, das auf derselben Stelle stehen soll, wo der hl. Adalbert gepredigt hat, die Universitätskirche mit den Grabmälern des heil. Johann Kanty († 1473) und des Kopernikus; die Dominicanerkirche, ebenfalls von dem oberwähnten Bischofe Odrowaz im Jahre 1223 erbaut und nach dem großen Brande vom Jahre 1850 gründlich restauriert, mit vielen hoch interessanten Denkmalen; die Franciscanerkirche, im Jahre 1238 von Boleslaw dem Schamhaften erbaut, in welcher sich sein Grab und dasjenige seiner Schwester Salomea, Königin von Galiz und Gemahlin des Königs Poloman, befindet; die Peterskirche, im J. 1597 von Sigismund III. erbaut, mit dem Grabmale des berühmtesten polnischen Kanzelredners Peter Skarga († 1612); in der Kasimirovstadt die Katharinen- und die Frohnleichnamskirche; beide erbaut von Kasimir dem Gr.; an der Weichsel die Stanislawskirche, in welcher der Krakauer Bischof Stanislaw Szczepanowski im Jahre 1079 ermordet worden ist, mit dem Paulinerkloster, welches seine Gründung dem bekannten Historiker Mlugosz zu verdanken hat. Das Bernhardinerkloster besitzt ein auf Leinwand gemaltes

merkwürdiges Ölgemälde aus dem 16. Jahrhundert, das aber nach einem früheren Original aus dem 14. Jahrhundert gemalt wurde; dasselbe stellt einen Todtentanz dar, nur unterscheidet es sich von anderen derlei Compositionen, daß wir hier ein in Polen entstandenes Werk vor uns haben, in dem nicht allein die in Polen bestandenen weltlichen Würdenträger sich in landesüblicher Tracht am Tanze betheiligen, sondern auch fast jedem Paare einige in polnischer Sprache geschriebene Verse beigelegt sind. Das ganze Tableau besteht aus einem viereckigen Hauptgemälde in der Mitte und aus 12 kleineren kreisförmigen Medaillons, welche das Hauptbild symmetrisch umgeben. Sämmtliche Rahmenbilder zeigen, wie männliche Personen vom Tode heimgeholt werden, das große Mittelbild zeigt uns bloß Personen weiblichen Geschlechtes in dieser traurigen Lage. Als Spielleute sehen wir am unteren Rande einen Fiedler, an seiner Seite den Tod, mit einer Sanduhr den Takt schlagend, und eine bei einer Art Clavier sitzende Figur, der ein Gerippe die Noten vorhält. In den Ecken ist rechts unten der Sündenfall, oben die Kreuzigung, links oben der offene Himmel mit Gott Vater, Christus und den Gerechten und unten links der geöffnete Höllentrachen, soeben einige Gerichtete in seinen Flammenpfuhl aufnehmend.

Es bleibt uns noch das Merkwürdigste von Krakau zu sehen übrig, nämlich das auf der Felsenhöhe, dem „Bawel,“ gelegene Königsschloß und die St. Wenzelskathedrale. Eine breite und schöne Auffahrt leitet auf die Schloß- und Cathedralplätze. Diese Straße, welche eine prächtige Aussicht gewährt, zogen die polnischen Könige hinauf, einmal zu Pferde, von Mannheit und königlichem Brunkte strahlend, von den Magnaten umgeben, um sich im hohen Dome vom Primas des Reiches salben und weihen zu lassen, und das anderemal, auch von den Großen des Reiches umgeben, ja wo möglich noch von größerer Pracht umstrahlt, aber mit gebrochenem Auge, erdrückt von königlichen Sorgen und Nöthen, welche die unbändigen Großen des Reiches ihren Herrschern immer in Fülle bereiteten. Hier hinauf hielt Kasimir der Große seinen Triumphzug nach der Unterwerfung Rothkreuzens, hier oben fand die Vermählung des Litauers Jagiello mit der liebenswürdigen Hedwig statt, hier im Schlosse wohnte Kasimir der Jagiellone mit seinen 7 Söhnen und 7 Töchtern, von hier zog Sigismund I. zur Begrüßung des siegreichen Jan Tarnowski aus, als dieser nach dem Siege von Oberthyn tausende von Gefangenen und die Kanonen und Fahnen mit sich brachte, die einst durch die Niederlage des Königs Johann Albert in der Bukowina verloren gegangen waren. Hier hielt später Czarniecki mit einer Handvoll Leute die wüthenden Stürme der Schweden aus. Auch noch heutzutage zeigt das Königsschloß, trotz vieler Verheerungen und der Umwandlung in eine Kaserne, noch manche Spuren der früheren Pracht und Herrlichkeit. Ein prachtvolles Portal mit der Aufschrift: *Si Deus nobiscum, quis contra nos* führt in einen mit reichen Verzierungen der Plastik ausgestatteten Hausflur

aus der Zeit Sigismund I. In den unteren Räumen befand sich einst das Schlossthronsaal, die Schatzkammer und unterirdisch das Gefängnis.

Eine breite Marmortreppe führt in das erste Stockwerk mit dem historisch berühmten Erker „Hühnerfuß,“ wegen seiner eigenthümlichen Bauart so benannt. Hier wohnte einst die fromme Königin Hedwig. Rechts davon sind die Gemächer, die einst der Königin Anna der Jagiellonin gehörten; mit diesen steht die Hauskapelle des Königs Stephan Bathory in Verbindung. Links befindet sich der „silberne Saal.“ An der östlichen Seite des Erkers Lubranka sieht man die Stiege, über welche sich Heinrich Valois, nachdem er kaum 6 Monate polnischer König war, flüchtete. Durch einen kleinen Hausflur gelangt man in das Gemach Königs Sigismund III. Links passiert man eine Reihe Gemächer, in deren einem Kasimir der Große seinen letzten Athemzug that. In diesem Trakte des Schlosses befindet sich auch der Erker „Tenczynski,“ in welchem die Mörder des Wojewoden Tenczynski gefangen gehalten wurden. Am Fuße dieses Erkers ist der Eingang in die Drachenhöhle, wo einst Krakus den Lindwurm bekämpft haben soll.

Die letzte galizische Kaiserreise wurde nicht nur für Galizien, sondern für alle Polen zu einem freudigen historischen Ereignisse, indem durch einen großherzigen Act des Monarchen dieses Königsschloß, als kostbares Angebinde, an das Land zurückgegeben wurde.

Schreiten wir jetzt in die Kathedrale, das polnische Pantheon. Sie wurde im Jahre 1100 durch Wladyslaw Hermann gegründet und nach den Bränden von 1320 und 1359 wieder restauriert. Du wirst kaum wo eine Kirche gesehen haben, die so reich an Königsgräbern und interessanten Monumenten wäre, wie dieser Krakauer Dom. Die deutschen Kaiser sind in alle Welt zerstreut, zwei liegen hier, drei dort, fünf wieder anderswo begraben. Die Gräber der ungarischen Könige haben geringeres Interesse, die der schwedischen sind weniger prachtvoll, ja selbst St. Denys ist kleiner; höchstens die Westminsterabtei kann sich in dieser Hinsicht dem Krakauer Dome an die Seite stellen. Derselbe ist ein majestätisches, herrliches Gebäude im gothischen Stile, die Pfeiler der Kirche sind mit Marmor bekleidet, ihr Schmuck wie der sämmtlicher 18 Kapellen, ihre Bildhauerarbeiten, ihre Gemälde, Statuen und Ornamente setzen durch ihren Reichthum und Geschmack in das größte Erstaunen und geben Zeugnis, wie hoch vor drei- und vierhundert Jahren die Künste in Polen geachtet wurden. Da gibt es Meisterwerke von Veit Stoss, Stephan Ricci, Barth. Florentino, Guido Reni, Canova, Thorwaldsen u. a. Mit sehr wenigen Ausnahmen liegen hier alle polnischen Könige, sowohl die, welche der fünfhundert Jahre dauernde Stamm der Piasten gab, als die, welche dem dreihundertjährigen Stamme der Jagiellonen erblickten, wie endlich auch die Wahlkönige, Bathory, Sobieski u. s. w. begraben. Aber nicht nur Könige harren in diesem polnischen Ruhmestempel der Auferstehung, sondern auch solche Männer, die sich um das Vaterland

wohl verdient gemacht haben, Staatsmänner, Bischöfe und Feldherren und wir nennen hier anstatt vieler nur die Namen Kościuszko und Jof. Poniatowski. Ihre Marmordenkmale verkündigen ihren Ruhm der spätesten Nachwelt. Gäbe es auch keine geschriebene Geschichte des polnischen Volkes, so würden diese Denkmale allein hinreichen, den Ruhm und die einstige Größe Polens zu verherrlichen.

Inn mitten der Kirche befindet sich ein schwerer silberner Sarg mit der Asche des heiligen Stanislaw, des Patrons von Westgalizien, und unweit davon ruhen die sterblichen Überreste der unvergesslichen Königin Hedwig, die durch das Opfer ihres Herzens Litauen dem Christenthume entgegen führte. Trittst du zum Hauptaltare, so wird das wunderschöne Altarbild, welches den Tod des Erlösers darstellt, einen tiefen Eindruck auf dein Gemüth machen. Die Kapellen dieser Kathedrale sind überaus schön; die geschmückteste unter ihnen ist die Sigismundskapelle, ein wahres Prachtwerk des Renaissancestiles, in welcher König Sigismund I., Sigismund II., die Jagiellonin Anna, die Schwester des letzteren und die Gemahlin des Stephan Bathory, ruhen. In der Kuppel der Kapelle befinden sich die schön gearbeiteten Wappen Polens und alle ihre Wände bedeckt die schönste Bildhauerarbeit. Das Licht, das von oben hereinfällt, gibt dem Ganzen eine zauberhafte Beleuchtung; das Dach ist von stark vergoldetem Kupfer, so zwar, daß es noch heutzutage bei Sonnenbeleuchtung goldig erglänzt. In der Familienkapelle der Potocki ist das schöne Denkmal des Grafen Arthur von Thorwaldsen zu bewundern und sehr sehenswert ist die reiche Schatzkammer, das Archiv des Domcapitels und im Thurme die berühmte Sigismundsglocke aus dem Jahre 1520 mit ihrem ungewöhnlich schönen Klange, gegossen von Hans Behm aus Nürnberg. Im Domschatze fiel uns ein elegantes Schwert auf, das 1572 beim Begräbniß Sigismunds II. zerbrochen worden, und die auf demselben befindliche Jahreszahl 1540 erinnert uns daran, daß in diesem Jahre Papst Paul III. den König durch die Zusendung eines geweihten Hutes und Degens geehrt hat. Schließlich wollen wir noch einer interessanten Lanzenspitze erwähnen, welche vom hl. Mauritius herrühren soll und die Kaiser Otto III. anlässlich seines Besuches im Jahre 1000 dem Könige Boleslaw Chrobry verehrte.

Es scheint auch bei den Polen Sitte gewesen zu sein, zum Andenken ihrer großen Männer künstliche Erdhügel zu errichten. So ehrte Krakau das Andenken seines Stifters Krakus wie seiner Tochter Wanda durch zwei Gedächtnishügel, den der Wanda auf dem nördlichen Ufer, den des Krakus auf den Anhöhen im Süden des Flusses. Außer diesen gelangte im J. 1820, also tausend Jahre nach ihnen nur noch Kościuszko zu der Ehre eines Mausoleums solcher Art. Sein 34 Meter hoher Erdhügel gleicht in Gestalt ganz und gar jenen des Krakus und der Wanda, übertrifft sie aber an Größe und es ist nicht wenig merkwürdig, daß sowohl in dem ganzen vorhergehenden Zeit-

raume der polnischen Geschichte kein Feld gefunden wurde, dem man gleiche Ehre erwiesen hätte, als auch, daß man nun nach tausend Jahren wieder ganz und gar auf diese uralte Monumentenform zurückkam. An der Aufschüttung dieses Hügels arbeitete man zwei Jahre lang, nicht nur mit gedungenen Tagelöhnern, sondern mit den vornehmsten Freiwilligen; Bürger, Rathsherren der Stadt Krakau und Edelleute, ja sogar vornehme Damen fuhrn die Erde zu. Kein Pole, der während dieser Zeit durch Krakau fuhr, ließ sich die Ehre nehmen, einen Schubkarren voll Erde zum Kosciuszko-Hügel hingefahren zu haben. Schneckenwege führen auf seinen Gipfel, von welchem aus man eine bezaubernd schöne Aussicht auf die Weichsellandschaft, die Beskiden und die hohe Tatra genießt.

Mit Krakau durch eine schöne steinerne Brücke verbunden und so ein Ganzes bildend, ist Podgórze mit 7700 Einwohnern; über der Stadt erheben sich das alterthümliche Kirchlein des heiligen Venedict und starke Befestigungen.

In der Umgegend von Krakau besuchten wir Kobzów, jetzt ein Dorf, ehemals der Lieblingsaufenthalt Kasimirs des Großen, wohin er oft um Mitternacht, zu Pferde, nur von einem einzigen verlässlichen Knappen begleitet, aufbrach. Einst, so erzählt die Sage, erwartete ihn knapp vor dem dortigen Schlosse ein riesiger schwarzgepanzter Ritter, der dem Könige den Weg vertrat, aber doch nach einem fürchterlichen Kampfe den ritterlichen König nicht zu überwinden vermochte. Darauf verkündigte er, daß mit ihm der in Polen herrschende Stamm der Piasten erlöschen würde. Nach Kasimirs Tode sank das Kobzower Schloß allmählich in Trümmer und nur hin und wieder näherten sich die in der Nähe das Vieh weidenden Hirten den Ruinen; aber wie die Sonne am Gesichtskreise herabzusteiern anfing, so eilten sie schnell aus dem Bereiche des verfluchten Schlosses. Ja, selbst am hellen Mittag hätte sich keiner in die Ruinen hineingewagt, denn das Volk erzählte, daß die schöne Jüdin Esther, die Geliebte des Königs, nur mit Hilfe des bösen Feindes sein Herz so fest an sich gekettet habe und daß schon zu ihren Lebzeiten die Teufel hier Zusammenkünfte gehalten und gleich nach Kasimirs Tode die Esther mit sich in die Hölle geschleppt hätten. Doch auch nachher versammelten sich hier die bösen Geister zu Berathungen und wehe demjenigen, der sie beschleichen wollte. Heutzutage besteht von dem Schlosse keine Spur mehr und auch der Wald, welcher dasselbe umgab und wo so mancher Hirsch, getroffen von dem Geschosse der Jagiellonen, zusammenbrach, verwandelte sich in brotspendenden Acker.

Außer Kobzów sind interessant: Wielany, an einem steilen Felsen an der Weichsel mit einem Kamedulenkloster; Balice, mit einem Schlosse der Grafen Firlej aus dem 16. Jahrhundert, unter welchen Johann Firlej als Wojewode von Krakau und Krongroßfeldherr in der Geschichte Polens hervorglänzt; Tenczynel, mit einer großartigen Brauerei; Tenczyn, mit

den Trümmern einer Burg der Grafen Tenczyński aus dem Jahre 1319; Czerna, Kirche und Kloster der Karmeliter in einer wildromantischen Gegend inmitten von Felsen und Wäldern; Alwernia, in waldiger Gegend mit einem Bernhardinerkloster; Lipowiec, mit den Trümmern einer alten Burg der Krakauer Bischöfe. Etwas weiter auf dem rechten Weichselufer haben wir Skawina, mit den Trümmern einer von Kasimir dem Großen erbauten Burg. Ferner das Kloster Tyniec, auf einer bedeutenden Berghöhe in Gestalt einer alten Ritterfeste von Bolesław Chrobry gestiftet. — Bist du ein Forstmann, so werden dich die Wälder um Niepolomice anziehen, wo schon die Jagiellonen ihre großen Hossjagden abhielten und auf denen sich manches Abenteuer ereignete. So z. B. begab sich einst Sigismund I. mit seiner Gemahlin Bona und dem ganzen Krakauer Hofe hieher zum Jagdvergnügen. Man wollte einen riesigen Bären hegen, den man in einem eisernen Käfige unlängst aus Litauen gebracht hatte. Der Behälter wurde geöffnet, der Bär ausgelassen und die Hunde wurden auf ihn geheßt; aber der Bär zerriß einen nach dem andern, stürzte sich auf die Herren vom Hofe, warf den einen sammt dem Pferde zu Boden, zerkrachte den andern und verletzte den dritten. Plötzlich sprang er dorthin, wo die Königin Bona hielt; diese riß ihr Pferd herum und wollte eiligst entfliehen, jedoch dieses stürzte und die Königin schlug sich gar klägliche Beulen, zuletzt warf sich der Bär auf den Hofnarren Stańczyk, den aber die Treiber retteten. Nach der Jagd war Sigismund in guter Laune, er lachte über den Schrecken des Stańczyk und sagte: „Du bist vor dem Bären nicht als Ritter, sondern als Narr geflohen“; doch dieser antwortete sofort: „Ist das nicht eine viel größere Narrheit, ein wildes Thier in sicherem Gewahrsam zu haben und es zu eigenem Schaden herauszulassen?“

5. Wieliczka.

(Wieliczka. — Die Sage vom Beginn des Salzbergwerkes. — Einfahrt in das Bergwerk. — Die Wunder einer unterirdischen Welt.)

„Ja über alles zu preisen ist das Salz.“ Goethe.

Ungefähr eine Meile südöstlich von Krakau liegt das Städtchen Wieliczka mit seinem riesigen Salzbergwerke. Du kannst dazu die Bahn benutzen, wir zogen die Fahrt zu Wagen vor, weil wir auf diese Weise mehr Herren unserer Zeit waren. In ganz Europa, ja vielleicht auf dem ganzen Erdball gibt es kein zweites Salzbergwerk, das sich mit diesem an Ausdehnung, an Reinheit des Salzes und Großartigkeit der unterirdischen

Arbeiten messen könnte. Dafs ein so ganz außerordentlicher Salzsegen auch einen ungewöhnlich tiefen Eindruck auf die Phantasie des Volkes machen mußte, ist wohl einleuchtend und so erzählt sich dasselbe den Beginn des Bergwerkes folgendermaßen: Als der Papi Boleslaw der Schamhafte eine Gesandtschaft nach Ungarn schickte, um bei dem dortigen Könige um die Hand der Prinzessin Kunigunde zu werben, die schon in ihrer Jugend durch ihren heiligen Lebenswandel weit und breit berühmt war, empfing der Ungarkönig dieselbe sehr gastfreundlich, denn er achtete die Polen als eine kriegerische Nation. Indem er den Gesandten seinen Reichthum zeigen wollte, befahl er aus seinem Schatzhause eine schwere Menge Gold und Silber herauszutragen und als Mitgift für seine Tochter einzupacken. Doch Kunigunde sagt zu ihrem Vater: „Geliebter Vater! gib den Polen kein Gold und Silber, sie haben dessen genug, aber gib ihnen dasjenige, was sie nicht besitzen, damit sie deiner Güte stets eingedenk bleiben. Schenke mir einen deiner Salzberge, und ich nehme ihn als meine Mitgift nach Polen mit.“ Der Vater erfüllte gerne den Wunsch des geliebten Kindes und antwortete: „Nimm dir denjenigen, welchen du willst.“

Kunigunde begab sich jetzt zu den Salzgruben und indem sie den Verlobungsring, welchen ihr Boleslaw geschickt hatte, vom Finger streifte, warf sie ihn in die finstere Tiefe des Schachtes, aus welchem man das Salz hervorholte. Darauf brachte die Gesandtschaft die neue Landesfürstin nach Krakau, wo auf dem dortigen Schlosse das fröhliche Hochzeitsfest gefeiert wurde. Da sagte Kunigunde zu ihrem Manne: „Geliebter Gemahl! fahren wir doch aus, um den Verlobungsring zu suchen, den du mir nach Ungarn geschickt hast.“ Sie fuhren in das kleine Städtchen Wieliczka und da befahl Kunigunde mitten auf dem Ringplatze einen tiefen Schacht zu graben. Lange Zeit gruben die Bergleute, bis sie endlich auf einen harten Grund trafen und zur Fürstin sagten: „weiter zu graben ist unmöglich, denn da ist glasharter Stein.“ Sofort befahl Kunigunde ein Stück von diesem Steine abzuhaueu und als dasselbe an die Oberwelt gebracht wurde, erkannten alle erstaunt und verwundert, dafs dieses das trefflichste Steinsalz sei. — „Zerschlaget diesen Klumpen!“ sagte die Herrin zu den Bergknappen. Diese befolgten den Befehl und als der Klumpen in Stücklein zerhauen wurde, fiel derselbe Ring heraus, welchen sie in den ungarischen Schacht geworfen hatte. So sind demnach diese ungeheuren Salzlager der Sage zufolge die Mitgift der heiligen Kunigunde, mit welcher Gott auf ihre Fürbitte das Land also gesegnet hat.

Fremde, welche das Bergwerk zu aller Zeit in Menge herbeigelockt, haben Wieliczka öfters beschrieben und indem sie eine Menge von Merkwürdigkeiten, welche diese Abgründe bergen, hervorgehoben und phantastisch ausschmückten, wurden sie auf diese Weise die Urheber wunderlicher und übertriebener Beschreibungen, so zwar, dafs mancher ihrer Leser der Meinung



St. Anton-Kapelle.
Kaiser Franz Kammer.

Steinhauser-Kammer.
Rosetti-Kammer.

Im Innern der Wieliczkaer Salzbergwerke.

ist, man habe es hier mit einem verzauberten Orte zu thun. Und fürwahr, es ist unmöglich, das Entzücken zu beschreiben, welches der verblüffte Verstand an diesem Orte genießt; ja man muß selbst den Eindruck erfahren haben, welchen der Anblick dieser wunderbaren Gewölbe, dieser grundlosen Tiefen, dieser staunenerregenden Werke des menschlichen Verstandes erweckt und zu deren Schöpfung Natur und Kunst sich schwesterlich die Hände reichten. Manchmal besuchen regierende Häupter die Salinen und zu dieser Zeit werden alle die unterirdischen Galerien, Säle, riesigen Gewölbe und bodenlosen Abstürze glänzend beleuchtet, Feuerwerke werden abgebrannt, die Töne der Musik breiten sich in den Höhlungen aus und der Wanderer, der vom Erstaunen zum Entzücken übergeht, zweifelt zuletzt selbst, ob er sich noch auf dieser Erde befinde.

In den Wieliczka'er Gruben ist alles wechselnd und alles beständig. Die Natur ist überall so verschieden und doch ist sie überall eine und dieselbe. Das Sonnenlicht dringt nie in diese Räume, die Jahreszeiten führen hier nie ihren Rundtanz auf; mag auf der Erde helllichter Tag sein oder finstere Mitternacht, mag der liebevolle Lenz mit frischem Athem wehen oder heißer Sonnenbrand die Erde versengen, mögen die durchdringenden Herbstregen herabrieseln oder Winterfrost den Forst spalten — hier bleibt die Temperatur stets dieselbe; dieselbe tiefe Finsternis, nur durch Lampen- und Grubenlicht erhellt; dieselbe reine, unveränderliche, gemäßigte Luft. Auf Erden gibt es gar vielerlei Sachen — hier gibt es ewig nur eine Sache, denn alles, was du siehst, was du berührst, worauf du trittst, ist Salz; ja die ungeheuren Wände in diesen langen Gassen, diese prachtvollen und kolossalen Pfeiler, diese unzählbaren Stiegen, diese berggroßen abgesprengten Trümmer, alles, alles ist Salz.

Wenn ein Maler sein Talent den Gruben von Wieliczka weihen wollte, so würden diese Ansichten wahre Musterbilder für unterirdische Landschaften bilden, mit denen sich nichts Ähnliches auch nur vergleichen ließe. Welche prachtvollen Gemälde zu Dante's „Hölle“ würde man da gewinnen! Gemälde, welche dieser phantasiereichste Dichter des Mittelalters nur durch sein geistiges Auge schaute, haben hier Natur und Menschenhand in reichster Fülle in Wirklichkeit und noch viel grandioser geschaffen.

Es gibt zwei Arten, um in das Bergwerk zu gelangen. Entweder man geht auf der Stiege 470 Staffeln hinab, oder aber man wählt den minder beschwerlichen Weg und läßt sich auf dem Seile in die Tiefe. Diesenigen Reisenden, welche letzteren Weg wählen, schreiben ihre Namen in das eigens dazu bestimmte Buch ein, worauf man ihnen weiße Leinwandhemden überwirft, um ihre Kleider vor dem feinen Salzstaube und an manchen Stellen vor triefender Salzfeuchtigkeit zu schützen. In einem dicken Seile, welches um eine mächtige Walze gewollt ist, die durch ein von Pferden in Bewegung gesetztes Rad gedreht wird, befinden sich in regelmäßigen Abständen mächtige

Knoten, an welche Sessel mit Armgurten angemacht werden, in denen man ohne alle Gefahr sitzt und überdies hält man sich mit den Händen an dem Seile. Wenn auch die Zahl der Personen bedeutend ist, werden doch alle zu gleicher Zeit herabgelassen. Zwei oder drei Bursche mit Grubenlichtern eröffnen diese unterirdische Fahrt und bei ihnen befindet sich ein Vergnappe mit einem Stabe in der Hand, damit das Seil sich senkrecht herabsenke und man sich nicht an den Wänden dieser mit Balken ausgezimmerten Tiefe anschlage. Diese seit undenklichen Zeiten bestehende Art, in das Bergwerk zu gelangen, ist so praktisch, daß ungeachtet aller Fortschritte der Mechanik daran nichts geändert wurde und so legt man 57 Meter Tiefe in paar Minuten zurück und befindet sich im ersten Stockwerke der Salinen — in die untern Stockwerke gelangt man auf bequemen, in das Salzgestein gehauenen Treppen, welche bis auf den Boden des Bergwerkes führen.

Die Salinen haben drei Stockwerke, aber im Falle des Bedarfes könnte man auch mehrere eröffnen und man zählt sie in dieser Reihenfolge, daß das zweite unterhalb des ersten und das dritte unterhalb des zweiten liegt. Jedes Stockwerk hat Seitengassen und Seitengalerien, die infolge der Salzgewinnung entstanden sind und die sich nach den verschiedensten Richtungen erstrecken und kreuzen, so daß sie ein wahres Labyrinth bilden, in dem man sich ohne Leitung eines kundigen Führers leicht verirren könnte.

Die Salzgewinnung selbst ist eine Art von Steinmegarbeit; entweder wird das Salz vom Stöcke in ungeheuren Stücken, „Bänke“ vermittels eiserner Keile, Hebel und anderer derlei Werkzeuge oder auch mit Schießpulver abgeprengt, oder aber man reißt von dem Stöcke einen großen, gegen 40 Centner schweren Klumpen, der beim Grubenlichte in Brillantfeuer erglänzt. Die „Bänke“ werden in einzelne Stücke zertheilt, behauen und ihnen die Faßform gegeben, die „Klumpen“ werden in die Form der im Handel gewöhnlich vorkommenden „Stöckel“ gebracht und die dabei nothwendig vorkommenden Abfälle zerschlagen und in Fässer verpackt. Wenn in den unteren Stockwerken bedeutende Salzvorräthe angehäuft sind, so werden sie durch ungeheure, von Pferden in Bewegung gesetzte Zugmaschinen, die sich oberhalb des Bergwerkes befinden, gehoben. Mittelfst einer Dampfmaschine wird das in den Schächten sich ansammelnde Wasser ausgepumpt.

Im ersten Stockwerke verdient unsere Aufmerksamkeit die in das Salz gehauene Antoniuskapelle im gothischen Stile. Am Eingange fordert ein mächtiges Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, gleichfalls aus Salz und von einer ewigen Lampe erhellt, zur Andacht auf. Dem Eingange gegenüber steht der Altar, auf demselben Christus am Kreuze und einigen Heiligen, welche den Erlöser verehren, sämmtlich in Lebensgröße und von einer ewigen Lampe erleuchtet. Auch befindet sich dort eine Statue des

Königs August II. in Lebensgröße, aus einem einzigen durchsichtigen Salzblocke gehauen, die einst als Merkwürdigkeit nach Warschau gebracht wurde, da sie aber infolge der Lufteinwirkung zu verderben anfieng, wurde sie wieder nach Wieliczka zurückgebracht. In demselben Stockwerke befindet sich auch der Saal „Łetów“ genannt, mit einer Galerie für eine Musikbande, geschnitten mit Säulen von Krystallsalz und einem kolossalen österreichischen Adler; dieser Saal dient den Besuchern als Kaffee- und hier werden gewöhnlich die Festlichkeiten, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen abgehalten. Der Eindruck ist im höchsten Grade imposant. Wir glaubten uns in einen mächtigen unterirdischen Feenpalast versetzt, dessen Wände mit grauem, schön geschliffenem Marmor ausgelegt seien, so hell glitzern die kleinen Salzkrysalle derselben.

Kleiner als die Antonius-, ist die Frohnleichnamskapelle, gleichfalls in Salz gehauen, ihr Altar und die Nischen sind mit einem Crucifixe und Bildsäulen von Salz geschnitten. Die hie und da im Bergwerke herabträufelnde Feuchtigkeit wird zum Schutze der Bergarbeiten durch Canäle an einen einzigen Ort geleitet, woher sich in der Kammer Rosetti der umfangreiche, 7 Meter tiefe See „Przyłoz“ bildet, auf welchem der Gast eine Gondelfahrt unternehmen kann. In einer Seitengasse, genannt „Nazawodzin“, befindet sich eine Süßwasserquelle, die vortreffliches Trinkwasser bietet. In der mit dem Namen des Kaisers Franz benannten Kammer hängt über einem 25 Meter tiefen Abgrunde eine 19 Meter lange, mit zwei Salzpyramiden geschnittenen Brücke.

Es gibt wenig Orte auf Erden, wo der Mensch tiefer in die Eingeweide derselben gedrungen wäre als hier, denn die größte Tiefe beträgt 224 Meter; sie kommt also der Tiefe der tiefsten Kohlenbergwerke zu Whitehaven in England und bei Valenciennes sehr nahe und ungeachtet dessen sind gerade die tiefsten Schächte die trockensten. Die Wieliczkaer Bergwerke liefern jährlich gegen eine Million Centner Salz und erstreckt sich der Grubenbetrieb in der Länge auf 2850, in der Breite auf 950 und in der Tiefe, wie oben erwähnt, auf 224 Meter, man fand aber bis jetzt noch in keiner Richtung den Abschluß der Salzschichte.

Leider haben die Wieliczkaer Salinen auch manche Unglücksfälle erlebt; so entstand im Jahre 1560 der erste große Brand durch die Bosheit eines Arbeiters, bei welchem auch mehrere Personen, theils durch die Flammen theils durch Herabstürzen in Abgründe ihren Tod fanden. Ein zweiter, großer Brand wüthete in den Salinen im Jahre 1644, als sich die Heuvorräthe im Bonarowski'schen Gange von selbst entzündeten; er kostete vielen Arbeitern und allen im Bergwerke arbeitenden Pferden das Leben und dauerte 14 Monate. Auch der dritte Brand im Jahre 1696 wüthete ein Jahr, und endlich hat in unseren Tagen ein unglücklicherweise geöffnete Quell einen Theil der unteren Salinen erschauert.

6. Von Krakau nach Tarnów.

(Bochnia und seine Umgegend. — Tarnów und die Grafen Tarnowski.)

Des andern Tages setzten wir uns auf die Karl-Ludwigsbahn und dampften von Krakau nach Bochnia, wo wir abstiegen und uns die freundliche, von 8560 Einwohnern bevölkerte Stadt besahen. Obzwar das hiesige Salzbergwerk kleiner als das in Wieliczka ist, so übertrifft es doch jenes an Alter; denn während die Wieliczkaer Salinen erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts geöfnet wurden, waren die Bochniaer schon zu Ende des 12. Jahrhunderts bekannt. Von hier wird das Salz nach Uscie solne, einem Orte an der Mündung der Raba, in die Weichsel geführt, wo sich kolossale Salzmagazine befinden; von dort wird dann die würzige Ware auf der Weichsel weiter verfrachtet. Auch sonst ist die Umgegend von Bochnia sehenswert, wie z. B. die ungeheure Bierbrauerei in Dlocim, oder Szczepanów, der Geburtsort des heil. Stanislaw, oder endlich Wisnicz mit den Trümmern eines alten Schlosses. Hier war es, wo Peter Kmita, Krakauer Wojewode und Großmarschall von Polen, den König Sigismund II. gastlich empfing und wo, welche Nachricht aber nicht verbürgt ist, die Königin Barbara aus dem Hause Radziwill, mit welcher sich der König gegen den Willen seiner Mutter Bona und des Adels vermählt hatte, beim festlichen Mahle vergiftet worden sein soll. Manche schrieben die grauenhafte That der Königinmutter zu, welche sich eine Schwiegertochter aus königlichem Hause gewünscht hatte und jene aus dem inländischen Adelsgeschlechte haßte und da man wußte, daß Kmita ein eifriger Anhänger der Königin war, so hielt man es für wahrscheinlich, daß er um die Blutthat wußte. Es litt ihn auch nicht mehr in dem mit Greuel erfüllten Schlosse; er zog sich nach Erbauung des Städtchens Liszko am Sauflusse in das nahe dabei liegende Bergschloß Sobien, das ein schönes Thal beherrscht und dessen Trümmer noch kenntlich sind, umgab sich hier gerne, wie in Wisnicz, mit gelehrten Männern und beschäftigte sich mit der Sammlung der polnischen Gesetze und Privilegien, um sie durch den Druck bekannt zu machen: ein Werk, das sogleich unterdrückt wurde. Aber die Vergeltung traf sowohl die Königin Bona, als ihn. Von jener haben wir schon im ersten Capitel gehört, daß sie zu Bari in dem fernen Apulien vergiftet den Geist aushauchte und Kmita wurde in Sobien ermordet, wo einer seiner Diener dem Verräther das Fenster bezeichnet hatte, wo der gelehrte Wojewode gewöhnlich zu arbeiten pflegte und wo ihn der gesiederte Todespfeil traf. Später wurde Wisnicz das Eigenthum der fürstlichen Familie Lubomirski. Der Großmarschall Lubomirski ließ von den türkischen Sklaven, die als Beute von dem Entsatze von Wien auf seinen Antheil gefallen waren, statt des alten, das gegenwärtige

Schloß mit den fünf Thürmen aufbauen und Kaiser Leopold I. erhob denselben Helden zum Reichsgrafen von Wisnicz. Zum Andenken des Sieges bei Chocim erbaute die herrschaftliche Familie auf einem Berge dem Schlosse gegenüber ein schönes Carmeliterkloster, welches, unter Kaiser Josef II. aufgehoben, gegenwärtig zum Straßhause dient. Städtchen und Schloß eroberte 1655 Karl Gustav, König von Schweden.

Nun wollen wir dem Bahnhofe zuschreiten, um unser nächstes Ziel, Tarnów, zu erreichen. Bei der Station Bogumilowice fuhren wir über die lange Dunajecbrücke und sahen neugierig zum Wagenfenster hinaus auf den Fluß, von dessen Thale und seiner wunderbaren Schönheit wir so viel Rühmens vernommen hatten. Hier aber, abgesehen von seiner stromartigen Größe, hat der Dunajec ein ganz flaches linkes Ufer und nur das rechte zeigt einige Hügel. Etwas oberhalb dieser Station ist Wojnicz mit zahlreichen Mühlen am Dunajec und der Erinnerung an den Sieg der Schweden im Jahre 1655. Noch wenige Minuten und der Zug fuhr in den Tarnower Bahnhof ein.

Tarnów ist eine Stadt von 24.600 Einwohnern und gehörte der Familie Spicimir, welche später den Namen und Titel der Grafen Tarnowski erhielt. Der berühmteste aus dieser Familie war unstreitig Jan Tarnowski, der im Jahre 1488 geboren wurde. Mit regem Geiste ausgestattet, besuchte Tarnowski zu seiner kriegerischen Ausbildung ferne Länder, wie Syrien, Palästina, Afrika und Portugal. Der König Emanuel von Portugal übertrug demselben im Kriege gegen die Mauren die Anführung seines Heeres und nachdem er sich bereits großen Kriegsruhm erworben und vom Kaiser Karl V. zum Reichsgrafen erhoben worden, kehrte er in sein Vaterland zurück und nahm in dem Kriege zwischen Sigismund I. und dem russischen Caren an der Schlacht bei Orsza theil. Darauf sandte ihn Sigismund mit einer Heeresabtheilung dem Könige Ludwig von Ungarn zuhülfe und sein berühmter Name veranlaßte Kaiser Karl V., ihm den Oberbefehl über das ganze Heer in dem Türkenkriege anzuvertrauen. Als darauf der Wojewode der Walachei, Peter, ein Lehensträger Polens, einen Aufstand gegen Sigismund erregte und in Polutien einfiel, übertrug der König dem Tarnowski die Vertheidigung des Landes. Dieser überwand mit einem verhältnismäßig kleinen Heere die Walachen bei Obertyn und drang, nach einem zweiten Einfälle derselben in Polen, nun seinerseits in die Walachei vor, eroberte Chocim und nöthigte den Hospodar, dem Polenkönige von neuem Treue zu schwören. Später trieb er mit den Einwohnern seiner Starostei Sandomierz die nach Polen eingefallenen Tataren zurück. Er starb am 16. Mai 1561. Ein Freund der Wissenschaften, besaß er eine reiche Sammlung seltener Handschriften; in Tarnów, seinem Stammsitze, ließ er das kriegswissenschaftliche Werk: „Consilium rationis bellicae“ abdrucken.

Als im Jahre 1567 die gerade Linie der Tarnowskis ausstarb, fieng

unter den nachfolgenden Besitzern, den Fürsten Ostrogski und Sanguszko, die Stadt sich zu heben an und den frommen Sinn der Tarnower Bürger der damaligen Zeit, wie auch jenen der Grafen Tarnowski bezeugen die heutige, im gothischen Stile erbaute Kathedralekirche mit den Prachtmomenten des Jan Tarnowski, der Fürsten Ostrogski und Tarlo und das im Jahre 1454 gegründete Bernhardinerkloster mit Kirche. Auf dem Gipfel des unweit der Stadt sich erhebenden Martinsberges steht das angeblich schon mehr als 800 Jahre alte St. Martinskirchlein, in der Nähe des Trümmerhaufens des alten Schlosses der Tarnowski, welches der Sage nach auf dem Wasser hiehergetragen worden sein soll, was vielleicht daherrühren mag, daß die Balken von Lärchenholz, aus denen es erbaut ist, vom Gebirge zu Wasser herbei-



Tarnów.

gefahren wurden. Innerhalb der Kirche hängt eine hölzerne Kette mit einem hölzernen Schlosse, wovon man sagt, daß es ein von Geburt aus blinder Hirte gemacht und das Schloß so künstlich verschlossen habe, daß bis auf den heutigen Tag niemand dasselbe weder zu öffnen noch einen dazu tauglichen Schlüssel zu verfertigen vermocht habe. Von weltlichen Bauwerken ist das alterthümliche Rathhaus hervorzuheben. Im 16. und 17. Jahrhunderte litt Tarnów ungemein, sowohl durch die Zwistigkeiten im Innern, als durch Plagen des Himmels und feindliche Überfälle, insbesondere durch die Schweden, welche die Stadt gänzlich ausplünderten und die Umgebungen verwüsteten. Von diesen Schicksalschlägen vermochte sich Tarnów nicht mehr emporzuheben, erst Kaiser Franz erbarmte sich der Stadt und gab derselben durch einen neuen Freiheitsbrief im Jahre 1798 wieder neues Leben. Seit dieser Zeit

bekam die Stadt ein freundlicheres Aussehen und dadurch, daß Tarnów der Sitz vieler Behörden, des Bischofs, mehrerer Lehranstalten, einer größeren Garnison und endlich der Kreuzungspunkt zweier Eisenbahnen wurde, kam es wieder in die Höhe und ist heute eine der bedeutendsten und durch Handwerk, Industrie und Handel blühendsten Städte Galiziens. Damit sich aber zu dem Nothwendigen und Nützlichen auch das Angenehme geselle, hat die Stadt eine hübsche Anlage, den „Schüßengarten,“ errichtet; Freunde eines hübschen Spazierganges können sich in dem nahen schattigen fürstlich Sanguszko'schen Schlosspark zu Gumnisko ergehen und der nicht zu entfernte Dunajec bietet im Sommer die erfrischendsten Bäder. Willst du aber zu Wagen einen lohnenden Ausflug das Dunajecthal hinauf machen, so fahre nach Zakliczyn, in dessen Umgebung einst der Arianismus blühte, besuche das nahe Luskawice, in welchem sich das Grabmal des Stifters dieser Secte, Faustus Socinus († 1604), befindet und besichtige die Trümmer der alten Burg Melsztyn, die deinen Besuch durch eine entzückend schöne Aussicht lohnen wird. Hier wohnte einst Hyazinth von Melsztyn, der Rathgeber und vertraute Freund Kasimirs des Großen, und bist du vielleicht ein Sonntagskind, so kannst du dort noch etwas finden, wie vor nicht langen Jahren ein Faß mit Tokayerwein aufgefunden wurde, der infolge seines Alters zu Sirup verdickt war. Willst du aber so recht vom Herzen froh werden, nun so folge uns auf einem Ausfluge in die hohe Tatra und die Pieninen, zu dem Tarnów die eigentliche und rechte Ausgangsstelle ist, weil uns die Bahn ohne jede Beschwerde das Biata-, Dunajec- und Popradthal hinauf, bis an den Fuß des Tatragebirges trägt. Ja, du folgst? —

7. Ausflug in die hohe Tatra und die Pieninen.

(Fahrt im Bialathale. — Neu- und Alt-Sandec. — Zafopane. — Das Koscieliskothal. — Besteigung der Tatra, das Meerange und der schwarze See. — Abstieg in das Thal von Neumarkt. — Wasserfahrt auf dem Dunajec durch die Pieninen. — Die Bäder Szczawnica, Żegiestów und Arnyca.)

Schon seh' ich Hirt und Herde nimmer,
Ein Kästchen nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.
Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte
Sinab zum freundlich grünen Mai.
Verschwunden ist das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
So zwischen Wand und Todesluft.

Lenau.

Von Tarnów führt uns die Bahn, im Bialathal fortwährend steigend gegen Grybów, ein ehemals deutsches Städtchen, Grünberg genannt, und im weiteren Verlaufe einen 21 ^m/ hohen und 100 ^m/ langen Viaduct überschreitend, wo man eine entzückend schöne Aussicht auf das kleine, von vielen fleißigen Webern bewohnte Städtchen und dessen Bahnhof genießt. Im allgemeinen ist die ganze Lage der Tarnów—Zeluchower Bahn ungemein romantisch, denn, angefangen bei dem Martinsberge bei Tarnów bis zu den Ruinen des Schlosses in Muszyna, wechseln vor unseren Augen die reizendsten Landschaften.

Haben wir die vierte Station, Gieszkowice, erreicht, so sehen wir links hinter dem Bialaflusse auf einer Anhöhe das Städtchen gleichen Namens, das aussieht, als ob es mit Festungsmauern umgeben wäre; wieder weiter an dem Rande eines hohen Bergrückens eine Burgruine und an den Abhängen des Berges sich anschmiegende Häuschen, kleinere und größere, die von dem dunkeln Waldesgrün sich abheben. Das Volk nennt diesen Ort die versteinerte Stadt, denn die Burg ist keine Ruine, sondern ein bastionförmig emporragender Felsen, und die Häuschen sind bloße Felsblöcke, wunderbar anzuschauen und einen tiefen Eindruck auf das Gemüth ühend, zumal wenn sich die Sonne hinter einer Wolke birgt und nur mit etlichen Strahlen die versteinerte Stadt mit einem magischen Lichte umgießt.

Weiter von Grybów dampfen wir durch den Tunnel bei Kamionka und gelangen in das schöne Sandecker Thal, wo mehr nördlich die Kamienica, mehr südlich der schäumende Poprad in den Dunajec fällt. Neu-Sandec

(Nowy Sącz) zählt 11.200 Einwohner. Am Dunajec, der hier schiffbar wird, stehen die Ruinen einer alten Burg, welche die Angriffe der Schweden zurückwies und in welcher sich zur Zeit der Kosakenkriege (1651) der Parteilührer Napiercki festsetzte.

Vier Kilometer hinter Neu-Sandec wechseln wir über eine lange, eiserne Brücke das rechte Ufer des Poprad mit dem linken und in wenigen Minuten steigen wir in Alt-Sandec aus. Dieses ist ein Städtchen von 3800 Einwohnern, worunter viele Töpfer. Es besitzet ein Clarissenkloster, das noch von der heiligen Kunigunde, der Gemahlin Boleslaws des Schamhaften, gestiftet war, die, ein überaus heiliges Leben führend, zur Zeit des ersten Mongoleneinfalles sich in jene, damals noch wilden Karpatengegenden flüchtete. In diesem Kloster starb sie auch im Jahre 1292, von 70 Schwestern umgeben. Das Volk erzählt von ihr gar vieles. So soll sie unmittelbar nach der Taufe das heilige Altarsacrament empfangen haben, ehe sie noch die irdische Speise, die Mutterbrust, gekostet. Sie hatte auch in der eigenen Verwandtschaft Vorbilder von himmlischer Tugend, wie die heil. Salomea, die heil. Elisabeth und die heil. Hedwig. Im Kloster unterzog sie sich den härtesten und niedrigsten Arbeiten, nur um sich in der Demuth zu üben. Durch ihre Anwesenheit wurden auch dem Volke gar viele Wohlthaten zutheil, weshalb dasselbe der Heiligen ein treues Andenken bewahrt. Hier zeigt es auf einem Felsen ihre Fußstapfe, die sich eingedrückt hat, als sie mit den Schwestern vor den Mongolen floh; dort soll sie ein Lindenrüttlein in den Boden gepflanzt haben, und sofort entsprossen der Erde Lindenhaine, voll von Bienen, und wieder an einem andern Orte führte sie durch ein Wunder den Bach Przyszcznica in eine Gegend, die bisher gänzlich wasserarm war.

Über dem Grabe der Heiligen, in der ihr geweihten Kapelle, ließ der Cardinal Radziwiłł einen prächtigen Altar erbauen, wo man heutzutage hinter Glas ihre Reliquien zeigt; auch kann man im Kloster die Zelle, die sie einst bewohnte, und sonst noch einige Geräthschaften, die ihr gehörten, sehen. Wie sehr aber das schöne Geschlecht ihr Gedächtnis hoch hält, kann man daraus ersehen, daß, wenn du eine Alt-Sandecerin um ihren Taufnamen fragst, sie dir gewiß antworten wird: Ich heiße Kundchen oder Kunda.

Wir waren mit dem Abendzuge in Alt-Sandec (Stary Sącz) angekommen und übernachteten hier, um gehörig auszuruhen und uns auf eine ganztägige Fahrt auf einem Goralenwägelchen vorzubereiten. Des andern Tages waren wir in nicht ganz zwei Stunden auf dem Razower Berge, von wo an heiteren Tagen zum erstenmale die hohe Tatra, in Nebeldunst gehüllt, in den Gesichtskreis tritt. Der Weg ist gut, die Gegend bietet immer mehr Abwechslung, so daß wir uns ohne Langweile nach fünfständiger Fahrt in Krosienko befanden. Nach einiger Rast eilten wir Neumarkt zu, einer Stadt mit 5100 Einwohnern, die den Hauptmarktplatz für die Bewohner der Tatra bildet. Abends kamen wir daselbst an und nach vollständiger Fahrt suchten wir schnell

die Nachtruhe. Von Neumarkt haben wir noch 37 Kil. vor uns bis Zakopane, über das sich die schroffen Wände des Giewont wie ein riesiges Schilderhaus erheben.

Zakopane liegt am südlichen Ende des wunderschönen Neumarkter Thales und war noch vor etlichen Jahren ein armseliges Gebirgsdörflein; heutzutage zählt es 2500 Einwohner und hat sich in einen wohlhabenden Ort verwandelt. Eine Unterkunft in Zakopane ist leicht zu finden und billig und bequem, Dank dem galizischen Tatraverein, der im Verhältnisse zu seinen bescheidenen Mitteln sehr viel beigetragen hat, um Zakopane angenehmer zu machen. Auch ist Zakopane der Sitz der Executivcommission des Vereines, und wer sich über irgendetwas näher zu informieren wünscht, der wende sich an diese, welche ihm in jeder Hinsicht sicher mit dem besten Rathe beistehen wird. Von Jahr zu Jahr findet sich von nah und fern eine größere Zahl von Gästen ein; denn obgleich Zakopane keine Heilquelle besitzt, so zählt es dennoch unter die Kurorte; frische Molke, herrliche Gebirgsluft, die wunderbar schönen Ausflüge und die goldene Ungebundenheit, die man in den großen Kurorten nicht antrifft, führen dem Körper wie der Seele neue Kräfte zu, und man verläßt den kleinen Karpatenort mit dankerfültem Herzen und dem Wunsche, aufs Jahr wieder kommen zu können.

Ehe ich dich, lieber Genosse, auf die Tatra selbst führe, will ich dich mit einer allgemeinen Charakteristik dieses Gebirges bekannt machen. Die Tatra stellt sich uns wie ein von den übrigen Karpaten abgesonderter Stamm vor; vier große Thäler sind rings um diese Granitinsel gelagert, die ihren Namen von den Flüssen führen, die in den Tatern entspringen, nämlich: das Arva-, Wag-, Poprad- und Dunajecthal. Nehmen wir diese vier Flüsse als die Grenze der Tatern an, so erscheint uns ihr Umfang als ein riesiges Trapez, dessen nördliche und südliche Seite durchschnittlich 70, die östliche und westliche Seite durchschnittlich 55 Kilometer beträgt.

Auf der Süd- und Ostseite fällt die Tatra plötzlich und schroff gegen die Thäler ab; auf der West- und Nordseite staffelweise. Der Kern der Tatern besteht aus Granit, ist aber bis zu einer gewissen Höhe mit einer aus Kalkstein bestehenden Schichte umgürtet, welche dann noch mit Sandstein bedeckt ist. Mit der zunehmenden Erhebung des Gebirgskrözes ändert der Mantel desselben den Namen und heißt, wenn man vom Thale hinaufsteigt, zuerst Podhale, dann Regle, ferner Hale und zuletzt Turnie.

Das „Podhale“ ist der niedrigste Theil der Gebirgsgegend, welchen die oberwähnten vier, die Tatern umgebenden Thäler bilden. Der Gürtel des Podhale liegt in einer Seehöhe von 435—935 ^m. Das Volk, das diese Region bewohnt, sind die uns schon bekannten „Podhalanen,“ die Felder sind hier noch anbaufähig, Kirsch und Zwetschen werden noch reif und das Gemüse gedeiht noch im Garten.

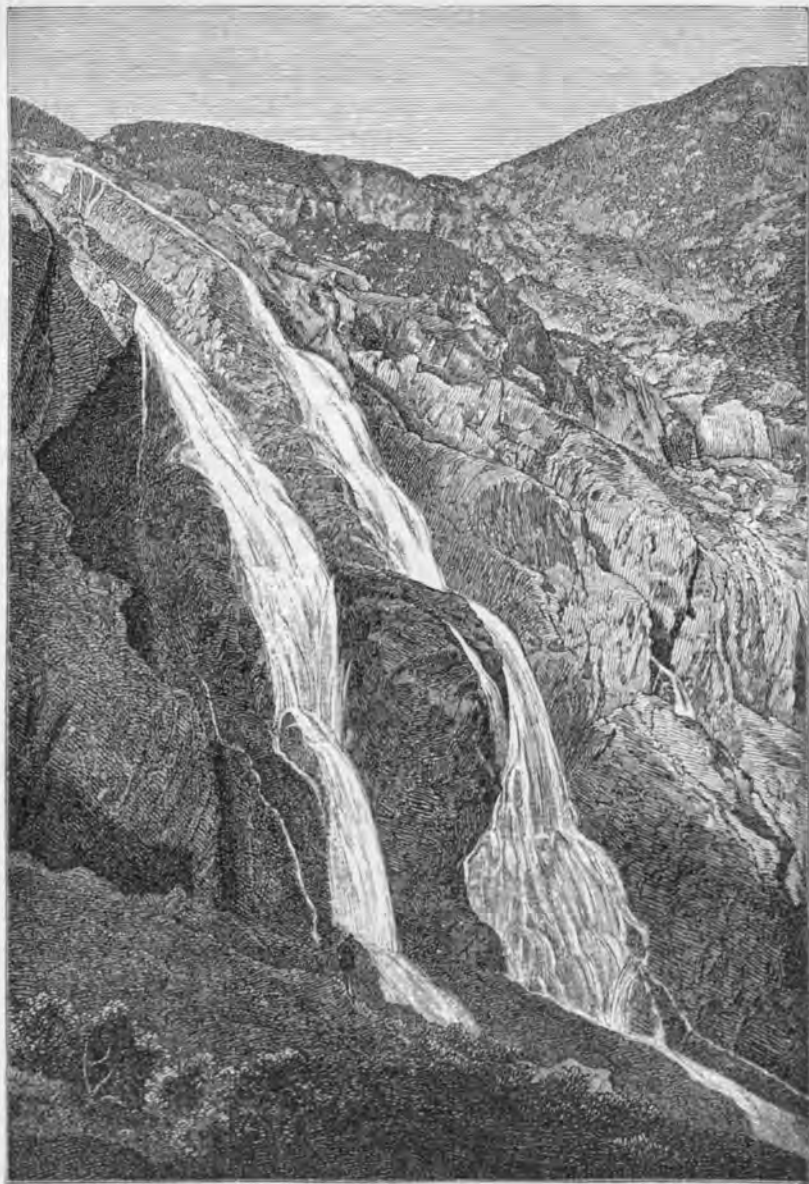
Die „Regle“ (vom deutschen Worte „Riegel“) reichen von 935 bis 1500 ^m/ Höhe und bilden einen Waldgürtel, der den Fuß und die Seiten der Tatra reich bedeckt. Zakopane liegt 935 ^m/ über der Meereshöhe, also an dem äußersten unteren Saume der Regle. Der untere Theil der Regle ist mit Laubholz bewachsen, wie mit Buchen, Weiden und Eschen und den unter den Laubbäumen am höchsten hinaufreichenden Birken. Den höheren Theil bedecken Kiefern, die bei einer Höhe von 1425 ^m/ nur zwerghaft bleiben und 1490 ^m/ hoch gänzlich verschwinden. Die Fichte hört schon bei einer Erhebung von 1100 ^m/ auf; höher reicht die Lärche und am höchsten die Zirbelkiefer. Im Umkreise der Regle liegen die heu- und graspendenden Wiesen, sowie die mit farbigen Blumen besäeten Weiden.

Die „Halen“ sind Alpenweiden, die höher gelegen sind, als der obere Rand der Wälder reicht; sie beginnen mit 1500 ^m/ und reichen bis zu einer Höhe von 2100 ^m/. Sie beginnen mit Knieholz und gehen in ihrem oberen Theile in die eigentliche Hale über, das ist in vollständig nackte Strecken, auf denen, besonders an den feuchtern Stellen, unzählige Kräuter, meistens von einer und derselben Gattung, wachsen. Deshalb entwickelt sich auch auf diesen Reglen und Halen in den Sommermonaten das lustige, freilich nur kurz dauernde Hirtenleben. Jede Hale trägt den Namen vom dem Dorfe oder der Familie, der sie gehört.

Die „Turnie“ oder die nackten Spitzen sind die höchste Region in der Tatra. Sie reichen von 2100 ^m/ bis zur Gerlsdorfer Spitze, also bis zu einer Höhe von 2659 ^m/. Diese Region ist stellenweise für den Menschen ganz unzugänglich. Auf allen Seiten nackt, wild, schroff, bildet sie eine Wüste todtten Gesteines; aber bei alldem ist sie höchst anlockend. Die Turnie bilden die phantastischsten Gestalten; zerrissene Nadeln von ungleicher Größe und Gestalt und zerschmetterte Steinblöcke von riesiger Dimension enthalten vor dem staunenden Auge des Beschauers das Bild kolossaler, schaffender und zerstörender Naturkräfte.

Geht du an einem heiteren Tage auf den Martinsberg bei Tarnów, so wirfst du von dem Kirchlein aus in nebelgrauer Ferne den Umriss der Tatarn sehen. Auf unserer Reise von Tarnów nach Alt-Zandec und von dort im Góralenwägelchen nach Zakopane haben wir auf dem Jazowski'schen Berge sie neuerdings erblickt; in der Ebene von Neumarkt stehen sie schon beständig vor unseren Augen, und überaus schön präsentieren sie sich uns vom Poroniski'schen Gehöfte aus, 8 Kilometer von Zakopane entfernt.

Der Totalanblick der Tatra ist ergreifend und so gewaltig, daß sich ihr Bild unauslöschlich der Seele einprägt. Diese riesige Felsenfeste erhebt sich, gleichsam plötzlich auf das schöpferische „Werde“ hervorgerufen, vor dem Antlitze des erstaunten Wanderers, und erscheint, von verschiedenen Seiten aus betrachtet, stets verändert; ja, zu jeder Tages- und Jahreszeit zeigt sie sich anders, und obwohl ihre allgemeine Farbe ein blaßes Himmel-



Die Siflawa im Rostokthale.

blau ist, so ist doch diese allgemeine Färbung nur im Sommer charakteristisch und muß der viel schöneren Färbung des Winters weichen. Wenn im Winter nach einer Nacht, welche gleichsam mit einem schwarzen Sammttuche die Höhen bedeckt, das Morgenroth aus dem Himmelsthor tritt, so hüllt sich die schneebedeckte Tatra in ein violettes Morgenkleid, und zwar oben lichter, gegen die Tiefe zu dunkler, während sich die Gipfel röthen; und wenn dann die Sonne sie mit ihrem goldenen Glanze übergießt, so fließt das allsegnende Licht von ihren Spitzen allmählich, stufenförmig in die niedriger gelegenen Gegenden. Während des Wintertages erleuchten die Tatern in hellem Silberglanze und nehmen wieder beim Mondschein die Weiße des Alabasters an.

Nun wollen auch wir uns nach der Höhe aufmachen. Allgemein wird das Roztokithal, das mit einem tüchtigen Schutzhause versehen ist, als der Ausgangspunkt zu allen weiteren Ausflügen angesehen. Deshalb gehen auch wir dahin und wollen von dort aus planmäßig weiterstreiten.

Das Roztokithal ist wunderschön und seine schönste Schönheit bildet der größte Wasserfall in den Tatern, die schönste Sillawa. Das ist ein Bach, der aus dem großen mittleren Tatraee abfließt und der sich schäumend und brüllend aus einer Höhe von 64 ^m/ in das Roztokithal stürzt. Die Wasserfälle nennen die Góralen im allgemeinen „Sillawen“ und es gibt ihrer sehr viele in den Tatern. Sie werden gebildet durch das von den Höhen herabrieselnde Wasser oder es sind Abflüsse von den Seen und Teichen der Tatra, und oft pflegt es so zu sein, daß das Wasser des höher gelegenen Teiches sich in den niederen Teich übergießt.

Eine wahre Perle an Schönheit ist das Kościeliskothal; denn nicht nur an sich ist daselbe wegen seiner romantisch-malerischen Felsbildung höchst sehenswert, sondern es gewährt auch wunderbar schöne Ansichten, wie z. B. die auf die 2272 ^m/ hohe Pyszna. Dieses Thal enthält den östlichen und Hauptquellbach des schwarzen Dunajec; der weiße entsteht aus den Bächen zwischen Kościelisko und Zakopane und seine Quelle ist zwischen herumgeworfenen Felsblöcken, wo das Wasser schäumend und rauschend herabbricht. Der schwarze Dunajec dagegen entspringt in einem fast kreisrunden Kesselthale, das von hohen Bergmassen gebildet wird, welche ihre Gipfel weit über die Region des Knieholzes erheben. Steht man am Ausgange dieses Kessels, so erhebt sich im Süden die Pyszna, deren Nordabfall schon sehr früh im Jahre mit Schnee bedeckt zu sein pflegt, im Osten die Tomanowa polska, zwischen beiden der Smereczyn und im Westen der beinahe 2120 ^m/ hohe Ornot. Letzterer wird durch merkwürdige, grätige Felsriffe, die von seinem Gipfel bis zu seinem Fuße herabgehen, vor allen anderen Bergen ausgezeichnet und als Kalkfels charakterisiert. Die anderen Berge bestehen aus Granit.

Wenn man das Kesselthal verläßt und dem Bache gegen Norden

folgt, so kommt man nach drei Viertelstunden zu einer Höhle, aus der ein brausender Bach hervorströmt. Einige hundert Schritte oberhalb derselben fällt rechts ein anderer Bach ein, der am nördlichen Fuße der Tomanowa polska seine Quellen haben soll. Er führt ein weißes, kalkhaltiges Wasser und sein Thal ist dem Hauptthale sehr ähnlich.

Ungefähr fünf Viertelstunden vom Ausgange des oberen Kessels erreicht man das ehemalige Hammerwerk Koscielisko. Bis kurz vor dem Orte ist das Thal nur wenige Schritte breit; seine Sohle wird gänzlich vom Bache und von einem schmalen Fußpfade eingenommen, der abwechselnd bald am rechten, bald am linken Ufer sich hinschlängelt.

Die fast senkrechten Thalwände, aus blauem Kalkstein bestehend, verlieren sich bei etwas trübem Wetter in die Wolken und sind so hoch, daß man selbst bei heiterem Wetter auf keiner Seite ihre Gipfel erblicken kann. An manchen Stellen hängen sie sogar über das Thal, was unmöglich das Werk des kleinen, in ihm fließenden Baches sein kann, sondern unstreitig durch eine frühere Spaltung der ungeheuren Kalkmassen entstanden ist. Die wunderbaren Gebilde der Thalwände geben der

Einbildungskraft reichen

Stoff; man glaubt, hier Ruinen alter Schlösser und Kirchen, dort einen kolossalen betenden Mönch, die Büste eines Ritters, hier einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln u. s. w. zu erkennen, und von jedem Standpunkte sieht man die mächtigen Kalktrümmer in neuen Gestalten. Die Wände sind von Pflanzenwuchs fast ganz entblößt; aber es ist nicht ihre Höhe und die



Die Pnyżna.

Festigkeit des Gesteines, was die Verbreitung der Pflanzen hindert, sondern die ungemeine Schroffheit, welche den zarten Kräutern nicht erlaubt, ihre Wurzeln so fest in die Fugen des Gesteines zu treiben, daß sie von dem ersten Regen nicht wieder in die Tiefe hinabgespült würden. Da, wo die Thälwände gemäßigter zur Thalsohle herabstürzen, werden sie von schlanken und kräftigen Fichten beschattet, deren Wurzeln in den Felspalten eingeklinkt sind, und nur von der Feuchtigkeith, welche sich unter den in der Verwitterung begriffenen Felsen erhält, genährt werden. Wo Stufen über Stufen aufsteigen, sieht man Fichten über Fichten sich erheben, deren dunkles Grün mit der blaugrauen Farbe des Kalksteines malerisch abwechselte.

Unterhalb Koscielsko fließt der Bach in dem auf zwei- bis dreihundert Schritte erweiterten Thale über eine grasreiche Wiese; allein nachdem man etwa 800 Schritte zwischen den senkrechten, schauerlich schönen Thälwänden fortgegangen ist, verengt sich dasselbe plötzlich bis auf etwa fünf Schritt, indem beide Thälwände sich bogenförmig einander nähern und man steht an einem zehn Schritt langen Felssthor, durch welches man nur mittelst einer Brücke gehen kann. Durch dieses Thor tritt der östliche Quellbach des schwarzen Dunajec heraus, stürzt in mehreren Wasserfällen hinab und wendet sich gegen Westen zur Vereinigung mit dem westlichen Quellbache. Etwa in der Mitte zwischen Koscielsko und dem Felssthor mündet rechts ein enges Nebenthal ein. Es entsteht in den Schnee gruben des „rothen“ Berges und führt gewöhnlich nur ein unbedeutendes Gewässer. Nach großen Regengüssen aber und im Frühjahr bilden sich an den senkrechten Abstürzen der obersten Kessel herrliche Wasserfälle, die indes ebenso schnell verschwinden, als sie entstehen. Das Thal ist so eng, daß in ihm kein Fahrweg, sondern nur ein schmaler, vielfach sich windender Fußsteig hinaufführt. Unterhalb Koscielsko sind die Kalkfelsen, namentlich die des Thores, von mächtigen Eisenadern durchzogen und einige Gipfel der rechten Thälwand erscheinen aus der Ferne, von Eisenoxyd gefärbt, ganz roth. Anfangs September scheint im unteren Thale die Sonne nur noch vier Stunden täglich und im Winter erblicken sie die Dorfbewohner nur dann, wenn sie durch den Mittagskreis des Ortes geht.

Das Koscielskothal war von jeher, besonders im Sommer, ein Aufenthalt von Räubern, die aber größtentheils nur auf Viehraub ausgingen. Es bieten sich ihnen hier eine Menge Schlupfwinkel dar, und, in Galizien verfolgt, können sie über die *Tomanowa polska* und den „rothen Berg“ bequem nach Ungarn entweichen und ebenso rasch wiederkehren. Ungeachtet dieser Unsicherheit weiden im Juli und August doch oft an tausend Stück Rinder und Pferde in diesem Thale und in dessen Seitenthälern.

Zwei Kilometer von Zakopane liegt *Saszczygórk*a an dem Fuße der „Regle“, von einem finstern Kieferwalde umgeben. Dieser Ort ist der einzige in ganz Galizien, der eine Therme hat, die in allen Jahreszeiten

eine gleiche Temperatur, nämlich 20 Grade Celsius besitzt, aber gar keine mineralische Beimischung aufweist. Es wäre angezeigt, hier einen klimatischen Kurort anzulegen, indem sowohl die Lage als auch alle übrigen Bedingungen vollkommen entsprechen.

Jetzt wollen wir eine Partie zu dem „Meerauge“ machen. Dieser See liegt im Thale der Biaska 1404 m hoch und seine Oberfläche misst 33 ha.

Er ist demnach der zweitgrößte unter den Tatraseen, deren man gegenwärtig 112 kennt, und wird nur um ein wenig von dem großen See im Thale „der fünf Seen“, der 34 ha im Umfange zählt, übertroffen, welchen die Ungarn auch Meerauge nennen. Seine Tiefe beträgt 49.5 m. Die Farbe des Wassers ist am Rande smaragdgrün, gegen die Mitte zu wird sie immer schwärzer und schwärzer. Dieses „Meerauge“, sowie überhaupt die Tatraseen sind durch ihre hohe Lage, ihre Umgebung und ihre erstaunliche Menge vorzüglich beachtenswert und bilden unstreitig den schönsten Schmuck der Tatra. Sie liegen in den Rinnen der Hochthäler, theils in tiefen, trichterförmigen Abgründen zwischen steilen Felswänden, theils werden sie durch kolossale Schutthalden aufgestaut. Sie erhalten bei dem ersten Schmelzen des Schnees, dann im Hochsommer, wenn die obersten Schneelager auf-



Ausfluß des Dunajec.

gehen, weiter durch die häufigen Gewitterregen im Hochgebirge und durch den reichen Thau ergiebige Nahrung. Überdies müssen die vorüberziehenden Wolken und die mit Feuchtigkeit getränkten Winde den kalten Wänden einen Theil ihres Wassergehaltes abgeben. Sie speisen dafür die Bäche im Hochsommer und verführen im Frühjahr und bei Wollenbrüchen Überschwemmungen in den Thalebenen. Ihr Wasser ist, wie das aller Tatra-

gewässer, eiskalt, bei einigen den größten Theil des Jahres gefroren, bei allen krysthell. Aus einigen fließen die Bäche in stattlichen Fällen und als Staubregen nieder. Ähnlich wie in den Alpen verschwinden manche mit der Zeit durch allmähliche Ausfüllung mit Geröll und durch Auswaschung und Fortspülung durch das Wasser. Und doch ist neben so reicher Bewässerung so wenig organisches Leben!

Nach den Erzählungen der Podhalanen soll dieser See von unergründlicher Tiefe sein und sich tief unten mit dem adriatischen Meere verbinden, woher auch der Name „Meerauge“ stammt. Einst schiffte ein gewisser Herr auf dem genannten Meere, wurde von einem fürchterlichen Sturm erfaßt und sein Schiff zerschellte; gleichwohl hatte er doch sein Leben gerettet, aber alle Kostbarkeiten verloren. Lange Zeit suchte der Betrübte seine hölzerne Schatulle, in welcher er die Kleinodien aufbewahrt hatte, am Ufer des Meeres, in der Hoffnung, ob nicht das Wasser dieselbe an den Strand werfen würde, jedoch vergebens. Jahre waren vergangen, einst aber besuchte derselbe Herr, der unterdessen viele Reisen in der Welt gemacht hatte, auch die Tatern und das Meerauge. Er ließ sich in einem Rahne auf diesem geheimnißvollen Gewässer herumführen und auf einmal erblickte er auf demselben seine Schatulle und Theile seines Schiffes. Die Góralen zogen die Schatulle aus dem Wasser, und siehe da, sie war versperret und unberührt, wie vor dem Schiffbruche.

Es braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, daß diese ganze Erzählung ein Phantasiegemälde sei, denn das Wasser des Meeranges ist ebenso süß und trinkbar, wie das der benachbarten Quellen und hat keine Spur von Salzgehalt.

In dem See wohnen viele Forellen. Aber auch Wasserungethüme sollen sich, den Erzählungen der Góralen zufolge, dort herumtreiben. So erzählten diese, daß sich vor nicht langer Zeit ein ungeheurer Fisch mit einem lagenähnlichen Kopfe nahe dem Ufer habe sehen lassen, der die aus dem See trinkenden Schafe errastete und in die graue Tiefe zog. Die Hirten versahen sich mit einem Gewehre und gaben auf das Ungeheuer Feuer, so oft es sich habe sehen lassen und so sei das Unthier endlich verschwunden.

Aber nicht nur dergleichen Ungeheuer haben es auf den See abgesehen, sondern auch böse Zauberer treiben mit den Wassern ihr Unwesen. Sie wissen nämlich durch Zaubersprüche das Wasser zu bezaubern, so daß dasselbe wild aufschäumt und Überschwemmungen verursacht. Ein solcher teuflischer Zauberer war für unsere biederen Góralen der berühmte schwedische Botaniker Wahlberg, der die Flora der Tatra geschildert hat. Als er im Jahre 1813 die Tatra besuchte, hörte er in einem kleinen Dörfchen Verwünschungen hinter sich und sah drohende Mienen. Hirten haben gesehen, wie er etwas Weißes in den See gesteckt habe; nämlich das Ther-

rometer, um die Temperatur desselben zu messen. Aber die Hirten meinten, der Zauberer wolle mit seinem Zauberapparate den See zu einer Überschwemmung veranlassen und kamen herbei mit Ärten, Dreschflegeln und Senfen und wollten ihn tödten. Er wäre auch vermuthlich als Opfer des Aberglaubens gefallen, wenn ihn nicht ein altes Mütterchen, das sich seiner erbarmte, vor den Wüthenden in einem Schweinestalle verborgen hätte.

Fast wie ein Krater ist die schöne, stille Spiegelfläche des Sees eingeschlossen; 700 bis 1000 m hohe, malerische Felsen mit Sägespitzen stehen im Süden; die grünen Granitwände des Westens haben bizarre Zacken, die Kalkfelsen im Osten flimmern mit eingesprengtem Quarz; im Norden



Das Meerange.

durchbricht der See eine 25 m aufsteigende Wand, die voll grüner Sträucher hängt und hier öffnet sich das tiefe Flußthal des Biastkaflusses.

Unter diesen eigenthümlich geformten Felsenzacken heißt einer der „Mönch.“ Er hat die Gestalt eines sitzenden Mönches mit zurückgeworfener Kapuze und bei längerer Besichtigung lassen sich auch das Gesicht, der Bart und die übrigen Theile der Menschengestalt erkennen. Von ihm erzählen die Góralen, daß er die kostbarsten unterirdischen Schätze bewahre. In mond hellen Nächten schreite er von Bergen zu Bergen und trage die Schlüssel zu den Schätzen in der Hand. Manchem braven armen Teufel habe er freundlich die Schlüssel gereicht und der habe sich so viel nehmen dürfen, als er vermocht, Frevler dagegen stürze er in gährende Abgründe,

Das Echo ist an diesem See sehr gewaltig; ein abgeschossener Pistolenschuß widerhallte einige Minuten mit donnerartigem Gedröhne.

Ungefähr 160 m höher als das Meerauge, inmitten der wildesten Umgebung, jedoch bedeutend kleiner als dieses, liegt der „schwarze See“, nebst dem auch die sogenannten fünf polnischen Seen zu erwähnen sind. Hier erblickst du kein grünes Halmchen, alles Leben ist erstorben und diese Gegend ist eine Erdstelle von trostlosester Verlassenheit; selbst die Wolken scheinen schneller über diese von der Natur verdamnten Gründe hinwegzueilen!

Die Ausflüge von Zakopane aus sind am besten so einzurichten, daß man über Nacht wieder in das Hauptquartier einrückt, mit Ausnahme jener Fälle, wo man unumgänglich auf dem Gebirge übernachten muß. Zu diesen zählen die Ausflüge auf die höchsten und allerhöchsten Gipfel der Tatra, die mehr Zeit als einen Tag erfordern. Die von dem galizischen wie auch von dem ungarischen Tatravereine errichteten Schutzhütten sind in diesen Fällen eine wahre Wohlthat.

Die höchsten Tatraspitzen sind: der Ryswan 2512·7 m hoch, die Wysoka 2535 m, die Lomnica 2636·7 m, die Gisthalerspiße 2631 m und die Gerlsdorfer Spitze von 2659 m Höhe. Außer diesen zeichnen sich auch andere Gipfel durch ihre Höhe und phantastische Gestaltung aus, wie: Rysy 2311 m, Swinica 2332·4 m, Bystra 2279 m, der „polnische Kamm“ 2187 m, Zawrat 2170 m, Giewont 1893 m und viele andere. Im Innern des letztgenannten Berges soll sich ein verwunschener Mönch befinden, der mit goldenen Ketten an einer diamantenen Säule angekniet ist und der seinen Erlöser mit den reichsten Schätzen lohnen würde, nur sei der Zugang schmal und nicht für jeden sichtbar.

Schon die Namen der Spitzen und Gipfel der Tatra, wie z. B. Lomnica, der etwas Zerbrochene vorstellt, oder Baranie Rogi (Widderhörner), Ganek (Walfon), Bystra (die Ungeßtümte), Polski Grzebień (polnischer Kamm), die Katedrale, die Bastion u. s. w. bezeichnen trefflich die Zerrissenheit der Tatragebirge.

Die Aussicht von den meisten dieser Spitzen ist ergreifend, aber was sind erst die Ausichten von jenen Niefenzinken, der Lomnica und der Gerlsdorfer Spitze! Die ganze Tatrawelt liegt zu deinen Füßen und schreckt dich durch die Wildheit ihrer nackten Granitnadeln, ihre wildfremden und furchtbaren Gestalten, ihre bodenlosen Abgründe, die, oft mit Wasser gefüllt, eine Fülle von Seen erzeugen und endlich ihre sturmgepeitschten, an den Granitfelsen zerfetzten Wolken.

So haben wir denn diese Gebirgswelt durchwandert und uns an den prächtigen Höhenbildern, welche ihre Gipfel gewähren und an den Thalaussichten, welche sie bieten, erfreut; wir haben einen Einblick gewonnen in das großartige Walten der Natur, welche in einem ununter-

brochenen Auflösungsproceſſe Stein um Stein von den Höhen abträgt und den Tiefen zuführt, auf daß die Berge erniedrigt, die Thäler ausgefüllt und der Unterschied zwischen dem Hohen und Niedrigen allmählich ausgeglichen werde. So werden denn diese Bergriesen, deren Anblick unser Auge entzückt, deren Begehung uns anmuthig erregt, deren Besteigung uns über das Alltagsleben mit seinem oft kleinlichen Streben und Trachten erhebt, welche gleichsam die mächtigen Fingerzeiger der Erde zu dem Hohen und Überirdischen sind, dereinst nicht mehr sein; doch bis dahin hat es seine Zeit, denn die Geologie rechnet nicht nach Menschenaltern, sondern nach Hunderten von Jahrtausenden. Wir jedoch haben des Abstieges zu gedenken, darum, trauter Gefährte, laß noch einmal deinen forschenden Blick über alle die Wunder, die du entzückt schauest, schweifen, damit sich diese zu einem unauslöschlichen Gesamtbilde in deiner Seele vereinigen, das vielleicht in deiner Todesstunde den scheidenden Geist noch einmal erquidt!

O schwinde nie, du Bild, vor
meinen Sinnen,
Das hier mein Blick erschaut auf
diesen Zinnen,
Im Staunen und im Schwelgen
sich hier verloren!

* * *



Gefrorener See und Jawat.

Jetzt folge mir in die Pieninen. Ist das Thal von Zakopane zauberisch schön, so ist es nicht minder das 700 m hohe herrliche Thal von Neumarkt. Ja es ist geradezu eines der allerschönsten Hochthäler Europas, das in grauer Vorzeit den Boden eines von dem schönsten Gebirgsfranze umgebenen Alpensees bildete. Unterhalb Czorsztyn verengert sich dieses Thal und wird wieder unterhalb Niedzica breiter, um sich beim

„Rothem Kloster“ auf das äußerste zusammenzudrücken, von wo der Durchbruch des Dunajec beginnt, der sich bis nach dem Bade Szczaownica erstreckt.

Auf einem mächtigen, steilen Felsen erhebt sich, wie ein Adlerhorst über den Wässern des Dunajec, die in Trümmer zerfallende Burg von Czorsztyn, ehemals Schauerstein genannt. Sie wurde von einem deutschen Rittergeschlechte erbaut, wie überhaupt im Dunajecthale deutsche Ritter Burgen errichtet hatten. Hier suchte 1241 Boleslaw der Schamhafte Schutz und Rettung vor den Mongolen, hier empfing Zawisza der Schwarze, dieser polnische Bajard ohne Furcht und Tadel, den König Wladyslaw Jagiello mit seinem Gefolge, mit auserlesener altpolnischer Gastfreiheit, als dieser sich zur Zusammenkunft mit Kaiser Sigismund nach Sromowice, einem Dorfe in der Nähe von Czorsztyn, begab.

Am andern Ufer des Dunajec, gegenüber von Czorsztyn, also schon auf ungarischer Seite, erhebt sich, aber nicht mehr in so kühner Lage, die schöne und noch bis heutzutage erhaltene Burg von Niedzica. Die Lage beider Schlösser, diese Zeugen längst vergangener Jahrhunderte, ist überaus schön.

Von diesen beiden Dunajecburgen bis zu dem Bade Szczaownica erstreckt sich der Felsenriegel der „Pieninen“, dieses galizische „Gefäße“, das herrliche Gegenstück der riesigen Tatra. Irgend ein mächtiges Erdbeben riß in vorhistorischen Zeiten diese Felsen in zwei Hälften entzwei und durch die Spalte drängte sich der brausende Dunajec.

Die Breite des Dunajec in den Pieninen beträgt keine 60 m und seine Tiefe reicht von 1—2 m. Sein Gefälle ist meistens sehr bedeutend und nur stellenweise ruhig, und da sich der Fluß von einem himmelanstrebenden Felsen zum andern winden muß, so sieht er so aus, als ob er aus lauter kleinen Teichen bestehen würde, die miteinander durch kurze, aber überaus schnelle Zuflüsse verbunden sind. Die Wendungen des Dunajec geschehen so plötzlich, daß öfter der Kahn geradezu auf einen entgegenstehenden Felsen zuschießt und ihm Zerschmetterung droht, doch eine plötzliche Wendung und der Kahn gleitet auf einem stillen Weiher daher und dem entzückten Auge bietet sich ein neuer Anblick dar.

Die Sandsteinfelsen der Pieninen sind blasrosa gefärbt und stechen wunderbar ab von dem Tiefgrün der Wälder, welche die hohen Ufer des Dunajec bedecken. Man steigt in Czorsztyn oder Czermowy Klasztor in Kähne, von denen zwei oder drei aneinander gebunden werden, und die gewandten Góralen leiten vorsichtig diese kleinen Fahrzeuge mit langen Stangen und machen die Reisenden auf die Naturschönheiten aufmerksam, welche hier in verschwenderischer Fülle dargeboten werden.

Von Czorsztyn schwimmt man so nach Szczaownica in drei, von Czermowy Klasztor in anderthalb Stunden herab. Du weißt gar nicht,

wohin du auf dieser zauberisch schönen Wasserfahrt zuerst das Auge richten sollst, ob auf die krystallklaren, dich lockenden Wellen, oder auf diese Riesenfelsen, die in ununterbrochener Reihe links und rechts sich vom Flusse jäh in schwindelnde Höhen erheben.

Gegenüber von Czermowy Klasztor erhebt sich ein Berg, der heißt die „Krone“, *mons coronae* oder *lapis refugii*, eine wahre von der Natur geschaffene Schutzburg, welcher diesen Namen von den Mongoleneinfällen her hat, wo er durch seine Unnahbarkeit Rettung gewährte. Seinen Gipfel bilden drei größere und kleinere hervortretende Felsen, die in der That eine Ähnlichkeit mit einer Krone haben.



Blick von Zakopane aus.

Weiter erheben die Grabczych, der Berestyl, der Faćmichowski'sche Felsen, der Falken- und der Echofs über den Wassern des Dunajec ihre verschiedengestaltigen Häupter.

Auf der Hälfte des Weges zwischen dem rothen Kloster und Szczawica, bei Studzienka, halten die Rähnelein und eine schmutze Góralin reicht vom Ufer aus ein Glas des reinsten Quellwassers, das in reicher Fülle aus dem Felsen am Ufer heraussprudelt. Zugleich genießt man einen wunderschönen Anblick der Sokolica (Falkenfels), des prächtigsten Riesens unter den Pieninen, welcher stolz sein Haupt 1000 m hoch über dem Meere trägt. Gleichsam ein riesiger Eckstein dieser verzauberten Burg erhebt sich die Sokolica schnurgerade bis zu den Wolken, ein nackter Felsen, dessen Scheitel mit Gestrüpp umkränzt ist.

Weiter auf dem Dunajec, längs seiner schäumenden Fälle, ungeheuren Felsblöcken ausweichend, nahtst du dich dem Schlosse der hl. Kunigunde, wo sie auf der zweiten Flucht vor den Mongol-Tataren ihre Zuflucht fand. Die Ruinen dieser Burg liegen auf einem kaum zugänglichen Felsen, wonach die Sage entstand, daß Engel dieses Schloß für die gottgeweihte Frau erbaut hätten. Es ist auch historisch erwiesen, daß im Jahre 1260 eine Schar von Telebugs Horde in diese Quellengegend des Dunajec gelangte und hier mehrere ihrer gewohnten Greuelthaten verübte.

Auch am „Echofsels“ geht die Fahrt vorüber, ein junges Mädchen aus der Gesellschaft läßt in hellen Tönen einen Krakowiak erschallen, daß die Felsen widerhallen. Ein unbefreibliches Gefühl der Bönne beschleicht uns, wir lauschen entzückt den lieblichen Klängen, welche der Berggeist im Widerhalle von den Klippen zu uns trägt und begreifen nun vollends die schönen Worte Penau's:

Noch einmal
Singe deinen Ruf ins Thal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.
Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsenjenseelen
Freudig fort und fort erzählen.

Aber wahrhaft grandios ist die Fahrt durch die Pieninen bei einem Gewitter; der Wind erbraust im Walde, es blizt auf — schlägt ein! — Nein, nicht ein Donnerschlag ist das, hundertmündig antworten die Pieninen, es erzittert die Luft, es dröhnen die Felsen, es erbraust der Fluß, dessen jetzt rabenschwarz gewordenes Wasser schauerlich drohend und von unergründlicher Tiefe erscheint. — Doch siehe, wir sind schon in Szczawnica.

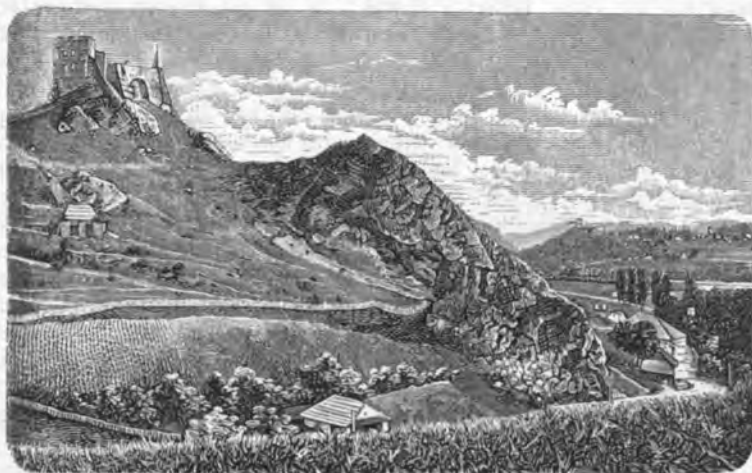
Dieses liegt in einem geräumigen, tief eingeschnittenen Kesselthale, umgeben von fünf Bergrücken, von denen die Swiatłowska der höchste und schönste ist. In dem aristokratischen Theile von Szczawnica findet man die schönsten Villen und Hotels und dort ist auch der Mittelpunkt des ganzen Badeverkehrs. An einem von vier Seiten mit sehr geschmackvoll erbauten Häusern umgebenen Orte steht ein schönes steinernes Denkmal des Doctor Dietl, der sich um die Hebung der galizischen Bäder die größten Verdienste erworben hat.

Szczawnica ist hübsch und heiter; es gibt hier eine Menge Gäste aus Russisch-Polen und Warschau, weshalb auch Bälle und Concerte auf der Tagesordnung stehen, oder Ausflüge, sei es in das nahe Wäldchen, „Sewerynka“ genannt, oder in die wunderbaren Pieninen, oder nach Zakopane oder endlich in das schöne ungarische Bad „Schmek“. Diese geselligen Ausflüge nach Schauerstein oder zum Rothen Kloster, und die Rückkehr auf den Wellen des Dunajec bei Musikbegleitung und Pöllerknall, in der Nacht

dagegen bei Fackelschein, erscheinen einem später wie ein süßer Traum oder ein wonniges Märchen.

Die sieben Sauerlinge von Szczawnica stehen nach der chemischen Analyse den Quellen von Gleichenberg, Salzbrunn, Ems und Selters nicht nach und deshalb besuchen auch jährlich mehr Gäste das Karpatenbad. Bald dürfte es unter den galizischen Bädern den ersten und unter den auswärtigen Kurorten einen hervorragenden Platz einnehmen.

Die Rückkehr von Szczawnica über Kroscienko nach Alt-Sandec ist sehr hübsch und führt uns durch eine bereits bekannte Gegend. Es gibt hier eine solche Mannigfaltigkeit der Aussicht, soviel Waldesgrün auf den



Gzorzyna und Niedzica.

Bergen und den Ufern des Dunajec, daß man, ohne Langweile zu empfinden, sich schnell auf dem Bahnhofe in Alt-Sandec sieht.

Von hier fahren wir auf der Eisenbahn längs des Popradthales durch das wunderschöne Nystro und das felsige Piwniczna zur Station Rzegiestów und bleiben vor der Kuranstalt selbst stehen.

Wer in Rzegiestów vor fünf Jahren war, der würde heute die Annaquelle nicht wieder erkennen, so viel ist zur Hebung des Bades geschehen. Und was ist das für ein herrlicher Gottesquell. Das Wasser schäumt und perlt mit Krystalleshelle, es fordert zum Kosten auf und soll nach den neuesten Forschungen ein stärkerer Sauerling sein und mehr Eisengehalt besitzen, als selbst Krznica. Demnach hebt sich auch hier die Zahl der Curgäste stetig.

Von der Altane am Popradufer genießt man eine zauberisch schöne Aussicht. Zu Füßen des schroff abstürzenden Felsens läuft der Schienenweg

der Eisenbahn in den offenen Rachen eines Tunnels hinein, unten schäumt und rauscht der wilde Poprad und zererschelt seine Wellen an Felsblöcken; hier kann man stundenlang sitzen, so schön ist die Aussicht, so angenehm das Rauschen des Flusses und das Brausen des Waldes, der mit seinem Dunkelgrün das Auge labt. Aber was sagst du erst zu der Aussicht vom Gipfel der „Kopata polska“, jenes Berges mit dem gähnenden Tunnel? Blicke nach Westen auf die Schlangenumwindungen des Poprad, der hier jenen berühmten Achter bildet, schau nach Osten auf das freundliche ungarische Dörflein und das sich hier erweiternde Popradthal. Dereinst werden hier Villen und Häuser stehen, denn Rzegiestów hat außer seinem Eisen an seiner Karpatennajade einen kostbaren Schatz; es ist gegenwärtig noch in der Entwicklung begriffen, es muß noch vieles für die Bequemlichkeit der Badegäste geschehen, aber das ist Sache des Menschen — die Natur hat das Ihrige gethan.

Zwölf Kilometer von Rzegiestów und 139 von Tarnów entfernt liegt die Eisenbahnstation Muszyna-Krynica in überaus reizender Lage; ein brausender Fichtenwald kleidet den Berg, um welchen die Eisenstraße läuft und gegen Süden erheben sich die Ruinen eines alten Schlosses der Krakauer Bischöfe. Über Muszyna marschierte der Krongroßfeldherr Jabłonowski, als er nach der Schlacht bei Gran und dem Entsatze von Wien das polnische Kriegsvolk zurückführte. Der König Sobieski, der sich in der Nähe von Pressburg von der Ritterschaft empfohlen hatte, eilte über Lublau, wo der Feldherr Sieniawski mit Tod abgieng, und über Alt-Sandec nach Krakau. Als der König in Piwniczna rastete, erfuhr er, daß dieses Bergstädtchen sein Trinkwasser aus fernen Quellen beziehe, worauf er einen namhaften Geldbetrag zurückließ, damit die armen Bewohner sich einen Brunnen ausgraben könnten.

Nach dreiviertelstündiger Fahrt im Muszynkathale erglänzt von weitem die schöne Kuppel der neuen ruthenischen (gr. kath.) Kirche von Krynica, von welcher eine halbe Stunde entfernt das Bad steht. Von Krynica will ich nur wenig sagen, denn es ist allbekannt und hat das Zeug dazu, um eines der größten Bäder des Kaiserthums zu werden.

Der Park, der sich über dem Bade erhebt, ist sehr schön und wie reizend ist diese „Janówka“, wie entzückend die Aussicht unterhalb der Kapelle, wie lieblich ist die „Dziółówka“, „Edwardówka“, dann jener Ort um die Mariensäule, wo Blumen und Kränze von den Genesenden dankbar dargebracht werden, und schließlich noch höher, oberhalb der blumigen Au, der dunkle Kiefernwald!

Wir kehren zurück — auf der Bahnuhr schlägt die vierte Morgenstunde, die Morgenröthe streut scharlachrothe Farben auf die Wellen des Poprad, — frische Morgenluft rauscht in den Wipfeln der Kiefern: Lebe wohl! Lebe wohl, du schöner Wald!

8. Von der hohen Tatra nach Przemyśl.

(Besuch der galizischen Petroleum-Districte. — Petroleum-Industrie. — Krośno. — Bóbrka. Duka und der Dukapass. — Sanok. — Rzeszów. — Przemyśl. — Krasieczyn. — Medyka. — Schloß Krzesowice.)

Schon seit der Wiener Weltausstellung, die uns ein so reiches Bild der galizischen Petroleum-Industrie entrollt hat, war es unser Wunsch, diese Petroleum-Districte zu besuchen und der Wunsch war nun erreicht, da wir uns, sozusagen, beinahe schon inmitten der Petroleumschächte befanden. Wir fuhren demnach nur bis zur Station Grybów zurück, welcher Ort selbst einer der Hauptpunkte der Steindölerzeugung ist und verließen hier die Bahn. Ein trefflicher Fachmann, an den wir gewiesen waren und der uns bei Besichtigung



Hermites Kloster.

der Gruben den freundlichen Führer machte, gab uns folgende Auskunft: Daß das Erdöl schon in früherer Zeit bekannt gewesen und von den Bewohnern eine gewisse Beachtung gefunden, deuten manche Orts- und Flußnamen an. So bedeuten z. B. Smolnice: Pechbach; Kopa (Orts- und Flußname): schwarzes Öl; Kópica ruska, Kópica polska: ruthenisches und polnisches Öldorf; Smolka: Theerdorf u. a. m. Die ersten ernstlichen Untersuchungen haben aber erst im Jahre 1862 begonnen und obwohl in den meisten Fällen 3 bis 4 Jahre ohne erhebliche Resultate verliefen, so ruhte man nimmermehr und gegenwärtig wissen wir, daß sich in den nördlichen und nord-östlichen Abhängen und Verzweigungen der Karpaten, etwa 22 km vom Stamme derselben, eine Reihe von Schieferthonen, kalkigen und sandigen

Schichten dahinzieht, welche, zum Karpatensandstein gehörig, an vielen Punkten als ölführend bekannt geworden sind.

Durch Forscher, welchen eine große Autorität nicht abgesprochen werden kann, wird das Entstehen der galizischen Petroleumquellen dem Umstande zugeschrieben, daß in den viel tiefer befindlichen Ölsammlungen, die wahrscheinlich aus tief liegenden Kohlenflözen entstehen, die in einer gewissen Auflösung begriffen sind, unter Mitwirkung der Erdwärme und des hohen Druckes, gasförmige Verbindungen erzeugt werden; diese letzteren sind in die kälteren, höher gelegenen Regionen durch poröse Gesteinschichten eingedrungen und haben sich daselbst zu Öl verdichtet. Schon die relativ nicht unbedeutende Ergiebigkeit der bis nunzu erschlossenen secundären Ölsammlungen läßt auf eine große Reichhaltigkeit der Urbehälter schließen, zu welchen man noch nicht vorgedrungen ist. Man unterscheidet in Galizien 3 Hauptdistricte und zwar: 1. den westlichen Öldistrict, welcher bei Meczany beginnt und etwa 22 km weit bis Librantowa im Sandezer Kreise zieht. 2. Den mittelgalizischen Öldistrict, welcher von Neu-Sandec, mit den Hauptorten Grybów und Gorlice, bis Jasło 88 km weit reicht. 3. Den ostgalizischen Öldistrict, der sich von Drohobycz und Worslaw über Dzwiniacz und Slobódka rongórska bis nach Kossów hinzieht und der zugleich der reichste ist.

Der Betrieb geschieht gewöhnlich bis zu einer Tiefe von 76—94 m durch kleine Schächte und dann durch Bohrlöcher, die je nach dem Anhalten der Ölzusflüsse nach kürzeren oder längeren Zeiträumen wieder bis zu einer neuen ölführenden Schicht weiter niedergebracht werden. Das Heben des Öles geschieht ein- bis zweimal des Tages durch kleine Handpumpen, die auch gleichzeitig zur Wasserbewältigung dienen, manchmal auch nur mit Haxpel und Kübel; Maschinenbetrieb wird immer häufiger. Ein Theil des Bergöls geht ohne weitere Vorbereitung nach auswärtigen Raffinerien, ein anderer Theil wird auf kleineren Anlagen im Lande selbst verarbeitet.

Die Ölgewinnung ist aber keineswegs gefahrlos, denn das Öl wird von Kohlenwasserstoffgasen und Wasser begleitet, was die Arbeiten erschwert und bei der geringsten Unvorsichtigkeit Explosionen verursacht. Nur bei unausgesetzter Ventilation kann in den Schächten gearbeitet werden. Einem stärkeren Gas- und Wasserzudrange folgt auch ein reichlicheres Öl, so daß nach der Tiefe, wo diese Erscheinungen stetig zunehmen, auch die Ölsausbeute größer wird, während in oberer Tiefe, bei geringerem Gas- und Wasserdruck, oft nur Spuren von flüssigem Öl, in der Regel aber nur verdichtetes Öl als Erdwachs, Erdtheer oder Asphalt vorhanden sind. So günstig sich in genannter Hinsicht der Einfluß der Gas- und Wasserströmungen der Ölförderung erweist, so sehr waren sie in erster Zeit ihre Feinde, indem bei unzureichenden Betriebsmitteln die Schächte oft schon bei geringer Tiefe verlassen werden mußten.

Die Güte oder die Reinheit des Bergöls ist verschieden. In der

Umgebung von Neu-Sandec findet man helleres Öl, östlich von Grybów, bei Kosie, mehr bräunliches, bei Gorlice dunkles Öl; am dunkelsten ist es in Ostgalizien. Nach der Teufe nimmt die Reinheit des Oles zu, eine Erscheinung, die sich durch Verflüchtigung der feineren Ölbestandtheile beim Durchziehen der Oberfläche und das hiedurch bedingte Concentrieren der dunkleren, festeren Bestandtheile erklären läßt. Bei Boryslaw, in Ostgalizien, ist hiefür die beste Bestätigung gegeben, indem das in oberer Teufe gewonnene Bergtheer sich nach unten in reines, klares Bergöl verwandelt.

Erst in neuester Zeit hat sich das Capital den galizischen Öregionen zuzuwenden begonnen und es sind bereits Erfolge zu verzeichnen, welche zu guten Hoffnungen berechtigen. Schon die gegenwärtige Production repräsentiert den Wert von mehr als 2 Mill. fl. jährlich, welche als Entschädigung der Grundbesitzer, als Entlohnung der Arbeiter, als Gewinne der Gewerbsleute sich mittelst zahlreicher Canäle unter die verschiedenen Classen der Bevölkerung vertheilen. Von der Ölindustrie werden jetzt in ungefähr 70 Bergwerken schon mehr als 30.000 Arbeiter erhalten und zwar zum meist in den von der Natur mit Bodenfrüchten nur spärlich bedachten Gebirgsgegenden. Den ersten Rang in der Gewinnung und Verarbeitung dieses Produktes nimmt unstreitig das in der Gegend des oberen Dniesters unweit Drohobycz gelegene Boryslaw mit seinen 12.000 Schächten ein, in denen gegen 11.000 Arbeiter beschäftigt sind. In neuester Zeit aber scheint mit ihm in dieser Hinsicht die Slobódka rongórska in die Schranken treten zu wollen. Ein Aufschwung der inländischen Petroleum-Industrie würde nicht nur einen beträchtlichen Theil der Summe von rund 20 Mill. fl., welche



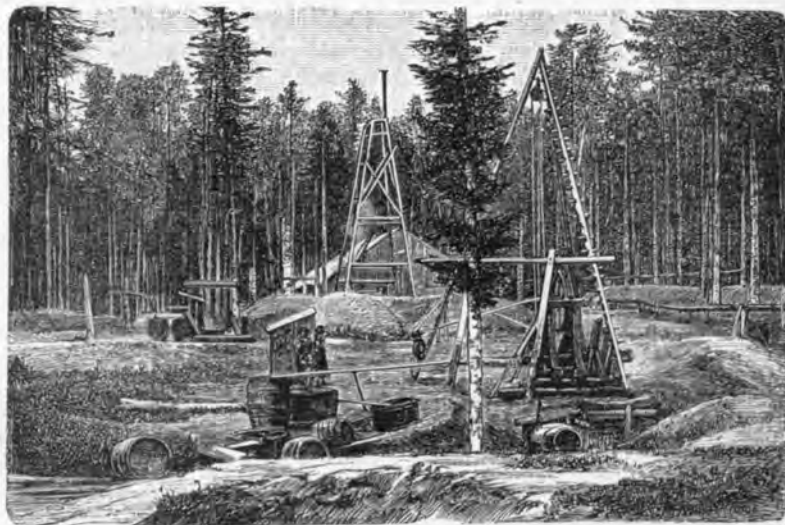
Sototica (Faltenfeld.)

alljährlich ins Ausland fließt, im Inlande erhalten und dadurch unsere Handelsbilanz wesentlich verbessern, sondern überdies die Steuerkraft der Bevölkerung erhöhen und dem Staatsschatze bedeutende Mehreinnahmen zuführen. Die Erkenntnis der Entwicklungsfähigkeit der Petroleum-Industrie und das wohlverstandene Interesse der Staatsfinanzen, hat auch die Reichsvertretung veranlaßt, das Steinöl ausländischer Provenienz mit einem Zolle von 3 fl. Gold per 100 Kilogramm Sporcio zu treffen, aber es ist außer dem Zollschutz unentbehrlich dieser Industrie auch noch durch andere Förderungsmittel unter die Arme zu greifen, unter welchen Mitteln nur eines, aber freilich das wirksamste und dringendste im Bereiche der Legislative liegt, — nämlich die gesetzliche Regelung der bei der Petroleum-Industrie entstehenden Rechtsverhältnisse.

Von Grybów (Grünberg) eilten wir auf der trefflichen Karpatenstraße nach Gorlice (Görlitz), einem von Webern bewohnten Städtchen und wichtigen Punkte für die Erdölgewinnung. Von da gieng es nach Biecz, dem Geburtsorte des polnischen Geschichtschreibers Kromer (1512), von da nach Jasło in einer sehr schönen Gegend und von hier nach Krośno (Kroffen), in womöglich noch entzückenderer Lage. Südlich von Krośno, am linken Ufer des Jasłolabaches liegt Bóbrka in einer breiten Einsattlung, sehr wichtig für die Ölgewinnung. Hier war schon in alter Zeit ein Brunnen bekannt, der eine heiße Quelle enthielt, in welcher das Wasser durch die Wirkung unterirdischer Gase in continuirlicher Stellung erhalten wurde; sie war als Heilquelle weit und breit bekannt und besonders von Gichtleidenden aufgesucht. Näcst diesem Brunnen wurde 1855 ein Schacht von geringer Tiefe gegraben, in welchem sich alsbald dickflüssiges Vergöl zeigte. Die Nachforschungen wurden bis 1860 ohne besonderen Erfolg fortgesetzt, obwohl sich schon jetzt ergiebige Spuren zeigten, erst 1862 wurde die Abteufung der Schächte in rationeller Weise begonnen und gebührt dem Fabrikbesitzer, Herrn Łukasiewicz, das Verdienst, die Bóbrkaer Gruben und Raffinerien auf jene Stufe gebracht zu haben, auf welcher sie in bergmännischer und commercieeller Beziehung stehen und es wäre wünschenswert, wenn der rationelle Grubenbetrieb, wie er heute in Bóbrka bereits eingeführt ist, allgemeine Anwendung fände, um die Petroleum-Industrie Galiziens gründlich zu heben und fremdländische Concurrenz unmöglich zu machen. Hier muß auch der Gattin des eben genannten Herrn, Honorata, gedacht werden, welche am Fuße des Karpatenzuges einem wichtigen Fabrikzweige Bahn gebrochen hat, was in einem mit Industrie nicht reich gesegneten Lande sehr erfreulich ist. Dieselbe Dame hatte im Jahre 1875 die glückliche Idee, in dem unweit von Krośno gelegenen Dorfe Chorkówka Bauernkinder zur Fabrication geklöppelter Spitzen anzuhalten, errichtete aus eigenen Mitteln eine Musterschule und scheute weder Opfer noch Mühe. Heute werden in Chorkówka fast alle Gattungen Klöppelspitzen erzeugt,

welche viel schöner und dauerhafter als die böhmischen sind und sich auch viel praktischer für Leibwäsche eignen, als die Valenciennes. Diese Schule liefert Primaqualität, wie sie sonst in Galizien nirgends gearbeitet wird und ist in jeder Beziehung eine Muster Schule. Ein Beweis hiefür ist die Thatfache, daß dort die gesammten Spitzen für die Ausstattung der Comtesse Paworowska angefertigt wurden.

Von Krosno aus besuchten wir Dufka mit dem berühmten Passe, welches Städtchen 3000 Einwohner hat und starken Wein- und Leinwandhandel treibt, dann Iwonicz, dessen brom- und jodhaltiges alkalisches Wasser die Adelsheilsquelle in Heilbrunn und auch jene zu Wildegg an



Petroleumbergwerk Bóbrka.

Stärke übertrifft und endlich das am oberen Sanflusse gelegene Sanok, mit 5100 Einwohnern, einem alten Bergschlosse und der Geburtsstätte des berühmten Lemberger röm.-kath. Erzbischofes Gregor von Sanok († 1479). Die Gegend von Krosno, Dufka und Zaslo hatte in den Jahren 1472 bis 1476 viel durch den Kriegezug des Ungarkönigs Mathias Corvinus zu leiden. Dann fuhren wir das Thal des Wislok über Strzyżów nach Rzeszów herab, wo wir wieder die Karl Ludwigs-Bahn erreichten. Rzeszów hat 11.200 Einwohner und treibt Handel mit unedlen Schmuckwaren. Das alte Schloß wird als Gefängnis verwendet. In den Schwedenkriegen von 1654 bis 1660 hat die Stadt und die Umgebung viel Übles erlitten.

Die Bahn führte uns über Łancut (Landschut), mit einem schönen Schlosse und einer Zucker- und Piqueurfabrik des Grafen Potocki, Przeworsk, mit einem großartigen Schlosse der Fürsten Lubomirski, Seidenraupenzucht, Spinnerei und Weberei, nach Jarosław mit 12.400 Einwohnern und lebhaftem Handel; sehr gerne hätten wir das weiter unten am San gelegene Sieniawa, ein Besitztum der Familie Czartoryski, mit seinem alterthümlichen Schlosse und der reichen Bibliothek, die seither nach Krakau überführt wurde, sowie das noch tiefer am Flusse gelegene Łezajsk mit der größten Orgel in Galizien und endlich Wlanów, das galizische Danzig, mit seinen Getreide- und Salzniederlagen besucht, aber für diesmal ließ sich das schwer thun und wir fuhrten auf der Bahn weiter nach Przemyśl (ruth. Peremyśl). Diese Stadt zählt jetzt über 22.000 Einwohner und ist nebst Halicz die älteste Rothreußen; sie wird schon z. B. 981 erwähnt. Glücklicherweise hielt sie einige Belagerungen aus, namentlich im Jahre 1098 durch die Ungarn, 1498 durch die Moldauer und Tataren, dann 1656 durch die Schweden und im Jahre 1657 durch Rakoczyn. Aus dieser Zeit der bangen Furcht stammt der große Grabhügel unweit der Stadt, „Zniczenie“ genannt. Gegen Osten erhebt sich Przemyśl amphitheatralisch und gewährt eine schöne Ansicht, welcher ein alterthümliches Schloß ein ehrwürdiges Aussehen verleiht. Die Aussicht von den Zinnen der Schloßbergbastion ist reizend; gegen Norden ziehen sich die weiten Ebenen von Jarosław, im Osten dehnen sich hügelichte Flächen, im Süden dümmern in Nebel gehüllte Gebirge und unter den Mauern selbst windet sich der schöne, breite Sanfluß, von dem die frohen Pieder der Bootsleute herauftönen. Bemerkenswerte Gebäude sind die römisch-katholische Kathedrale, aus einer ruthenischen Kirche überbaut und durch Jagiello der lateinischen Geistlichkeit geschenkt, die schön gemalt ist und zwei Fahnen aus dem 11. Jahrhunderte besitzt, dann die griechisch-katholische Kathedrale, ausgezeichnet durch schöne Stuccatur und eine von Künstlerhand gearbeitete Kanzel in Form eines Schiffes. Przemyśl ist einer der Knotenpunkte in dem galizischen Eisenbahnnetze und hat eine große strategische Wichtigkeit. Den San aufwärts liegt Krasiczyn, Besitztum der Fürsten Sapieha, mit einem großartigen, von der Familie Krasiński im gothischen Stile erbauten Palaste aus dem 16. Jahrhunderte und Dubiecko, wo 1552 eine berühmte protestantische Adelschule war; letzteres ist der Geburtsort des Ignaz Krasiński (geb. 1734), berühmten polnischen Dichters und Bischofs von Ermeland. Von Przemyśl an der Karl Ludwigs-Bahn gegen Osten liegt Medyka, historisch bekannt durch die Zusammenkunft Kaiser Sigismunds mit Wladyslaw Jagiello 1412 und der Aufenthaltsort des letzteren hier 1434. Noch weiter östlich, unweit der Station Mosciska (Mostyska) liegt das Schloß Krylowice, dem Grafen Stadnicki gehörig, in welchem während der großen Manöver 1880 Kaiser Franz Josef die Residenz aufgeschlagen hatte. Ein schönes, im chinesischnen Stile gehaltenes Cabinet, dessen Tapeten

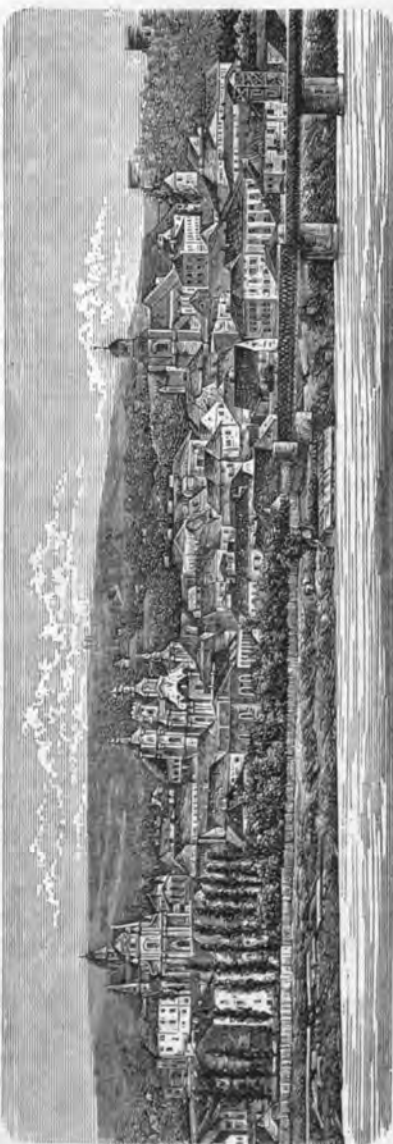
für die Königin Marie Antoinette nach Trianon bestimmt waren, jedoch von derselben nicht bezogen und vom Großvater des jetzigen Grafen angekauft wurden, diente dem Monarchen als Arbeitszimmer.

Hier sei noch erwähnt, daß der vom Santhale östlich gelegene Gebirgszug bis zur Grenze Bukowinas an Salzquellen, ungemein reich ist, da auf diesen Theil des Landes von den 540 Salzquellen die das Land besitz, 520 entfallen, während in Westgalizien, sogar um Wieliczka und Bochnia herum, solche nur sehr spärlich vorhanden sind (im ganzen 20).

9. Von Przemyśl über Chyrów und Strzy nach Lemberg.

(Die Karpaten im ehemaligen Samborer und Strzyer Kreise. — Dobromil. — Alt- und Neu-Sambor. — Drohobycz, Boryslaw, Strzy. — Die Felsengrotten von Eisfön, Bubniszce, Urysz und Truchanów. — Die Naturgeschichte des Volkes.)

Um 8¹/₂ Uhr früh setzten wir uns auf die Przemyśl-Lubkower-Bahn und fuhren wieder den Karpaten zu, deren Gebirgsschönheit besonders im ehemaligen Samborer und Strzyer Kreise ihresgleichen suchen kann. Diese östlichen Westiden streichen in mehreren parallelen Ketten längs der Grenze von Ungarn in einer mittleren Höhe von 950—1265 m, sind mit majestätischen Waldungen bedeckt, von ihren Abfällen rauschen hunderte von Wildbächen mit klarem, doch reißendem



Przemyśl.

Wasser zur Befruchtung der Thäler herab und du kannst dir hier im Frühlinge kaum das viele Gemurmeln, Geplapper, Geräusche, Getöse der tausendstimmigen Natur vorstellen. Dazu kommt, daß du plötzlich in der Tiefe des Forstes mächtige Steingebilde antriffst, welche in ähnlichen rasenbeschatteten Baumregionen wohl selten vorkommen mögen.

Die dritte Station von Przemyśl heißt Dobromil. Wir besuchen hier das Basilianerkloster mit Bildnissen und vielen Erinnerungen an die berühmte Familie Herbut (Herbot). In der Nähe stehen die Ruinen der Stammburg der Herburte, Namens Fuksztyń (Füllenstein) und in der dortigen Kirche befindet sich die Familiengruft. Du wirst so nachdenkend? Ja, fürwahr, ein Herbot von Füllenstein war es, groß und stark wie eine Karpatentanne, welcher in der weltberühmten Schlacht auf dem Marchfelde am 26. August 1278 den König Rudolf von Habsburg aufsuchte, fand und anrannte, jedoch von diesem gefällt wurde.

In Chyrow nehmen wir auf der Dnjesterbahn Sitz und kommen in 2 Stunden nach Sambor (ruth. Sambir). Alt-Sambor zählt 3100 Einwohner, während Neu-Sambor nahe an 13.600 Seelen hat. Diese Stadt war einst der Lieblingsaufenthalt der uns schon satfam bekannten Königin Bona und hat ihr so manches zu verdanken; auch werden wir hier lebhaft an Schillers ergreifendes Drama „Demetrius“ erinnert, denn hier am Hofe des Samborer Starosten Georg Mnizel fand im Jahre 1605 der falsche Demetrius gastfreie Aufnahme und Unterstützung. Von Sambor führt die Bahn über Drohobycz, welches mit den Vorstädten über 18.000 Einwohner zählt, mit einer Kirche aus der Zeit Wladyslaw Jagiello, Salzfiederei und Petroleumfabriken. Das nahe Boryslaw hat, wie oben erwähnt wurde, starke Petroleumquellen und Erdwachsager. In einer guten Stunde gelangten wir von Drohobycz nach Strzyż, einer Stadt mit 12.600 Einwohnern, in recht hübscher Lage, welches einst Eigenthum des Johann Sobieski war und viel zur Zeit des Einfalles des Georg Rakoczy in Polen 1657 gelitten hat. Von hier besuchten wir auf der Albrechtsbahn Bolechów (r. Bolechiv) mit seiner jodhaltigen Quelle und dem nahen Dorfe Cisyń, wo sich in der feierlichen Stille der Waldeinsamkeit dem Wanderer ein schroff und gewaltig hinansteigendes Felsstück entgegenreckt, welches über 316 m hoch, auf kleinerer Basis, als der Umfang ist, ruhend, wie in der Luft zu schweben scheint. Dieser Fels bildet gleichsam nur die Vorhut einer langen Reihe von solch altersgrauen Niesen der Vorzeit, die uns ungewiß lassen, ob das Urgebilde der Natur oder das mühsam dem harten Felsblocke abgerungene Menschenwerk mehr Bewunderung verdient. Es wird wohl nicht mit Unrecht behauptet, daß die hier, sowie die unter derselben geogr. Breite auch in der sarmatischen Tiefebene zahlreich befindlichen Felsstücke erratiche Blöcke seien, die einstens, als diese Gegenden noch vom Meere überflutet waren, auf mächtigen, von Scandinavien hierher getriebenen Eisbergen gelangten, nach deren Abschmelzen sie dann auf den Meeresgrund

herabfielen. Der gewaltig zu mächtiger Höhe emporstrebenden, mit Moos und Strauch bedeckten Felsen unterer Theil ist einer Mauer gleich abgeglättet und mit ansehnlichen kammerartigen Aushöhlungen in den massiven Stein hineingearbeitet. Jede Kammer ist hinlänglich groß, um mehrere Menschen aufzunehmen und ist nur nach Süden offen. Am südwestlichen Rande einer sich gefällig öffnenden Rinde, findet sich wieder ein ungefähr 475 m hohes Felsstück, unten sehr schmal, einen ungekehrten Regal bildend, welches erst in der Mitte seiner Höhe einen bedeutenden Umkreis gewinnt und obgleich jeden Augenblick mit dem Einsturze drohend, dennoch auf seiner höchsten Spitze Spuren aufweist, daß menschlicher Erfindungsgeist oder vielmehr der furchtbare Drang der Gefahr sich hier einen, nur einem Adlerhorste zu vergleichenden Ruhepunkt wählte. Von hier genießt man eine freundliche Aussicht in das romantische Thal von Skole. Vermuthungen sagen, daß diese Aushöhlungen, wie z. B. die im sogenannten Stein von Vubnisze,*) in dieser friedlichen Einöde einer besorgten Magnatenfamilie zur Zuflucht während jener Schreckenszeiten für Galizien, wo die Tataren so oft (von 1240—1272 über 90mal) verheerend über das Land herfielen, gedient habe und eine zarte Fürsorge hat die riesige Arbeit der Felsaushöhlung unternommen, um einen Aufenthalt zu sichern, der, von allen menschlichen Wohnplätzen weit entfernt, ringsherum vom dichten Walde umringt, jenen alles vernichtenden barbarischen Scharen entrückt blieb. In der Umgebung nennt man diese Felspartien mit ihren Grotten und Kammern „Bodry,“ wozu außer dem erwähnten auch der Stein von Urysz, wie auch die mit kyrillischen und hebräischen Aufschriften bedeckten riesigen Felsaufstürmungen bei Truchanów gehören.**)

Sehr befriedigt von unserem Ausfluge, ließen wir uns in das schwellende Waldmoos nieder, öffneten den kleinen Mundvorrath, breiteten ihn auf dem smaragdgrünen Tischtuche der Natur aus und nach einem herzhaften Schlucke echter kaisuter Kontuschówla schnitt sich jeder mit seinem Taschenmesser ein kräftiges Schinkenstück herunter. Selbst unser Führer thaute auf, der bisher gar trübselig dareingeschaut hatte, weil er, wie er uns sagte, zu Hause ein krankes Kind habe und ihm heute der Specht auf die Hausdecke geklopft hätte. „Was hat es für ein Bewandnis mit dem Spechte?“ fragte mich der Gefährte, worauf ich erwiderte: „Nun gedulden Sie sich, auf unserer Weiterfahrt nach Kemberg werden wir eine weniger interessante Gegend durchschneiden, da will ich Ihnen von dem Spechte und noch einiges dazu erzählen, was uns die Fahrt verkürzen dürfte.“ —

So, nun sitzen wir im Coupé, darf ich mein Versprechen halten? —

Die Naturgeschichte im Munde des Volkes ist eine andere, als die, welche von den Männern der Wissenschaft gelehrt wird. Angepaßt der

*) Dorf im ehemaligen Strzyer Kreise. **) Urysz und Truchanów, Dörfer im ehemaligen Strzyer Kreise.

Phantasie und der Individualität des Stammes, in welchem sie sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, neigt sie mehr oder minder dem Wunderbaren und Übernatürlichen zu, und liebt es, sich mit Sagen und Legenden auszuschnücken, die nicht selten Züge aus dem religiösen Glauben der vorchristlichen Zeiten enthalten.

Namentlich die slavischen Völker, in deren Liedern die Natur mit ihren Bewohnern eine so große Rolle spielt, sind reich an phantastischen Vorstellungen über das Wesen und Leben der Thiere und haben sich besonders mit den Vögeln vielfach beschäftigt.

Die Elster ist, wie überall bei den Slaven, die frohe Verkünderin von Gästen. In Polen heißt es deshalb:

„Kreucht die Elster auf dem Dach,
Gäste werden kommen.
Irrt bisweilen sich die Elster,
Spricht bisweilen wahr.“

Und wenn eine Elster vor jemandem herfliegt oder zu schreien anfängt, so bedeutet das eine angenehme Neuigkeit oder einen Besuch. Thut dies aber eine Krähe, so zeigt sie ein naheß Unglück an, vor dem man sich nur schützen kann, wenn man ihr sogleich zuruft: „krähe dir außs Haupt!“

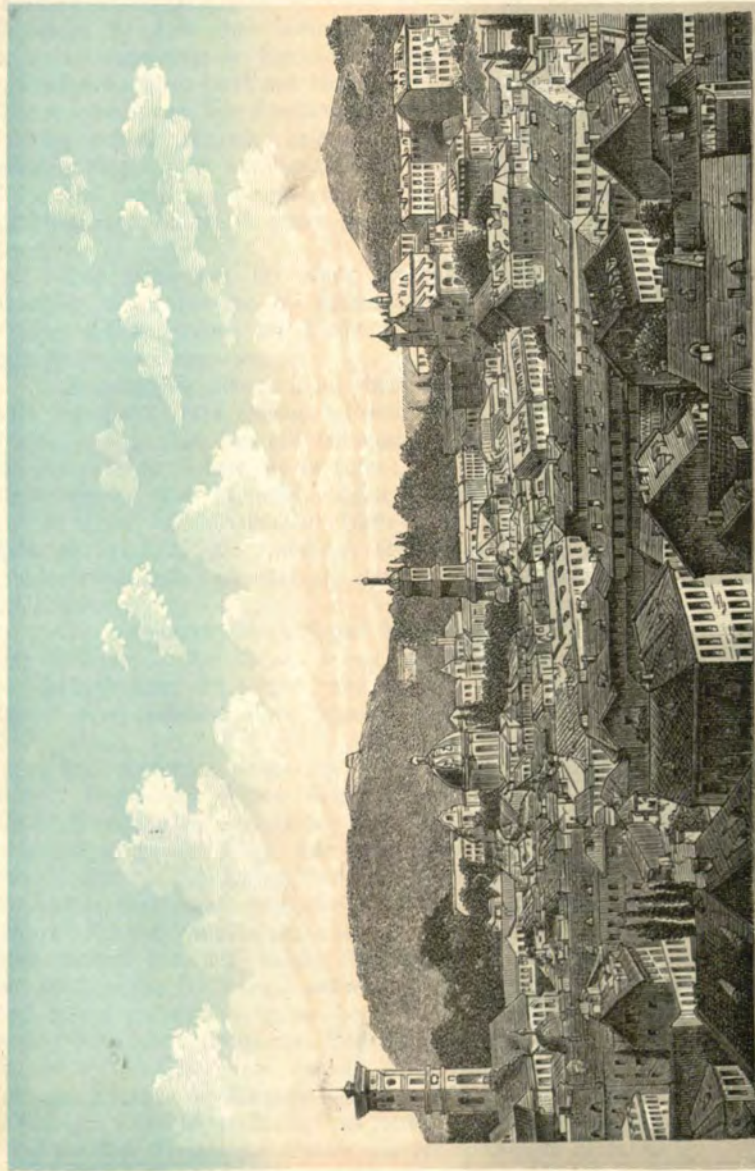
Die Dohlen, bei den Ruthenen „Galki“ genannt, gelten, wenn sie scharenweise einem Heere nachfliegen, als Vorhersager einer Niederlage, wie dies schon in dem Liede über den Zug Igor's gegen die Polowcen (1185) berichtet wird.

Die Eule und der Uhu verkündigen mit ihrem Geschrei den Tod in dem Hause, auf dessen Dach sie sich setzen. Auch die Polen sprechen:

„Auf dem Dache weint die Eule,
Dem, der sterben soll in Kürze,
Ruft die Eule zu: komm, komm!“

Der Specht zeigt nach Annahme der Ruthenen ebenfalls den Tod an, wenn er an einer Ecke des Hauses klopft und das war offenbar der Grund der Trübseligkeit unseres Führers.

Von dem munteren Vogel, dem Rothkehlchen, weiß man gar sinnig zu erzählen, daß die rothe Brust dem Vogel von jenem Tage verblieben sei, als er auf Golgatha wehklagend das Kreuz Christi umflattert und sich vergebens das schuldblos fließende Blut zu stillen bemüht habe. Dagegen sollen die Sperlinge die Nägel zur Kreuzigung Christi herbeigetragen haben und zur Strafe dafür unsichtbare Fesseln an den Füßen tragen, so daß sie nur hüpfen, nie gehen können. Ja die Ruthenen behaupten sogar, daß die Sperlinge dem Teufel den Zehnten schulden und deshalb am St. Simonstage (1. September alten Stils) in die Wälder fliegen, wo der Teufel seine Schuld einfordert. Er mißt dazu sämtliche Sperlinge mit einem Maßchen,



Ansicht von Lemberg.

indem er sie von oben hineinschüttet und darauf mit der Hand das Mäſſchen abstreicht; die Sperlinge, deren Schöpfe dabei aus dem Mäſſchen hervorstehen, fallen herab und bleiben am Leben, alle übrigen gehen verloren. Die Versammlung der Sperlinge im Walde nennt man den Sperlingslandtag und es sei wahr, daß zu St. Simon die Sperlinge in großen Haufen fliegen oder mit furchtbarem Lärm auf den Zäunen sitzen, daß sie nachher aber wie weggeſegt ſind, ſich nur ſelten zeigen und unruhig vorüberfliegen, indem ſie unter ſich zirpen: „Biſt du am Leben, biſt du am Leben?“

Der Hahn gilt für einen geheimnißvollen Vogel, weil er das Kommen des Tages und die Wiederkehr des Lichtes verkündigt; deßhalb fürchten ſich die Geiſter der Finſternis vor ihm, umſomehr, als ſein Ruf alle Zaubervirkungen aufhebt.

Ereignet ſich hiſweilen in einer Wiſchaft der ſonderbare Zufall, daß ein Huhn einen Kamm bekommt und anfängt zu krähen wie ein Hahn, ſo ſieht man das als ſchlimme Vorbedeutung an, und Wirt und Wirtin ſprechen, ſobald ſie es hören: „auf dein Haupt!“ weil es ſonſt ihren eigenen Tod bedeutet. Dabei ergreift die Wirtin das Huhn auf frischer That, mißt damit die Hütte vom Tiſch bis zur Schwelle, und ſieht, ob das Huhn mit dem Kopfe oder Schwanze auf die Schwelle fällt. Im erſteren Falle ſchneidet ſie ihm ſofort den Kopf ab, im letzteren den Schwanz.

In beſonderen Ehren ſtehen die Wandervögel: Störche, Kraniche und Wildgänſe. Der Storch bringt dem Hauſe Glück, auf deſſen Dache er ſein Neſt baut. Wird ihm dieſes aber verdorben, ſo rächt er ſich, indem er mit dem Schnabel einen brennenden Feuerbrand herbeiträgt und ſo Feuer anlegt.

Die Kraniche, welche im Kleinruſſiſchen Zurawli und Weſſelyki heißen, fliegen zum Winter ebenfalls nach wärmeren Gegenden, die das Volk „Wyrii“ nennt. Sieht der Bauer im Frühlinge zum erſtenmal eine Schar Kraniche im Fluge und ruft: „da fliegen die Weſſelyki!“, ſo gereicht ihm das zur frohen Vorbedeutung, welche in dieſem Namen liegt. Spricht er aber dabei ſtatt Weſſelyki in der Zerſtreuung Zurawli, wie man die Kraniche gewöhnlich zu nennen pflegt, ſo wird er das ganze Jahr über traurig ſein, weil Zurawly ſia, traurig ſein bedeutet. Ebenſo meidet der Ruthene den Regenbogen mit ſeinem wahren Namen duha zu bezeichnen, weil er ihn an tuha — Gram — erinnert, und nennt ihn lieber Weſſelinka — die Freudebringende. Auch erzählt man von den Kranichen, daß ſie viel auf eheliche Treue halten. Wird dieſelbe verletzt, ſo verſammeln ſich alle Kraniche der Umgegend zu einem Gerichtstage auf dem Felde, die Schuldigen ſtehen in der Mitte, und werden nach einer förmlichen Gerichtsſcene von den übrigen zur Strafe mit den Schnäbeln getödtet.

Wenn die wilden Gänse um Mitte September südwärts fliegen, so ruft man ihnen: „Glückliche Reise“ zu, damit sie von einem Meere zum andern gelangen. Erblickt man die aus dem „Wyraj“ zurückkehrenden Gänse im Frühjahr zum erstenmal, so muß man etwas Stroh in die Hand nehmen, es in die Höhe halten und dreimal sprechen: „Gänse, Gänse, da habt ihr für euch zum Neste und für uns zur Gesundheit!“ Dieses Stroh legt man nachher den zahmen Gänsen unter, wenn sie brüten, weil man dann hoffen darf, es werden ebensoviele Küchlein heraustrichen, wie Halme im Stroh gewesen.

Die Schwalbe gilt, wie überall, für einen glückverheißenden Vogel, dessen Nest man sorglich schützt. Wer dasselbe verdirbt, bekommt nicht nur Sommersprossen, sondern muß auch gewärtig sein, daß sich die Schwalbe am Herrn des Hauses rächt, indem sie unter seinen Rühen wegfliegt, wodurch diese eine Zeitlang blutrothe Milch geben. Sonderbar ist der Volksglaube, daß die Schwalben nicht in den „Wyraj“ ziehen, sondern irgend eines Vergehens wegen unter dem Wasser gefrieren; man ziehe demnach zur Winterszeit ganze Gewinde gefrorener Schwalben heraus, welche mit den Füßen aneinander hängen. Erst mit dem Frühlinge, wenn das Eis aufgeht, kommen sie wieder an das Tageslicht.

Der Kuckuck gilt in den ruthenischen Volksliedern als Sinnbild des Witwenstandes. Er war einst eine Frau, die ihren Mann umgebracht hat und deshalb von Gott verwandelt und verflucht worden ist, bis zum jüngsten Tage keinen Genossen zu haben und sich einsam in den Wäldern herumzutreiben.

Die Polen dagegen nehmen an, der Kuckuck sei ein schönes Mädchen gewesen, welches den einzigen Bruder, den es gehabt, auf das zärtlichste geliebt und als er früh gestorben, so viel um ihn geweint hat, daß es endlich nicht zu ertragen vermochte, sich aus seinem Grabe erhob und der Schwester gebot, ihre Klagen nur im Frühjahr auszurufen, worauf sie in einen Kuckuck verwandelt worden sei. In einer lateinisch geschriebenen altpolnischen (apokryphen) Chronik von Prokosz war es jedoch Zima, die höchste Gottheit, welche sich in einen Kuckuck verwandelte, um den Menschen ihr Lebensende verkündigen zu können. Wer es daher im alten Polen gewagt hätte, einem Kuckuck wehe zu thun, wäre hart bestraft, und wer ihn getödtet hätte, sogar hingerichtet worden.

Später war bei den Ruthenen der Glaube herrschend, der Kuckuck schreie alles an, was er bei den Göttern und Menschen gehört, und darum wird vom Kosakenhetman Stecko Kukurru berichtet, er habe, als er sein Heer gegen die Polen ins Feld geführt und den Kuckuck schreien gehört, sein stolzes Haupt geneigt und mit betrübter Stimme ausgerufen: „Es wird uns so schlimm ergehen, wie der Kuckuck es uns verkündigt hat, der über die Steppe schreit und über die Aue fliegt.“

Als Prophet wird der Kuckuck noch jetzt von den jungen Mädchen befragt, in wie vielen Jahren sie heiraten werden und wie alt ihr Zukünftiger sein wird. Auf alle diese Fragen gibt der Kuckuck willige Antwort.

Während wir uns auf diese Weise unterhielten, waren wir an Drohowyz mit einer Stiftung des Grafen Skarbek zur Erlernung von Handwerken vorbeigedampft und es traten, wie Sterne aus dem Dunkel, die Lichter des Lemberger Bahnhofes hervor.

10. Lemberg und Umgebung.

(Die Hauptstadt Lemberg. — Charakter der Stadt. — Ihre vorzüglichsten Bauwerke. — Einiges aus der Geschichte Lembergs. — Orte in seiner Umgebung. — Żółkiew und Stanisław Żółkiewski. — Die Collegiatkirche in Żółkiew und ihre historischen Gemälde.)

Lemberg (poln. Lwów, ruth. Lwiw), die Hauptstadt des Königreiches Galizien, liegt an der Pektew, einem Bächlein, welches das schöne, fast kreisrunde Kesselthal, in welchem die Stadt gelegen, durchschlängelt. Einige Theile der Vorstädte treten noch auf die Abhänge hinauf und die obersten Ränder werden von Kirchhöfen, Klöstern und Burgruinen geschmückt. Das ganze Gemälde aller dieser Dinge gewährt einen unvergleichlichen Anblick, doch was Lemberg fehlt, das ist ein Fluß und die Fernsicht.

Lemberg ist der Sitz der höchsten Landesbehörden, sowie dreier Erzbischöfe (eines römisch-katholischen, eines griechisch-unierten und eines armenisch-unierten).

Was die Bauart der Stadt anbelangt, so gewährt sie mit ihren breiten Straßen und geräumigen Plätzen den Anblick einer neuen Stadt und ist ohne Zweifel viel hübscher als z. B. die Bauart mancher großen deutschen Stadt. Die Häuser, die Kirchen, die Straßen, dies alles hat sehr viel Ähnlichkeit mit den alten deutschen, im Mittelalter entstandenen Städten. Es gibt viele Punkte in Lemberg, wo man in Nürnberg oder Magdeburg zu sein glaubt. Die Stadt ist reich an Kirchen, an großen und zum Theile prächtigen Häusern. Unter den Bauwerken sind bemerkenswert: die großartige römisch-katholische Kathedrale im gothischen Stile, zu welcher Kasimir der Große den Grundstein gelegt und die Kasimir IV. „der Jagellone“ im Jahre 1480 ausgebaut hat. An Prachtgemälden besitzt zwar die Kathedralekirche nichts Besonderes, mit Ausnahme des Altarblattes am corporis Christi-Altare, welches die Kreuzesabnahme darstellt; auch ist ein

großes al fresco-Gemälde links vom Altare interessant, wo Johann Sobieski als Krongroßfeldherr abgebildet ist und die lateinische Inschrift uns belehrt, daß er in Lemberg, von einer schweren Krankheit befallen und von den Ärzten bereits aufgegeben, sich noch an das wunderpendende Muttergottesbild mit seinen Gebeten gewendet habe, welches über dem Hochaltare verehrt wird und so durch des Himmels Gnade wieder gesund geworden sei. Als Dank verehrte er der Kirche sein Brustbild aus schwerem Silber. Eine Hauptzierde der Stadt und in ganz Galizien einzig in ihrer Art ist die neben der Kathedralkirche stehende, von Georg Voim, einem gebornen Ungar, im Jahre 1609 gegründete Kapelle. Sie ist viereckig und im Renaissancestile gebaut und ragt durch die Fülle ihrer sowohl innerlich als äußerlich prachtvollen Bildhauerarbeit hervor. Auf dem Altartische sehen wir den Genuß des Osterlammes durch die Juden ausgekostet, höher oben kniet der Heiland auf dem Ölberge und daneben schlafen seine drei Jünger, rechts sieht man die Fußwaschung, höher oben die Grablegung und oberhalb derselben die Himmelfahrt; linkerhand das letzte Abendmahl, über demselben die Kreuzigung und am höchsten die Auferstehung. Rechts in der Mitte der Wand ist eine Pietà¹⁾ in Marmor; von einer und der andern Seite stehen neben ihr ein Mann und eine Jungfrau. Aber auch die äußere Wand der Kapelle ist wunderschön; sie ist ganz bedeckt mit trefflichen Bildhauerarbeiten, Scenen aus der Leidensgeschichte darstellend. Oberhalb der Eingangstür sieht man die Kreuzesabnahme, darüber, unterhalb der Kuppel, Christus am Kreuze, daneben die schmerzhafteste Mutter und den heiligen Johannes und oberhalb der schönen kupfernen Kuppel, welche die Gestalt einer Laterne hat und mit einer kleinen Kuppel gedeckt ist, Christus als: Ecce homo.

Neben der römisch-katholischen Kathedrale müssen genannt werden; die ebenfalls im gothischen Stile auf Kosten des polnischen Magnaten Peter Odrowaz im Jahre 1460 erbaute Bernhardinerkirche. In der nach dem Muster der Peterskirche in Rom von Jof. Potocki, polnischem Großmarschall, im Jahre 1749 erbauten Dominikanerkirche ist das Muttergottesbild, welches angeblich der heil. Apostel Lukas auf Cypressenholz gemalt haben soll und das Grabmal der Gräfin Dunin-Borkowska, von Thorwaldsens Meisterhand, sehenswert. Hervorzuheben sind die griechisch-katholische Stadtpfarrkirche, gewöhnlich „die welsche“ genannt, welche schon 1399 existierte, dann im Jahre 1629 im byzantinischen Stile von neuem erbaut wurde, mit einem abgesonderten sehr schönen Turme; die Jesuitenkirche, fast in der Mitte der Stadt, und die auf einer Anhöhe stehende Karmeliterkirche. Zu den ältesten kirchlichen Bauwerken Lembergs gehören das Johanneskirchlein, in der Nähe der großen jüdischen Synagoge, die Maria-

¹⁾ So nennt man die Muttergottes mit dem Leibe des toten Sohnes im Schoße.

Schneekirche, von den ersten in der Stadt angesiedelten Deutschen um 1340 aufgebaut und die im Jahr 1363 aufgeführte armenische Kathedrale. In prachtvoller, die Stadt wahrhaft beherrschender Lage erhebt sich die griechisch-katholische Kathedralkirche zu St. Georg, gegründet 1740 durch Athanasius und ausgebaut durch Leo Szepthelyi († 1779), beide Metropolen von Kijew. Diese Kirche besitzt eines der ältesten ruthenischen Meisterwerke in einer Glocke, die stark mit Silber legiert ist und sich früher in Trembowla befand. Sie ist in Birnform gegossen und wiegt an 6 Etr. Die kirchenslawische Inschrift läuft in zwei Zeilen um den obern Theil herum und heißt wörtlich übersetzt: „Im Jahre 6849 ist diese Glocke dem heil. Georg unter dem Fürsten Demeter durch den Hegumen Euphemius;“ unten an der Glocke steht in einer Zeile die Aufschrift: „und hat gegossen Skora Jakob.“

Diese Glocke wurde demnach im Jahre 1341 gegossen; der Fürst Demeter ist der uns besser unter seinem heidnischen Namen bekannte litauische Fürst Lubart, der in der Taufe den Namen Demeter erhielt und Theile von Wolhynien eroberte, es ist derselbe, der sich nach einem im Lemberger Stadtarchive aufbewahrten, den deutschen Kaufleuten der Stadt in deutscher Sprache ertheilten Privilegium also titulieren ließ: „Großer Fürste Demityr, von den Genaden Gottis von Ladymir und Luczk.“ — Das großartig von Samuel Glowinski, Lemberger römisch-katholischem Suffraganbischofe, um 1751 erbaute Piaristenkloster wurde in ein Spital umgewandelt.

Von anderen Gebäuden aus älterer und neuerer Zeit sind noch zu nennen: das schöne Rathhaus mit seinem hohen und geschmackvollen Thurme, ein so ansehnliches Gebäude, wie nur wenige deutsche Rathsherren sich rühmen können, ein gleiches zu besitzen. Es steht auf dem Hauptplatze der Stadt, inmitten desselben, abge sondert von allen anderen Häusern, und umfaßt mit seinen vier hohen, beinahe gleich großen und mit den Ecken nach den vier Weltgegenden gerichteten Flügeln einen viereckigen Hof. Ebenfalls im Vierecke um das Gebäude herum, mit hübschen Häusern und reichen Kaufmannsläden besetzt, läuft der geräumige „Ring,“ in der Regel von Käufern und Verkäufern belebt. Hier steht auch der ehemalige Palast des Königs Johann Sobieski.

Außer dem Rathhausgebäude sind die Statthalterei, das neue Landtagsgebäude, das Invalidenhaus, das Polytechnicum, der Bahnhof in der Grobeker Vorstadt, die Citadelle, das Theater, die Universität, das Ossolinski'sche Institut u. a. sehenswert.

Lembergs Pflaster ist größtentheils vortrefflich, und die Trottoirs, die mit den schönen, röthlichen, aus Trembowla kommenden Steinplatten belegt sind, übertreffen an Güte und Breite ihrer Anlage die mancher stolzen Residenzstadt. Die Ringmauern, welche die innere Stadt umgaben, sind abgetragen worden und an Stelle des Mauerbürtels trägt jetzt die schöne

Stadt einen grünen Gürtel von prachtvollen Baumanlagen. Die anderen öffentlichen Spaziergänge, wie der Franz Josefsberg mit seinen großartigen Parkanlagen und seiner schönen Aussicht, sowie der freundliche sogenannte Jesuitengarten, sind wirklich bedeutend. Auf dem Franz Josefsberge wird ein Erdhügel aufgeführt zum Andenken an die letzte Vereinigung der Ruthenen und Litauer mit Polen im Jahre 1569. Auch die Umgegend Lembergs lockt zu fröhlichen Sommerausflügen.

Die in der Nachbarschaft der Stadt liegenden Dörfer Kulparków, Zamarstynów und Kleparów führen den Namen von ehemaligen Lemberger Bürgern deutscher Abstammung (Goldberghof, Sommersteinhof, Klepperhof).

Lemberg wurde zwischen 1255 und 1259 von dem ruthenischen Fürsten von Halicz, Leo Danilowicz, gegründet, welcher seine Residenz von Halicz nach Lemberg verlegte. Im Jahre 1340 wurde es von dem polnischen Könige Kasimir dem Großen erobert und bildete seit 1432 die Hauptstadt der zu Polen gehörigen russischen Wojewodschaft bis zum Jahre 1772, wo es bei der ersten Theilung Polens an Österreich kam.

Zum erstenmale wurde Lemberg zerstört im Jahre 1261 durch die Tataren, aber von dem Fürsten Leo wieder aufgebaut. Aber schon im Jahre 1287 wurde es abermals von den Tataren unter Führung des Telegub eingeschlossen und belagert. Doch bald nach dem Abzuge dieser Unholde sammelte sich die Bevölkerung wieder und Kasimir der Große versah die Stadt mit einer starken Garnison von deutschen Söldnern und schied die eigentliche Stadt von den Vorstädten. Zu polnischer Zeit wurde Lemberg mit einer Ringmauer umgeben und noch durch zwei Burgen befestigt, von denen die eine auf dem Franz Josefsberge, die andere im Kesselthale unten stand. Im Jahre 1350 wurde Lemberg von den Litauern, im Jahre 1498 von den Moldauern, im Jahre 1648 von Kosaken und Tataren, im J. 1655 von Kosaken, Tataren und Moskowitern, dann im Jahre 1672 von den Türken belagert und im Jahre 1704 von dem Schwedenkönige Karl XII. eingenommen.

Von der Burg auf dem Schloßberge haben sich noch einige Trümmer erhalten, die Burg im Kesselthale ist abgetragen worden.

In polnischer Zeit mochte die Stadt kaum über 20.000 Einwohner zählen. Unter der österreichischen Herrschaft vermehrte sich die Zahl rasch auf 50.000 und sie beträgt jetzt gar an 110.000 Einwohner, darunter 30.000 Juden. Es kann sich in Bezug auf dieses rasche Steigen keine Stadt des ehemaligen Polens mit Lemberg messen. Krakau, obwohl es in der neuesten Zeit sich bedeutend erholt hat, hat doch nicht die Bevölkerungszahl, welche es zur Zeit Sigismunds I. (90.000) besaß; desgleichen sank Gnesen von seiner ehemaligen Größe und auch Wilno, wenn auch nicht in demselben Verhältnisse. Warschau, als Mittelpunkt des Ganzen, verlor natürlich ebenfalls viel, Posen stieg wohl, doch bei weitem nicht so mächtig

wie Lemberg, welches man unter den großen, ehemals polnischen Städten entschieden für die blühendste und lebendigste nehmen kann.

In der Nähe von Lemberg haben wir Winniki (ruth. Wynniki) mit einer großen Tabakfabrik; Grodel (ruth. Gorodok), an einem großen Teiche, zählt über 10.100 Einwohner und ist dentwürdig durch die unglücklichen Gefechte mit den Kosaken unter Bohdan Chmielnicki im Jahre 1655, sowie durch den Tod des Königs Wladyslaw Jagiello (1434); Pubica mit Schwefelquellen, Komarno, ehemals Besizthum der Fürsten Ogiński, dentwürdig durch die Niederlage der Türken (1524) und die Gefechte des Johann Sobieski mit den Tataren (1672). Doch kein Ort in der Nähe der Hauptstadt kann an Interesse wetteifern mit dem ungefähr 3 Meilen entfernten Żółkiew, einer Stadt von 6800 Einwohnern, einst Eigenthum der Familien Żółkiewski und Sobieski, mit einer prachtvollen Collegiatkirche, die in neuester Zeit zu einem wahren Ruhmestempel der polnischen Nation umgewandelt wurde. Das Hauptverdienst daran gebührt dem hochwürdigen insulierten Abte und Pfarrer Herrn Nowakowski, der seit dem Jahre 1861 unermüdlich thätig ist, die Kirche zu renovieren und zu verschönern. Die Wände erhielten einen prächtigen Schmuck aus leuchtendem Stucklustre, die riesigen historischen Wandgemälde wurden durch den Maler Josef Cholenicz aus Krakau, die Grabdenkmale durch den Bildhauer Filippi aus Lemberg restauriert und ein entsprechendes Estrichpflaster ist bei Steinhäuser zu Laas in Tirol bestellt. Schon beim Eintritte wird man zum höchsten überrascht über die Schönheit des Gotteshauses, aber diese Überraschung wächst bei näherer Besichtigung zum Erstaunen. Porträte merkwürdiger Marschälle und Feldherren in Lebensgröße begrüßen den Eintretenden; gegenüber dem Eingange befindet sich der Hochaltar und zu beiden Seiten die Grabstätten der Żółkiewski's, gegen die Vorderseite zu sind die Grabmale des Prinzen Jakob Sobieski und des Wojewoden Danilowicz, Großvaters des Königs Johann Sobieski von mütterlicher Seite, in schwarzem Marmor, mit weißen Figuren.

Solltest du noch nichts über die hochberühmte Familie Żółkiewski gehört haben, so will ich dich wenigstens mit dem bedeutendsten Gliede derselben, mit Stanisław Żółkiewski, bekannt machen. Dieser ausgezeichnete Feldherr wurde 1547 zu Turynka bei Żółkiew geboren, erhielt in den Lemberger Schulen seine Bildung, diente unter seinem Verwandten Jan Zamojski im Heere und erwarb sich durch edle Denkart, Milde und Tapferkeit allgemeine Achtung. Später wurde er Castellan von Lemberg und Wojewode von Kijew. Im Jahre 1596 zog er als Unterfeldherr gegen die unter Haleswajko revoltierenden Kosaken, überwand diese und führte sie durch seine Mäßigung zum Gehorsam zurück. Dann kämpfte er mit Glück gegen die Schweden in Lievland. Nach Zamojski's Tode hätte ihm der Krongroß-Feldherrnstab gebührt; doch erhielt er diesen nicht, und die Neider seines Glückes bezeichneten ihn bei dem schwachen Sigismund III. als Theilnehmer

an dem Zebrzydowski'schen Aufstande. Żółkiewski beschämte seine Feinde, indem er offen zur Vertheidigung des Königs auftrat. Später befehligte er auf dem Zuge gegen Moskau, und seiner Umsicht und Tapferkeit gelang es, Moskau zu erobern, den Caren Schujski gefangen zu nehmen und mit den Bojaren den Vertrag, nach welchem der Prinz Wladyslaw, der Sohn Sigismunds, zum Caren erhoben werden sollte, zu schließen. Des Königs Unentschlossenheit vereitelte aber alle diese Vortheile. In seinem 70. Lebensjahre erhielt Żółkiewski endlich den Großmarschallsstab und wurde zur Abwehr gegen Türken und Tataren an die Grenze gesendet, wo er nach tapferen Kämpfen sich genöthigt sah, 1617 bei Busza einen Vertrag zu schließen, durch welchen in zweideutigen Ausdrücken die Moldau und Walachei an die Türken abgetreten wurden. Nun triumphirten seine Feinde und man klagte ihn sogar des Einverständnisses mit dem Feinde an. Als er daher 1620 wieder nach der Moldau aufbrach und ihm über den Dniester zu dringen befohlen wurde, zog er es vor, mit der Übermacht der Türken wohlbekannt, sich lieber dem Tode zu weihen, als neuen Schmähungen sich auszusetzen. Acht Tage lang hielt er sich bei Cecora am Dniester gegen ein dreimal zahlreicheres türkisch-tatarisches Heer, bis am 7. October 1620 der 73jährige Feldherr mit dem größten Theile seines Heeres fiel.¹⁾

Nun zu den historischen Gemälden. Dieses hier, unmittelbar am Grabmale des Żółkiewski, stellt die Schlacht bei Kluszyn dar und den denkwürdigen Sieg, den die Polen unter Żółkiewski's Führung am 4. Juli 1610 über die Russen erröckten haben. Oben hält ein schwebender Engel ein Schriftband: „Dextera Domini fecit virtutem.“ Es ist der Augenblick ergriffen, da beide Heere in Schlachtdrordnung stehen. Von beiden Seiten ist das Heer nach damaliger Gewohnheit in kleinere Haufen, die, 4, auch 5 Mann hoch, in einiger Entfernung stehen, abgetheilt. Die verschiedenen Nationen sind an den Fahnen, der Kleidung zc. zu unterscheiden. Ganz im Vordergrunde ist ein Trupp Fußvölk hinter einer Art von Schützengraben, auf welchen die erste Reihe, kniend, die Gewehre stützt. Gegen diese dringen polnische Reiter ein und an dieser wechselseitigen Bewegung ist der Anfang der Schlacht zu erkennen. An des Bildes linker Seite sieht man ein verpallisabirtes Lager und im Hintergrunde derselben Seite ist eine Wagenburg. Innerhalb der Wagenburg befinden sich einige ausgezeichnete Zelte und man sieht einige Reiter dahinsprengen. Hin und wieder sieht man Dörfer und Gehöfte in Flammen aufgehen.

Das zweite Gemälde, dem vorigen gegenüber, stellt die Schlacht bei Chocim vor, wo am 11. November 1673 Sobieski, noch als Feldherr, über

¹⁾ Seine von ihm hinterlassene Beschreibung des Zuges der Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius erschien 1833 zu Lemberg in Druck. Demetrius wurde bei einem Aufstande der Moskau'er erschossen, sein Leichnam verbrannt und die Asche aus einer Kanone in der Richtung gegen Polen abgeschossen.

die Türken siegte. Ein schwebender Genius hält oben die bescheidene Aufschrift: „*Dextera Domini percussit inimicum.*“ Es ist der Moment aufgefaßt, da eben das feindliche Lager von allen Seiten angegriffen wird. Am jenseitigen Ufer des Dniester sieht man das türkische Lager in Form eines Halbmondes so verschanzt, daß die eine Seite desselben vom Flusse geschützt wird. Die Türken fliehen, viele ertrinken im Flusse, von allen Seiten dringen die Polen ein. Alles ist sehr schön im Hintergrunde ausgeführt und die Perspective trefflich behandelt, wельch letzteres man von dem ersten Bilde nicht sagen kann. Im Vordergrunde ist der Großfeldherr in Lebensgröße zu sehen, gepanzert und mit einem Tigerfell bekleidet; sein brauner Hengst bäumt sich und schnaubt in muthiger Wildheit und der rothe Mantel flattert in der Luft. Die Hitze des Tages und der Schlacht beweiset das entblößte Haupt des Feldherrn, aber mit Zuversicht hält seine Rechte den Feldherrnstab und sein Anblick drückt einen Ernst und eine Ruhe aus, durch die man deutlich die Gewissheit des Sieges angezeigt findet. Das Colorit ist lebendig und die Figur des mit künstlerischer Klugheit im Vordergrunde aufgeführten Helden macht einen prachtvollen Effect. Der Meister, dessen künstlerischer Hand wir das Gemälde verdanken, ist Ferdinand v. Kessel, geb. zu Amsterdam 1660, und dieses Bild ist, sowie das vorhergehende, $7\frac{1}{2}$ ^m/ breit und nicht ganz so hoch.

Das dritte Gemälde befindet sich in der linken Abtheilung der Kirche und stellt den Entsatz von Wien am 12. September 1683 vor. Dem Bilde liegt jener Moment zugrunde, wo der Sieg der Christen über die Türken sich zu entscheiden anfängt und die Geschlagenen bereits zu fliehen beginnen. Oben hält der Engel mit der einen Hand die Siegespalme über dem Haupte des Königs, mit der andern die Aufschrift: „*Ne quando dicant gentes, ubi est Deus eorum.*“ Ps. CXIII. Im Hintergrunde sieht man die Stadt, die, von Rauch und Flammen bedeckt, nur am Stephansthurme kennbar ist. In des Gemäldes Mitte ist das prächtige türkische Lager; das purpurne Zelt des Großveziers prangt mit Goldstoff und Stickeri. Der König, in Lebensgröße, sitzt auf einem stolzen Falben, in einem vergoldeten Panzer, das Haupt mit einem silbernen Helm bedeckt, auf dem ein Adler in drohender Stellung seine Flügel entfaltet. Unter den Hufen des Pferdes windeht sich ein gefallener Türke. Der König reitet an der Spitze seiner geharnischten Ritter, die eben am Fuße des Kahlenberges hervorbrechen und lange Lanzen mit weiß- und rothgestreiften Fähnlein als Waffen tragen. Hinter dem Könige trägt ein Ritter eine lange Lanze, an deren Spitze ein Rosenschweif, mit Bändern geschmückt, angeheftet ist. Dieses Kriegszeichen nannten die Polen „*Buhozok*“ und es zeigt die Nähe des Großfeldherrn an, und erst an diesem Zeichen erkannte Kara Mustapha die Gegenwart des Königs selbst. Als fortgesetzter Glaube an die Bedeutung des Vogelfluges schwebt über dem Haupte des Königs der weiße polnische Adler und eben gibt der König mit dem kurzen

Feldherrnstabe (Bulawa) das Zeichen zum Angriff. Vor ihm kämpfen schon einige Geschwader, unter welchen sich vorzüglich polnische Eisenreiter auszeichnen; einer führt einen wuchtigen Streich gegen einen Anführer der Spahi, ein anderer rennt mit eingelegter Lanze gegen einen zweiten. Die Türken fliehen nach der linken Seite, wo auch eine Favorite des weichenlichen Großveziers, auf einem prächtigen Kameele sitzend, sich befindet, welche einige Janitscharen wegzubringen sich bemühen. Um die Verbündeten der Türken mehr hervorzuheben, ist ganz im Vordergrunde ein fliehender Siebenbürger im grünen, knapp anliegenden Gewande, mit rosenrother Schärpe und weißer, viereckiger Mütze angebracht, der ohne Waffen ängstlich flieht und mit allen seinen Bewegungen vorwärtsstrebt. Dieses Bild ist in historischer wie artistischer Hinsicht ein wahres Kunstwerk; die Gestalt des Königs ist wirklich Porträt und dies wird auch bei mehreren Figuren der Fall sein, ohne daß man anzugeben weiß, welche Personen sie vorstellen. Dieses und das nachfolgende Bild sind die Hauptwerke des italienischen Künstlers Altomonte¹⁾.

Das vierte Gemälde stellt die mörderische Schlacht bei Gran vor, die am 9. October 1683 stattfand, und hängt in der Kirche rechterhand. Am jenseitigen Ufer der Donau sieht man Gran, welches durch eine Citadelle auf einem hohen Felsen ausgezeichnet ist, diesseits liegt Parkany. Die Schiffbrücke, über welche die Türken sich retten wollen, ist schon theilweise zerstört; alles Streben der Feinde ist nach dem jenseitigen Ufer gerichtet. Im Vordergrunde führt der König seine Ritter an, die Figuren sind in Lebensgröße, der König ist wieder Porträt, jenem auf dem vorigen dem Gesichte und der Haltung nach ganz ähnlich, auch sein Anzug ist nicht wesentlich verschieden. Neben ihm reitet sein Sohn Jakob, der damals erst 16 Jahre zählte, er ist gewappnet und vernimmt in Ehrfurcht und Aufmerksamkeit die Befehle seines königlichen Vaters. Auf des Bildes rechter Seite sieht man polnische Artillerie, ungeheure Stücke werden mit großer Hast geladen; alles zeigt vom höchsten Eifer der Sieger und der Furcht der Besiegten. Dieses Bild ist mit dem vorigen von gleicher Größe, ungefähr 9¹/₂ m/ hoch und ebenso breit, sie sind genau nach der Größe der Wände gemalt, an welchen sie hängen. Vortheilhaft nimmt sich oben wieder ein schwebender Engel aus, der über des Siegers Haupt eine Palme und in der andern Hand ein Schriftband hält mit der Aufschrift: „Flavit spiritus tuus et submersi sunt quasi plumbum in aquis vehementibus.“

Bewunderungswürdig in dieser Kirche ist noch ein Muttergottesbild von dem berühmten italienischen Meister Carlo Dolce, das einst das Schlaf-

¹⁾ Die beiden Hauptwerke Altomontes wurden lithographisch und photographisch aufgenommen und sind in der Kunsthandlung Sala & Comp. in Berlin erschienen. Die Lithographien kosten schwarz per Stuck 2 fl., coloriert 5 fl., die Photographien in Cabinetform 50 fr., in Quart 1 fl. Der Ertrag ist der Vollendung der Renovierungsarbeiten in der Kirche gewidmet.

gemach des Königs Johann Sobieski zierte und von diesem dem Gotteshaufe verehrt wurde. Das Sujet ist die Madonna mit dem Kinde an der Brust.

II. Von Lemberg nach Podolien.

(Błoców. — Brzeżany und Nikolaus Sieniański. — Tarnopol, die Hauptstadt des galizischen Podoliens. — Trembowla und die Schlossruine daselbst. — Ehemalige Opferstätten und Grabhügel. — Buczacj und Jasłowiec mit ihren Schlossruinen. — Eine Sage vom ruthenischen Sonnengotte Koresz.)

Wir stiegen etwas nach 12 Uhr mittags in das Coupé der Bahn um auch jene eigenthümliche nordöstliche Gegend des Landes, das galizische Podolien, zu besuchen. Nach zweistündiger Fahrt hätten wir bei Kniaze aussteigen und die ansehnliche Handelsstadt Brody besuchen können; doch wir zogen es vor, nach Błoców (ruth. Bołocziw), zu fahren, einer Stadt mit 8350 Einwohnern und einem ehemaligen Schlosse des Königs Sobieski, das heutzutage als Gefängnis dient. Die Stadt litt sehr durch den Kosakenkrieg im Jahre 1648 und durch die Einfälle der Türken vom Jahre 1672 bis 1699. Von hier fuhrn wir zu Wagen nach Brzeżany (ruth. Bereżany), einer an einem großen Teiche gelegenen Stadt mit 10.900 Einwohnern und einem befestigten Schlosse, das gegenwärtig als Kaserne verwendet wird. Der Gründer der Stadt und Burg war Nikolaus Sieniański, ein vielgepriesener Schlachtenheld, der in zwölf Schlachten den Sieg davongetragen hat, unter welchen die Siege von Trembowla, Podhajce und Wiedzyboz über die Tataren die glorreichsten waren. Ungeachtet vieler herben Schicksalsschläge, harter Kerkerhaft und zahlreicher Wunden erhielt doch sein energischer Geist den Körper frisch und Nikolaus erlebte das 80. Lebensjahr. Er starb im Jahre 1569 zu Lublin und wurde in feierlichem Aufzuge nach Brzeżany gebracht; ja, der König Sigismund August selbst mit dem ganzen Senate gaben zu Fuße der Leiche des geehrten Feldherrn bis hinter die Stadt das Geleite. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man ein kolossales Frescobild sehen, das den König darstellte, wie er zu Fuß dem Sarge des Nikolaus Sieniański folgt, auf dessen Grabsteine wir die Inschrift lesen: „Hoc vigilante Russia felix hostibus a cunctis undique tuta fuit.“ — In der Mitte der Stadt auf einem Hügel erhebt sich die durch ihre Schönheit berühmte, mit großen Kosten von Nikolaus Sieniański, einem Nachkommen des vorigen, erbaute und ausgeschmückte Kirche. Die vollste Beachtung verdient das alte, mit Wällen umgürtete Schloß, das noch heute ziemlich gut erhalten ist und das viele kostbare Erinnerungen auf-

bewahrt. Die sogenannten „Wiener“ Zimmer sind mit Gemälden, wie z. B. einem, das uns den glorreichen Entsatz von Wien mit Personen in Lebensgröße darstellt, geschmückt; im sogenannten „goldenen“ Zimmer waren die Wände äußerst kostbar ausgelegt. In der Mitte des Schloßhofes steht eine Kirche voller Bildhauerarbeiten, voller Grabmale dieses Heldenengeschlechtes, die sich hier durch 3 Jahrhunderte anhäufte. Auf dem Rückzuge vom Entsatze von Wien, wo er den linken Flügel des Polenheeres befehligte, erwartete den Nikolaus Sieniawski in Publau, einem Städtchen an der ungarisch-galizischen Grenze, im Jahre 1684 der Tod.

Nach Zloczów zurückgekehrt, fuhren wir mit der Bahn nach Tarnopol, (ruth. Ternopil) der Hauptstadt des galizischen Podoliens, mit 25.800 Einw. und namhaftem Handel. Von hier konnten wir nach Nordost fahren und Zbaraż besuchen, dessen schon 1200 Erwähnung geschieht und welches jetzt an 8100 Einwohner zählt, mit den Trümmern eines befestigten Schlosses, das nach der Eroberung von Kamieniec durch die Türken häufige Belagerungen auszuhalten hatte und nach einer heldenmüthigen Vertheidigung erst im Jahre 1675 von den Türken erobert wurde; doch wir zogen es vor, zu Wagen von Tarnopol über Mikulince, wo wir das nahe Schwefelbad Konopłowa besuchten, nach Trembowla zu fahren, einer Stadt mit mehr als 6400 Einwohnern, in wunderschöner Lage. Überhaupt dürfte es schwer fallen, zahlreiche Gegenden zu nennen, die sich an wunderbarer Schönheit mit jenen an den Ufern des Seret und der Sniezna, mit Trembowla (ruth. Terebowla) und seiner alten Burg auf einem steilen Felsen, mit den waldbewachsenen, medoborischen Felsen an den Ufern des Zbrucz bei Husiatyn, Postolówka bis nach Kaszowie messen können.

Nirgends wird man so viele Ruinen von befestigten Schlössern sehen, als in Podolien, gegen welches die Haupteinfälle der Türken und Tataren gerichtet waren, und unter diesen alten Burgen ist die von Trembowla die großartigste. Auf dem länglichen, steil über der Stadt sich erhebenden Berge ragen die Ruinen der Burgmauern empor. Wir erreichten auf einem steilen Stege den Gipfel des Berges, kamen in einen geräumigen Hof mit einem tiefen Brunnen, der jedoch mit Steinen verschüttet ist, weil es in Podolien Sitte ist, daß jeder Besucher einen Stein hineinwirft, um den Widerhall von den Wänden des Brunnens zu hören und sich von der Tiefe zu überzeugen, welche das Auge nicht erreicht, und so kommt es, daß die meisten dieser sehr tiefen Brunnen zur Hälfte oder ganz mit Steinen gefüllt sind. Es scheint, daß die Thürme in die Erde sinken, weil die Schießscharten nur bis zur Hälfte aus dem Erdreich hervorragen; nur der runde Thurm gegen Osten blieb bis heute fast unbeschädigt. Ein kühner Knabe pflegte, auf einem Ziegenbock reitend, die Mauer dieses Thurmes zu besteigen und dort auf dem Gipfel ganze Exercitien vorzunehmen; allein einmal wurde der Bock scheu, sprang seitwärts und rollte von da viele Klaster, mit dem kühnen Reiter auf

dem Rücken, den steilen Bergabhang herunter. Der Vock blieb todt am Plage, der Bursche kam mit Hautschürfungen davon. Man gewahrt auch Spuren unterirdischer Gänge, welche, nach der Versicherung der Leute, wenigstens eine Meile weit führen. Ewig denkwürdig bleibt die heldenmüthige Vertheidigung von Trembowla durch Sophie Chranowska gegen die Türken (1675).

Gewöhnlich standen diese befestigten Schlösser bei einem Städtchen, und welch große Bedeutung sie auch für jene Zeiten hatten, heutzutage sind sie meistentheils schon in tiefem Verfall, erfüllen mitunter die Städtceinwohner mit Schrecken und Entsetzen, indem ganze Mauertracte mit fürchterlichem Gepolter zusammenstürzen; so fiel vor einigen Jahren nachts im Schlosse zu Zakoze eine ganze außenseitige Wand mit schrecklichem Gedröhne zu Boden.



Ruine des Schlosses von Trembowla.

Noch andere Merkwürdigkeiten des ruthenischen Bodens überhaupt bilden die Spuren ehemaliger Opferstätten und die vielen Erdgrabhügel. Erstere sind gewöhnlich auf Anhöhen, Bergen, abgeschiedenen Orten und Wäldern, wo die heidnischen Ruthenen ihre Götter ehrten, Gottesdienst hielten und Opfer darbrachten. Eine solche Opferstätte kann man unter andern in Romanów, unweit Dzwynogród, wo im 12. Jahrhunderte eine Zeitlang jüngere Prinzen des ruthenischen Fürstenhauses residierten, sehen. Die Grabhügel sind Erdausschüttungen, welche oft eine große Höhe erreichen. Unter diesen Aufschüttungen befinden sich Menschenknochen, welche man zu Hunderten, ja vielleicht zu Tausenden zählen kann. Dabei findet sich auch altes Geld, Rüstungen und Frauenschmuck, wie Halsbänder, Ohrgehänge u. dgl. Diese Grabhügel sind sehr interessant, weil sie aus verschiedenen Zeiten

stammen; es gibt manche aus der Heidenzeit, als man noch die Leichen verbrannte, die Asche in Thongefäße füllte und in Grabhügel hineinstellte, die meisten stammen jedoch aus der Zeit der Türken-, Tataren- und Kosakenkriege. In Podolien, welches den Einfällen der grimmigen Feinde besonders ausgesetzt war, kann man diese Grabhügel gar häufig sehen.

Anhaltendes schönes Wetter und eine gute Gelegenheit, die sich uns darbott, spornten uns noch an, die alte, an der Strypa gelegene Stadt Buczacz, welche 9980 Einwohner zählt, zu besichtigen. Das alterthümliche, im gothischen Style gebaute Rathhaus, so wie die prächtigen Ruinen eines Schlosses, die sich auf einer Anhöhe über dem benachbarten Dorfe Podzamcze erheben, geben der Stadt ein eigenthümliches Gepräge, welches an das Mittelalter erinnert. In diesem Schlosse wurde am 18. October 1672 der Friede zwischen den Gesandten des polnischen Königs Michael Korybut Wiszniowiecki und dem Sultan Mohammed IV. abgeschlossen, kraft dessen die Ukraine sammt Podolien den Türken abgetreten wurde und der König sich außerdem zu einem jährlichen Tribute verpflichten mußte. Im J. 1675 nahmen die Türken den Ort abermals ein und verfesteten dem Schlosse, der Wiege der Familie Habbank-Buczacki, den letzten Stoß. — Die Lage der Stadt selbst, in einer tiefen, in den Schoß der karpatisch-uralischen Landhöhe eingefurchten Schlucht, ist äußerst reizend; besonders vorthellhaft hebt sich das schöne, griechisch-unierte Basilianerkloster mit dem von den Mönchen dieses Ordens unterhaltenem Gymnasium hervor. Nicht weit von Buczacz gegen Osten liegt das Städtchen Baczowiec inmitten einer mit pittoresk geformten Felsen besäeten Gegend, die einige „das galizische Palmyra“ nennen. Auf einer steilen Höhe steht man mächtige Ruinen des Schlosses gleichen Namens, die Wiege der Familie Baczowiecki, zuletzt Eigenthum der Poniatowski's. Die Türken hatten 1672 auch diesen Ort eingenommen, wurden aber von dort 1684 wieder verdrängt.

Nach Trembowla zurückgekehrt, hätten wir noch gerne das Seretthal weiter herab verfolgt, das schön gelegene Czortków besucht und Maszowce mit seinem großen Pferdemarkte und die ungeheuren Alabasterhöhlen in Bilcze besichtigt, die einst bewohnt gewesen sind, da man hier einen Herd mit Brandstücken und Menschenknochen gefunden hat; aber es zog sich der Himmel zu einem Landregen zusammen und wir mußten dem interessanten Trembowla Abschied sagen, um wieder die Bahn in Tarnopol zu erreichen. Jedoch hier sollte uns das Glück hold sein, denn wir trafen mit einem Lemberger ruthenischen Domherrn zusammen, der sich ebenso durch seine Gelehrsamkeit als durch seine Liebenswürdigkeit auszeichnet. Während der Regen erbjengroß an die Wagenfenster peitschte, unterhielten wir uns im Coupé sehr angenehm über ruthenische Sagen und Mythen, und da erzählte denn der hochwürdige Herr folgende uralte mythische Sage, die uns den ruthenischen Sonnengott Korsz, den die Westslaven Swiatowid nennen, als Aschenbrödel

schilbert und auf einem abenteuerlichen Kriegszuge gegen die Dämonen der Finsternis darstellt.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, zwei kluge, ältere, und einen geistig beschränkten. Der hieß Korsz, man nannte ihn aber „Popeluch“ (Aschenbrödel), weil er auf dem Aschenhaufen saß und mit der Asche spielte. Dieser König besaß längs des Ufers des Weltmeeres ausgedehntes Ackerland mit dem schönsten Weizen, welcher jedoch allnächtlich von Herden des Meeres abgeweidet wurde. Um diese Meerherden zu verschrecken, giengen jede Nacht die



Schloßruine in Buczacz.

beiden klugen Brüder hinaus, um den Weizen zu hüten; sie konnten aber nichts ausrichten und beklagten sich über ihren Mißerfolg. Da sprach vom Aschenhaufen her zu ihnen Popeluch: „Ich will einmal sehen, ob es mir gelingt.“ Er kam ans Meeresufer, da stand ein Apfelbaum und in dessen Geäste machte sich Aschenbrödel ein Lager von Dornen und legte sich schlafen; doch kaum war er eingeschlummert, als die Dörner ihn stachen, so daß er aufwachen mußte, obgleich der Traumgott ihn aufs Lager niederzudrücken strebte. Gegen Mitternacht stieg die Herde aus dem Meere heraus, und ihr Anführer, ein wunderschönes Pferd, mit einem Sterne auf der Stirn, gieng auf den Baum

los, helles Licht entströmte seiner Stirne und es sieng an, sich an dem Baume zu reiben. Popeluch ließ sich langsam herunter und sprang dann plötzlich auf des Pferdes Rücken; dieses durchlief nun mit seinem Reiter die Welt der Länge und der Breite nach, kehrte zu dem Apfelbaume zurück und sprach: „Von jetzt an bist du mein Herr und ich dein Reitpferd.“ Er nahm nun das Pferd, führte es in den Stall, sagte aber niemandem etwas von dem Vorgefallenen. In der Frühe fragten ihn die Brüder: „Hast du den Weizen gehütet?“ „Ja, und besser als ihr!“ Die Brüder erzählten es dem Vater, doch dieser lachte nur über das Aschenmännlein. Dasselbe wiederholte sich mit gleich günstigem Erfolge vom Apfelbaume aus auch die nächstfolgenden zwei Nächte, nur mit dem Unterschiede, daß jenes Pferd, welches am zweiten Tage eingefangen wurde, einen hellleuchtenden Mond, und das des dritten Tages eine goldstrahlende Sonne auf der Stirn hatte. Seine Eltern jedoch, die nicht wußten, welche 3 Wunderpferde Popeluch in seinem Stalle habe, lachten nach wie vor über das Aschenbrödel.

Da ließ ein mächtiger König jenseits des Rothmeeres verkündigen: „Wenn sich ein Prinz fände, der im Stande wäre, zu Pferd bis in den zweiten Stock zur Prinzessin hinaufzuspringen, der würde sie auch zur Frau bekommen.“ Sie war so schön wie die Morgenröthe und ihr Porträt war bei jedem Könige zu sehen. Auf diese Kunde bereiteten sich Popeluchs Brüder zur Brautfahrt vor und wählten dazu ihre besten Pferde. Da fragte sie Korsz: „Wohin wollt ihr reisen, ich will auch mit.“ Die Brüder jedoch verhöhnten ihn, ließen ihn auf seinem Aschenhaufen und reisten ab. Als sie aber weit genug entfernt waren, gieng er in das Steinhaus, das zu seinem eigenen Gebrauche eingerichtet war und wo sich auch sein Stall befand, blickte einem der Wunderpferde ins Ohr und siehe da, golddurchwirkte Kleider umhüllten seinen Leib, an seiner Seite hieng ein edelsteingeschmückter Krummsäbel mit goldener Scheide und eine goldene, mit Diamanten besetzte Krone bedeckte sein Haupt. Wie er nun zu Pferde stieg, da war alles voll Glanz und wundervoller Pracht und das trefflichste Königspferd verschwand vor der Schönheit des Sonnenpferdes. Mit Sturmesseile flog er jetzt zu dem Palaste des Königs, um dessen schöne Tochter gewonnen wurde; eine große Anzahl von Prinzen hatte sich versammelt, aber rathlos stand jeder da und blickte sehnstüchtig nach dem zweiten Stockwerke hinauf, denn es war rein unmöglich, mit einem irdischen Pferde auf den zweiten Stock zu gelangen. Da kam der goldstrotzende, prachtligernde Popeluch herangeritten, alles schloß die Augen vor der niegeschauten Herrlichkeit — ein leichter Anfaß und Korsz stand im zweiten Stock vor der holden Königsstochter. Ehrerbietig grüßte er die Errothende, streifte ihr einen kostbaren Ring an den Finger, zog aus dem Busen ein schneeweißes Tüchlein, riß es entzwei, gab ihr den einen Theil, den andern behielt er für sich, und wie gegen Abend die Sonne dem Untergange sich zuneigte, zog er zart die Braut an

sich, küßte das holde Wesen und ritt auf dem Sonnenrosse nach Hause, entkleidete sich seiner Pracht und setzte sich wieder auf den Aschenhaufen. Wie die Brüder nach Hause kamen, wußten sie nicht genug des Wunders von dem fremden Prachtprinzen zu erzählen, der die Prinzessin erworben. Popeluch, der während dieses Gespräches in den Saal trat, erklärte, daß er es selbst gewesen wäre. Lauter Spott und Hohn lohnten den vermeintlichen Witz, nur die Mutter stimmte in das Gelächter nicht ein, worauf das Aschenmännlein wieder auf seinen Aschenhaufen kroch.

Nach Verlauf eines Jahres, vom Zeitpunkte seiner Verlobung, forderte Korsz seine Brüder auf, sich zu seinem Hochzeitsfeste vorzubereiten, worauf diese eine Hohlalche aufschlugen. Doch wie erstaunten sie, als er Vater und Brüder in seinen Marstall führte und dem jüngern Bruder das Pferd mit dem Sterne, dem ältern jenes mit dem Monde schenkte und nur das Sonnenpferd für sich behielt. Er ließ nun den jüngern ins Ohr seines Pferdes blicken, und dessen Kleider wurden glitzernder als Silber, der ältere sah sich in strahlendes Gold und Korsz in Diamantengefunktelt gekleidet. Alle drei begaben sich in den Königspalast am Rothmeere und es fand das glänzendste Hochzeitsfest statt, das je gefeiert worden. Die fremden Prinzen wollten ihn ermorden, allein er achtete ihrer gering, da ihm sein Pferd alles voraus sagte und ihn vor Gefahren warnte. Nach Beendigung der Feste entführte ihn sein Ross hoch durch die Lüfte, ihm folgten seine Brüder und so entgieng er dem Tode.

Allein der Zorn der überwundenen Könige und Prinzen legte sich doch nicht und sie sann auf Rache. Bald darauf erklärten ihm drei Könige den Krieg auf Leben und Tod. Der eine von diesen Ungeheuern hatte zwei Köpfe, der andere drei und der dritte sogar vier. Korsz zog nun in den Krieg und als er bei einem Haine ankam, nahe der bleiernen Brücke, gab er einem seiner Brüder sein Pferd zur Obhut und sagte: „Betet für mich, daß ich nicht erschlagen werde, denn ich muß hier einen harten Zweikampf bestehen.“ Darauf kroch er unter die bleierne Brücke und erwartete den Feind. Bald kam auch das Ungethüm mit den zwei Köpfen auf einem schwarzen Streitrosse herangeritten und wie es die Brücke betrat, stieg sein Ross an mächtig zu schnauben und zu stampfen, worauf der König unmutig ausrief: „Der Rabe soll dein Blut trinken, der Geier deine Gebeine benagen, warum bist du so unruhig? es gibt ja niemanden, der mich besiegen könnte, außer daß du etwa den Korsz witterst, wird doch nicht der Rabe sein Gebein hergetragen haben!“ Darauf rief Popeluch: „Wozu soll der Rabe mein Gebein hertragen, ich schleppe es selbst mit mir!“ — „Also du bist hier, Verhasster?“ — „Ja wohl, da bin ich“ und Korsz kroch hervor und es begann nun ein fürchterlicher Kampf, so daß die Bleibrücke wie Donner ertöste. Endlich nahm Korsz alle Kraft zusammen, faßte den bösen Unhold um den Leib und schleuderte ihn mit so fürchterlicher

Macht gegen die Brücke, daß diese mit prasselndem Krach zusammenbrach, worauf er dem Gegner mit einem Schwertstiche beide Köpfe vom Leibe trennte. Hierauf gieng er zu seinen Brüdern, bestieg sein Pferd und begab sich mit Windeschnelle zu seinem zweiten Gegner. Nach einem Ritte von hundert Meilen kamen sie auf eine eiserne Brücke. Wieder übergab Korsz sein Pferd den Brüdern und forderte sie auf zu beten, denn dieser Kampf werde heftiger sein als der vorhergehende. Er gieng unter die eiserne Brücke, als der König der Dämonen mit den drei Köpfen heranritt; sein Pferd schnaubte, blieb stehen und scharpte mit dem Fuße; „warum stampfst du? der Rabe soll dein Blut trinken, es gibt niemanden, der mich besiegen kann. Ich höre zwar von Korsz, aber der Rabe wird dessen Gebeine nicht herbringen.“ Darauf rief Korsz ärgerlich: „Der Rabe braucht mein Gebein nicht herzutragen, ich bringe es selbst her.“ „Ah so! komm nur hervor, wir müssen uns messen.“

Fürchterlich war der Kampf, entsetzlich das Ringen, Schwertstiche flogen wie Blitze hin und her, bis Korsz seine Brüder zu Hilfe rief und dem Zauberkönig alle drei Köpfe abhieb. Hierauf ritten sie weiter und nach einem Wege von hundert Meilen gelangten sie in einen Hain; hier postierte Korsz seine Brüder in ein Weidengebüsch, nahe an einem Bache, und übergab ihnen eine trockene Schüssel mit dieser Weisung: „Hier kniet und betet, damit wir nicht alle zugrunde gehen, denn ich gehe in den härtesten Kampf und bin schon ermüdet; die Schüssel ist trocken, sobald sich aber darin Blut zeigen oder gar die Ränder überfließen sollten, dann eilet mir zu Hilfe.“ — Er gieng hierauf unter eine steinerne Brücke, da kam schon der König mit den vier Köpfen herangetrabt; sein Ross stampfte mächtig auf die Dielen und der König rief: „Warum stampfst du? der Rabe soll dein Blut trinken, hast du nicht genug gefressen, nicht genug getrunken?“ — „Gefüttert wurde ich genug, allein ich wittere den Korsz!“ erwiderte das schwarze, gespenstige Pferd. „Bist du schon hier unter der Brücke?“ — „Ja, da bin ich und warte deiner.“ Der Zweikampf begann, aber der König behielt merklich die Oberhand. Da sagte Popeluch: „Nicht so wollen wir weiter o König kämpfen, verwandeln wir uns in Kampfhähne und streiten als Hähne weiter.“ — „Welche Farbe wählst du?“ — „Ich nehme die rothe Farbe an.“ — „Und ich wähle die schwarze.“ Doch fortwährend zog Popeluch den Kürzern. — Endlich rief er: „Halt! werden wir jetzt zu Flammen.“ — „Was für Flammen wählst du?“ — „Ich werde zur weißen Flamme,“ antwortete Korsz — „so werde ich zu einer dunkeln“ und beide wütheten in Flammen gegeneinander.

Unterdes waren Popeluchs Brüder eingeschlafen und merkten nicht, wie das Blut in der Schüssel sich zu mehren und bereits die Ränder der Schüssel zu überfluten anfing. Der schwarze ahnungsvolle Rabe umkreiste bereits ihr Lager und krächzte. Da rief ihm der Zauberkönig zu: „Geh

Nabe, neze deine Flügel im Weltmeere und erstick die weiße Flamme, dafür bekommst du den Kopf des Besiegten und den Leib des Erschlagenen.“ Da bat Korsz: „Geh Nabe und tränke deine Flügel im Weltmeere und spritze meinen schlafenden Brüdern das Meerwasser in die Augen, damit sie aufwachen, du bekommst für diesen Dienst zwei Köpfe und zwei Leiber.“ Sofort flog der Nabe ans Meer, benetzte seine Flügel mit Wasser und spritzte es den Brüdern scharf in die Augen, daß sie darob wach wurden. Es war die höchste Zeit, daß sie ihrem Bruder zu Hilfe eilten, sich auf den Zauberkönig warfen und alle drei vereinigt, ihm die vier Köpfe vom Kumpfe trennten. Nach einem heißen Dankgebete für den errungenen Sieg ritten sie weiter und kamen zu einem großen Palaste; Korsz übergab seinen Brüdern das Sonnenpferd und sagte: „Wartet auf mich ein wenig, ich muß diesen Palast betreten.“ Er gieng hinein und verwandelte sich in eine Katze und fieng an unter der Thüre zu miauen. Es waren aber in diesem Schlosse alle drei Königinnen versammelt, die Gemahlinnen der drei erschlagenen Zauberkönige. Diese ließen die Katze herein, welche sich in einen Winkel verkroch und dem Gespräche der Königinnen lauschte. „Den meinigen hat er erschlagen“ — „auch meinen Mann“ — „ach und meinen König und Gemahl auch“, so wehklagten die Wittwen. Wie sollen wir uns an dem Wütherich rächen? Da sprach die eine: „Ich werde zu einem erfrischenden Brunnen, der alles Wasser hundert Meilen in der Runde an sich zieht, und alle, die von diesem Brunnen trinken werden, gehen zugrunde.“ Die zweite sagte: „Ich werde zu einem Apfelbaum, so daß der Wohlgeruch meiner Äpfel meilenweit zu verspüren sein wird und alle, die von meinen Früchten genossen haben werden, müssen sterben.“ — „Wenn ich ihn erblicke“, sagte die dritte, „so verschlinge ich ihn bei lebendigem Leibe.“ Darauf entfernte sich Korsz aus dem Saale, bestieg flugs sein Pferd und flog voll Furcht. Auf der Heimreise wurden die Brüder sehr müde, quälender Durst versengte ihre Gaumen, kaum fanden sie noch die Kraft, sich auf den Pferden zu halten; da erblickten sie einen frischen, froh rauschenden Quell und Popeluch's Brüder wollten sich ungeachtet aller brüderlichen Abmahnung vom Trunke nicht zurückhalten lassen. Als nun Korsz sah, daß seine Brüder rettungslos verloren gehen müßten, spornte er sein Ross an, gewann ihnen einen Vorsprung ab und führte mit seinem Säbel einen wuchtigen Kreuzhieb, worauf aus dem Quell statt des frischen Wassers reichlich heißes Herzblut hervorquoll. Auf der Weiterreise kamen sie in einen wunderschönen Gaiu, da umfloss sie unsagbar süßer Wohlgeruch von Äpfeln, dem die Brüder nicht widerstehen konnten; er aber sprang auf den Baum zu, hieb ihn mitten entzwei und rothes Blut strömte wieder hervor.

Sie waren nicht mehr weit entfernt von der Heimat, da kamen sie durch eine Stadt und hielten vor einer Schmiede an, wo fröhliche Gesellen

ihrer lärmenden Arbeit oblagen. Er gieng in die Schmiede und ließ auf den Rath seines weissagenden Pferdes einen Ambos glühend heiß machen. Rauch erglühete das Eisen roth, da stürzte ihnen die dritte Königin entgegen, ihr flatterndes Haar umgab gleich Peitschen ihr wüthendes Gesicht und sie rief: „Rasch ihr Schmiede, ihr Gesellen, hier ist Korsz, gebt ihn mir heraus, weil ich sonst euch alle verschlinge.“ Diese antworteten darauf: „Verflucht seist du! Öffne deinen Rachen, wir werfen ihn dir hinein!“ Da ergriff blickschnell Popeluch den rothglühenden Ambos und schleuderte denselben in den geöffneten Rachen, so daß das Weib in Staub zerfiel.

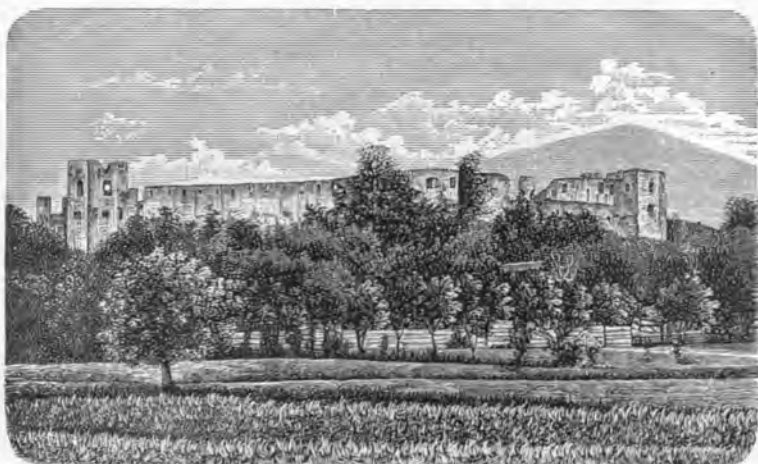
Nun setzten die drei ihre Heimreise fort, kamen zu ihrem Vater, dem König, der dem Popeluch seinen Segen gab, worauf er sich zu seiner Frau, der Prinzessin, begab. Bald darauf überließ der greise König ihm seine Krone und sein Reich.

12. Von Lemberg nach Kosomyja und Sniatyn.

(Nochmals in Lemberg. — Żorawno. — Halicz. — Stanislaw. — Nadwórna. — Oubertyn. — Czernelica und das Schloß. — Kosomyja. — Die Waldwibnis der Czorno-Hora. — Ehemaliges Räuberunwesen in den Ostkarpaten. — Der Bär in den Wäldern Ostgaliziens.)

Den andern Tag, es war ein Sonntag, rasteten wir in Lemberg, giengen abends in das gräflich Starbelsche polnische Theater, wo das Stück: „die Krakauer und Góralen“ von Boguslawski recht lebhaft und glatt gespielt und stark applaudiert wurde, und am Montag dampften wir zu Mittag auf der Lemberg-Czernowitzer Bahn der Bukowina zu. Die Station Bobrza hat über 4300 Einw. und ein altes Schloß des Jagiello; Żorawno zählt 3200 Seelen und ist denkwürdig durch die Vertheidigung des Johann Sobieski, der hier sein Lager aufgeschlagen hatte und von den Türken belagert wurde, sowie durch den Friedensschluss im Jahre 1676, infolge dessen ein Theil von Podolien wieder an die Krone Polen zurückfiel. Halicz, dessen schon zum Jahre 1113 in den Jahrbüchern Erwähnung gethan wird, war von 1141 bis 1255 Residenz der Fürsten von Halicz und von dieser Stadt führt das heutige Galizien den Namen. Hier erfolgte auch im Jahre 1216 die Krönung des ungarischen Kronprinzen Koloman zum Könige von Halicz, sowie die seiner Verlobten Salome, der Tochter Beszeß des Weißen, Großherzogs von Krakau. Die Gesilde am linken Dnjesterufer sind historisch durch den Sieg, welchen hier der Fürst von Nowgorod Mscislaw im Jahre 1219 über die Ungarn erfochten hatte.

Auf dem nahen Berge stehen die Überreste eines Schlosses, das im 17. Jahrhundert durch Andreas Potocki umgebaut wurde. Halicz (ruth. Halycz) hat eine mit Bewilligung Stephan Bathorys erfolgte Niederlassung der Karaimen, einer jüdischen Secte, welche den Talmud nicht anerkennt. — Dem gelehrten Ruthenen, Universitätsprofessor zu Lemberg, Dr. Szaraniewicz, gebürt das Verdienst, den Ort entdeckt zu haben, wo die alte Fürstenstadt gelegen war. Er wies nämlich, sich auf einige Stellen in den alten ruthenischen Annalen stützend, auf die oberhalb des heutigen Halicz am rechten Dnjesterrufer bis gegen den Fluß Lutzwa sich gegen Westen erstreckende Anhöhe hin und ruhete nicht, bis seine Vermuthung zur Wahrheit wurde. Er und der wackere ruthenische Pfarrer aus Zaluska, Lawrecki, gruben nun auf dem bezeich-



Schlossruine in Radworna.

neten Terrain nach, und siehe, die Erde that ihren Schoß auf und brachte an verschiedenen Orten schon bis heute sehr gut erhaltene Fundamente von ungefähr zehn Gebäuden zu Tage, die noch vor dem 13. Jahrhundert daselbst aufgeführt sein mögen. Alles weist darauf hin, daß die prächtige Residenz ruthenischer Fürsten durch eine plötzliche Katastrophe, wahrscheinlich während des schrecklichen Verwüstungszuges der Mongolen unter Batu im Jahre 1240, zu einer großen Todtenstadt wurde. Außer unterirdischen Mauern, verschieden geformten Dachziegeln, unbedeutenden Gegenständen, wie Nägeln, einem kleinen Kreuze und einem großen steinernen Sarge, der aber innwendig leer war, fand man bis jetzt sonst nichts vor. Der galizische Landtag spendete im vorigen Jahre zum Zwecke weiterer Nachforschungen eine bedeutende Summe. — In Stanislaw, zu Ehren seines Gründers, Stanislaw Potocki

(† 1683) so geheiß, einer Stadt mit 18.600 Einwohnern, ist die schöne röm.-kath. Pfarrkirche mit den Grabmälern der Familie Potocki sehenswert. Auch die mächtige Schloßruine vor dem ansehnlichen Markte Radworna (ruth. Radworna), der von Džynia im Südwesten gelegen ist, mahnt an vergangene Zeiten. Das unferne Tlumacz mit mehr als 4000 Einwohnern und der größten Zuckerfabrik im Lande, die aber schon seit Jahren geschlossen



Das Schloßthor in Czernelica am Dnjester.

ist, hätten wir gerne besucht, doch es ließ sich diesmal nicht gut thun und wir fuhren mit der Bahn weiter über Džynia und Korszów, von dem unfern, gegen den Dnjester zu, Džertyn, ein Städtchen mit nahezu 5000 Einwohnern, liegt, das durch den glänzenden Sieg des Jan Tarnowski 1531 über Peter den Wojewoden der Moldau denkwürdig ist. Nicht gar weit von der bukowinischen Grenze liegt am Dnjester das Dorf Czernelica mit

den Ruinen eines einst sehr stark befestigten Schlosses, in welchem sich Sobieski während der Türkentriege mehrere Male aufhielt. Bald kamen wir nun nach Kolomyja, der Hauptstadt von Polutien. Kolomyja ist eine sehr alte Stadt, da sie schon zum Jahre 1240 erwähnt wird; sie wurde mehrmals durch die Moldauer und Tataren zerstört; hier legte im Jahre 1485 der Wojewode von Moldau, Stephan, dem polnischen Könige Kasimir dem Jagiellonen feierlich den Huldigungseid ab. Es wird mitunter, aber mit Unrecht behauptet, daß hier Ovid seine traurigen Lebenstage zugebracht habe und es ist

bemerkenswert, daß eine Meile von Ruth ein Berg „Owidowa hora“ heißt; allein der ruthenische Name bedeutet nur soviel wie „Umschau“, auch war Ovid in Tomi, einer

Stadt unfern der Donaumündung exiliert. Man will auch annehmen, daß Kolomyja (Colonia) und Delatyn (de Latina) von Römern angelegte Ansiedlungen seien, obwohl eine solche Behauptung sich nicht beweisen läßt. Auf dem Ring-

place von Kolomyja steht die schöne Statue des polnischen Dichters man möge dem Kinde den Namen Aleksander (Dleksa) geben, wurde nicht erfüllt. Kolomyja hat 23.100 Einwohner und ist eine alte Handelsstadt mit bedeutender Töpferei.

Hier verließen wir die Bahn, um einer Jagd in der Czorno-Gora beizuwohnen; so heißt nämlich der wilde und unwegsame Gebirgsfod, der sich von den Bruntquellen südöstlich bis zum weißen Czereomos auf der



Karpiński-Denkmal in Kolomyja.

Franz Karpiński. Er war in Hološków bei Radworna im J. 1741 geboren und starb in Litauen im Jahre 1825. Einige seiner Lieder, wie das Morgenlied: „Kiedy ranne wstaja zorze“, sind national geworden. In seiner Selbstbiographie erzählt er, wie der berühmte

Räuberhauptling Dleksa Dobosz einige Stunden nach seiner Geburt das Schloss seines Vaters überfallen hat, darin aber nur seine kranke Mutter mit dem Kinde (mit ihm nämlich) und der Amme vorfand, weil sonst alle in den nahen Wald geflohen waren. Dobosz wurde bewirtet, beschenkte die Amme mit einigen Ducaten und gieng fort, ohne jemandem ein Leid zugefügt zu haben. Seine Bitte,

Grenze von Bukowina hinzieht. Am Fuße der Czorno-Hora befindet sich in einer düsteren Waldwildnis der von sehr wenig Gästen besuchte Sauerbrunn Borkut. Die Czorno-Hora mit ihren 9 Gipfeln, unter denen „Sowerla“ (über 2050 m), „Petraschiv“ und „Pip-Zwan“ die höchsten sind, ist seit jeher nebst der Tatra der von den Touristen besuchteste Gebirgsstock in den Karpaten. Aus dem Schoße der Czorno-Hora-Gruppe entspringt der Prut und sein Nebenfluß Czeremosz, der Grenzfluß gegen die Bukowina, im Süden hingegen die Schwarze Theiß.

In dem weiten, mehr als 30 Meilen breiten Wäldermeere dieses Gebirges findest du, wenn auch nicht wie ehemals ganze Waldungen, doch immerhin sehr zahlreich die Cedre (*Libanus carpaticus*) und den Cornelkirschbaum (*Cornus mascula*), dessen Blätter, Zweige und Früchte nützlich verwendet werden. Hier befindest du dich auf dem einsamsten Flecke Europas, mit tiefen Zügen trinkst du die balsamische Waldluft und dazu labt deine, durch die Arbeitsstube der Großstadt zerrütteten Nerven jene tiefe Stille, jenes geisterhafte Verstummen der thierischen Laute, welche vielleicht den Hochkarpaten mehr als den Alpen eigenthümlich ist. Außer dem Flöten einer vereinsamten Ansel, dem nächtlichen „Hapuh“ des Uhus und dem heisern Kreischen eines Raubvogels erinnert hier wenig an ein warmblütiges Leben — hier entfaltet nicht das Ruhnhorn und der Zodler seinen echowerkenden Klang — die menschliche Stimme hat ihr Recht verloren, die gespenstigen Luftstimmen, die geisterhafte Klage der Winde, die bald grollend durch das Waldmeer rauschen, bald das Murren des Wasserfalls aus einer Schlucht in die andere tragen, behaupten da ihre geheimnisvollen Rechte. Dieses Auf- und Abwärtstreiten, von einer überwältigenden, heiligen Ruhe umgeben, gießt in das Herz eine namenlose Süßigkeit; der Geist wird allmählich der Gegenwart entrückt, ein unbewußtes Denken schafft einen Zustand, welchen wir das wachende Träumen nennen, und in verschwommenen Umriffen ziehen vergangene und auch zukünftige Tage wie Nebelbilder an dem offenen Auge vorbei.

Wir können uns von der Czorno-Hora nicht verabschieden, ohne noch des Räuberunwesens zu erwähnen, das sich hier besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts großartig entwickelt hat. Die Räuber, genannt „opryszki“, standen unter ihren selbstgewählten Häuptlingen, sogenannten „Watahy“, rekrutierten sich aus jungen, kampflustigen und freiheitsliebenden Huzulenburschen¹⁾, welche die harten Frohdienste und oft die unmenschliche Behandlung seitens der Herrschaftsofficialisten zur Flucht ins Gebirge zwang, wo Ruhm und reiche Beute zu erwerben war — eine

¹⁾ Huzulen heißen nämlich die ruthenischen Gebirgsbewohner in Galizien von dem Dniesterfluße Lomnica im Westen bis zum Putyllafluße in der Bukowina im Osten, wo sie mit den Rumänen benachbart sind. Ihre westlichen Nachbarn heißen Pojiti.

Erscheinung, die lebhaft an die „Haiduken“ bei den Serben unter türkischer Herrschaft erinnert. Die Opryszki waren besondere Feinde der Edelhöfe und der Armenier von Kutu und von Stanislaw, die als Kaufleute die Gebirgsstraßen nach Ungarn passieren mußten. Undurchdringliche Urwälder, weite und unermessliche „Polonyny“ (Almen), schauerhafte Schluchten und Abgründe reichten ihnen bei jeder Verfolgung sichere Zuflucht, und der Umstand, daß die Czorno-Hora die Grenzmarke dreier Reiche bildete, Polens nämlich, Ungarns und der Moldau, kam ihnen sehr zustatten, da sie, von den „Smolaki“ auf polnischer Seite verfolgt, leicht die Grenze überschreiten



Holzflöße auf dem Czernomoz.

konnten, um dann wieder in Pokutien aufzutauchen. Ihre Landsleute besunruhigten sie nie, sie fanden bei ihnen zu jeder Zeit Schutz und Hilfe und wurden in zahlreichen Volksliedern als muthige und tapfere Jünglinge besungen und gepriesen. Darum hat auch das Wort „opryszok“ eine ganz andere Bedeutung, als das Wort „rozbiynyk“, welches so viel wie Räuber oder Wegelagerer bedeutet. Den größten Ruhm unter allen Watahen (Watah) erwarb sich der oben erwähnte muthige und edelgesinnte Oleksa Dobosz († 1745); er wird noch heute, soweit die ruthenische Zunge in Galizien reicht, besungen und sein Leben, seine Thaten und Tod sind in vielen Sagen

und Viedern so üppig und poetisch ausgeschmückt, daß er ein Heros des Volkes geworden ist.

Wir trafen im Walde die frischen Spuren eines Bären und ich will dir nicht vorenthalten, was der Führer, der alte Huzule Obrok, zugleich ein gewaltiger Bärenjäger, von diesem Raubthiere erzählte.

„Der Bär, liebes Herrchen“, begann er, die großen Augen fest auf mich geheftet, „ist bei weitem nicht so gefährlich, als man meint. Im Gegentheile, er ist von Natur gutmüthig und thut weder Mensch noch Vieh ohne Noth etwas zuleide, der Hunger allein ist es, der ihn zwingt, auf Raub auszugehen, und dann zeigt er auch, wenn es sein muß, seine große Schlaueit und seinen Muth. Der Wolf ist gegen ihn ein wahrer Feigling, der sich, in der Falle gefangen, mit Knütteln erschlagen läßt, ohne sich zur Wehr zu setzen. Der Bär erreicht eine Größe von sieben Fuß und mehr. Seine Spuren sind mit jenen des Menschen leicht zu verwechseln, wie denn auch seine Taten, wenn sie auf die Tafel kommen, vollkommen Menschenhänden gleichen. Deshalb besitzt er auch eine Schnelligkeit, die mit seinem plumpen Körper in einem komischen Gegensatz steht. Er holt das rascheste Pferd ein; ein Mensch darf keinesfalls daran denken, ihm zu entkommen, weder im Laufe noch durch Ersteigen eines Baumes, denn er klettert, wie kein Mensch es vermag, ja wie ein Specht läuft er den Baum hinauf, ihr könnt es mir glauben, Herrchen.

„Der Bär nährt sich am liebsten von dem, was Gott in seiner Güte wachsen läßt, niemals würde er Blut kosten, so lange er Wurzeln fände, sich davon zu sättigen. Er isst vorzüglich Mais, Eicheln, Bucheln, Holzapfel, Holzbirnen, verschmähst aber keine Art Gemüse oder Obst; seine Leckerbissen sind jedoch Honig und Himbeeren. Er ist friedlich und sucht sogar gern die Gesellschaft anderer Thiere oder der Menschen auf. Er mischt sich unter das Vieh und kommt nicht selten an das Feuer der Hirten und setzt sich nieder, als sei er von ihnen eingeladen und spigt die Ohren und lauscht den Geschichten, die sie sich erzählen und die Hirten fürchten ihn in der schönen Sommerszeit keineswegs und lassen ihn ungeschoren, denn sie wissen, daß dies das Klügste ist und zuweilen nehmen sie ihre Mützen vor ihm ab oder grüßen den wunderlichen Gast wie einen Freund.

„Nach Weihnachten wechselt er die Haut an den Fußsohlen, dann kann er nicht weit gehen, ohne sich zu verletzen, vergräbt sich in einer Höhle mit Zweigen, lebt wie ein Einsiedler von Wurzeln und Moos oder indem er an seinen Tagen saugt. So lange er jung ist, läßt er sich leicht zähmen und da er die Musik liebt, auch zum Tanze abrichten, dagegen sind alte Bären stets widerspenstig. Er hat immer nur ein Weibchen, das er sich im Herbst wählt und das 6 Monate später 1 bis 3 Junge hat; diese sind bei ihrer Geburt ungemein klein, aber wachsen sehr rasch. Bär

und Bärin lieben ihre Zungen zärtlich. Wenn der Bär zu rauben beginnt, so nimmt er anfangs nur kleinere Thiere, mit der Zeit aber wagt er sich auch an Kinder und Pferde. Die Feuer der Hirten halten ihn nicht ab



Bärenjäger.

und allembevor sucht er die Hunde zu täuschen, indem er Moos in die Tücher nimmt und gegen den Wind geht. Auf diese Weise nähert er sich ganz stille bei Nacht und erwischt er allenfalls einen Hammel, so wirft er ihn, wie ein Jäger seine Beute, über den Rücken und läuft, daß man

ihn mit dem schnellsten Pferde nicht einholen kann. Das Hornvieh spürt ihn schon von weitem und brüllt, so daß die Hirten meist Zeit haben, zu Hilfe zu kommen. Noch vorsichtiger sind die Pferde, die sich stets auf Anhöhen halten und die er daher am seltensten bekommt. Gelingt es aber dem Bären, eines dieser armen Thiere zu erreichen, so schwingt er sich auf den Rücken desselben, treibt es mit einer Tasse vorwärts, umklammert es mit den übrigen und jagt es im wilden Rennen fort und fort, bis es irgendwo im Dickichte unter dem furchtbaren Reiter blutend zusammenbricht.



Burgruine am Dnjester (umweit Czernelica.) S. 151.

„Dagegen hat man noch nie gehört, daß der Bär einen Menschen anfiel; wird aber der Bär vom Menschen angegriffen oder gar verwundet, dann ist er nicht zu fennen, dann reißt er junge Bäume mit der Wurzel aus und schlägt damit um sich, oder er wirft mit Steinen und brummt und schäumt vor Zorn. Nicht selten belagert er bei uns im Gebirge eine Hütte. Einmal kam ein Bär bis in unser Dorf, indem er eine Kuh verfolgte, und als ihn die Huzulen durch Schüsse vertrieben, zog er sich nur zurück, um dann mit großen Feldsteinen nach ihnen zu werfen.

„Es kommen gar komische Geschichten vor. So hatte der Graf Dzieduszycki einen Bären in seinem Schlosse, der frei umhergieng, ohne

jemand etwas Leides zu thun. Er gieng allein spazieren und liebte es besonders, sich am Ufer des Baches niederzusetzen und wie etwa ein junger Herr, der an den Dorfschönen Gefallen findet, den Mädchen zuzusehen, die am andern Ufer wuschen. Diese fürchteten sich auch nicht im mindesten vor ihm, im Gegentheile neckten sie ihn gern und besprigten ihn mit Wasser, bis er sich brummend entfernte. Einmal aber war ein fremdes Bauernmädchen da, das die Sache zu arg trieb und den Bären so lange reizte, bis er den Spass mißverstand, durch den Bach herüberkam und sie zerriss. Der Graf ließ die Unglückliche mit unerhörter Pracht beerdigen, und was glauben Sie, Herr Wohlthäter, da war kein Mädchen im Dorfe, das nicht bedauert hätte, daß der Bär nicht sie zerrissen habe.

„Luftiger war die Begegnung einer Frau aus Hrynawa mit einem Bären, der, als sie Himbeeren im Walde pflückte, von dem Geruche angelockt, sich plötzlich hinter einem faulenden Baumstamme erhob. Die Frau, ohne lange zu überlegen, schlug den Bären mit dem Korbe über die Schnauze, er erschrak und ergriß die Flucht.

„Sie werden ja gewiß von dem Wojewoden von Litauen Hieronymus Radziwiłł gehört haben, der eine solche Vorliebe für die Bären hatte, daß er sich von denselben wie von Lakaien bei Tische bedienen ließ, was seine Gäste in nicht geringe Angst versetzte.

„Nun, Sie wollen aber gewiß lieber einiges über die Bärenjagd hören. Da ist es freilich ein Unterschied, ob eine große Jagd veranstaltet wird oder ein einzelner Jäger den Bären aufsucht. Die großen Bärenjagden sind nicht besonders gefährlich; der Bär wird bei denselben von Treibern oder mit Hunden von der großen Doggenrasse gejagt. Der Jäger hat ein Gewehr mit einem Bajonnet oder ein Doppelgewehr und ein kurzes Schwert an der Seite und die Herren, die haben gar immer einen Jäger oder auch zwei bei sich. Allerdings kommt zuzeiten auch ein Unglück vor. So geschah es demselben Grafen Dzieduszycki, von dem ich Ihnen erzählt habe, daß er den Bären nicht gut traf und dieser ihn zu Boden warf. Sein alter Jäger rief: „Soll ich schießen?“ — „Schieß!“ erwiderte der Graf. Schon knallte es und der Bär sank todt auf den Grafen hin.

„Unsere Bauern fangen den Bären, indem sie auf seine Naschhaftigkeit rechnen und stellen ihm in der Nähe wilder Bienenstöcke, da er dem Honig schon gar nicht zu widerstehen vermag, Fallen.“

„Wie aber schießt Ihr selbst den Bären?“

„Wenn ich höre, daß irgendwo ein Bär das Vieh angefallen hat, so spüre ich ihm mit größter Vorsicht nach, bis ich seinen gewöhnlichen Aufenthalt und die Wege, die er zu gehen pflegt, genau kenne. Dann nehme ich zwei Kugeln, schneide in jede derselben ein Kreuz und lege sie während der heiligen Messe in das Weihwasser. Ich selbst gehe zur Beichte, nehme das Abendmahl und bitte den Priester um seinen Segen. Es ist

auch wahrhaft kein Spass, wenn man nur einen Schuss im Laufe hat. Ich lade also dann beide Kugeln in denselben Lauf und erwarte den Bären dort, wo er kommen muß. Und er kommt auch wirklich, die Zweige krachen; ich bekrenze mich, und wie er nur noch 10 Schritte entfernt ist, schreie ich ihn an. Der Bär steht auf; ich ziele auf den weißen Fleck, den er auf der Brust hat, dort ist das Herz, und — bis zum heutigen Tage — habe ich nicht gefehlt.“

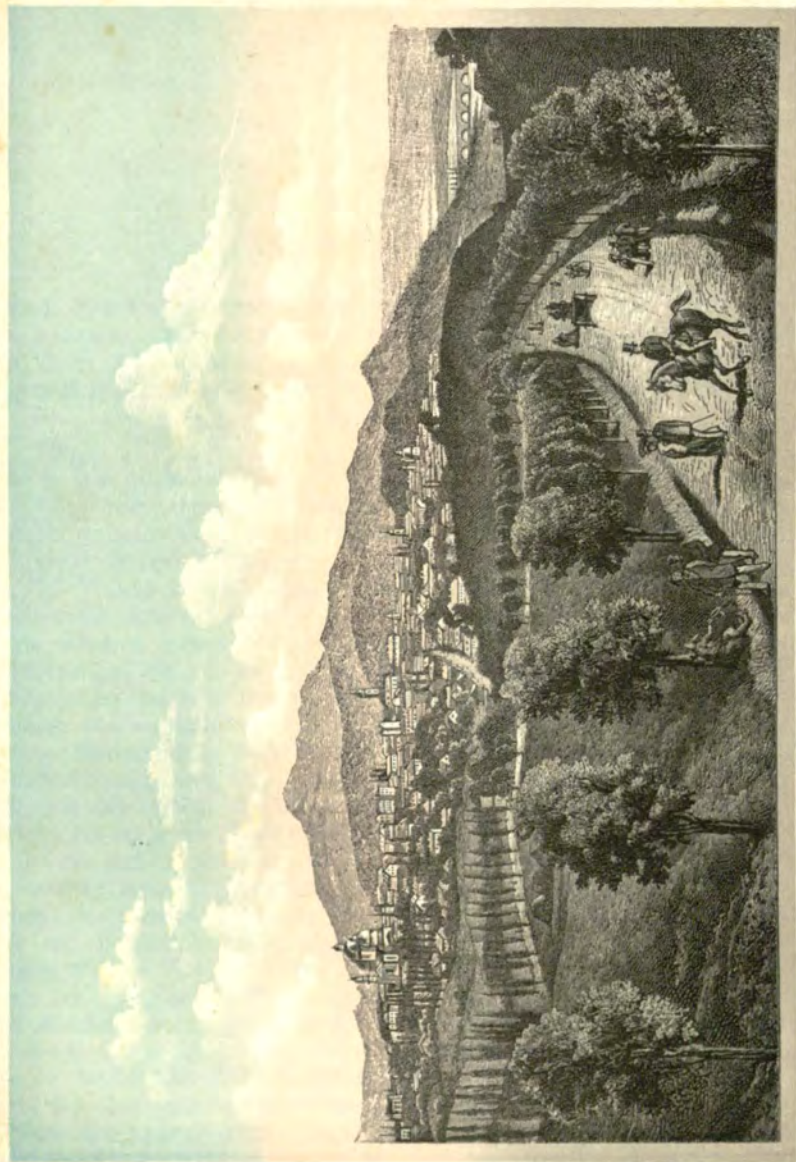
Auf der Rückfahrt berührten wir Ruth, mit 9800 Einwohnern und starker Lederbereitung, das nahe Koßów (ruth. Kośiw), das ein Hauptort für die galizische Keramik ist und kamen nach der Stadt Sniatyn, die 10.400 Einwohner zählt und bedeutenden Handel treibt. Sie ist denkwürdig durch den Guldburgseid, den der Wojewode der Moldau, Alexander, dem Könige Wladyslaw Jagiello 1415 ablegte, ferner durch den feierlichen Empfang des Stephan Bathory 1576, bei Gelegenheit seiner Ankunft aus Siebenbürgen in Polen.

Und nun, lieber Wandergenosse, wollen wir von Galizien herzlichen Abschied nehmen und die Bukowina besuchen.





Das Herzogthum Bukowina.



Ansicht von Czernowitz.

ALBANY, N.Y. 12202

I. Geschichtliche Umschau.

(Älteste Geschichte des Landes. — Die Bukowina ein Theil der Moldau. — Ansiedlung der Rumänen. — Stephan der Große. — Bogdan der Einäugige. — Schutzherrschaft der Türkei über die Moldau. — Die Herrschaft der Janarioten. — Die Bukowina gelangt an Oesterreich. — Entwicklung des Landes unter österreichischer Herrschaft.)

Die älteste Geschichte der Bukowina ist lückenhaft und verworren, doch sehen wir so viel durch den Nebel der Vergangenheit, daß dieses Land seit den frühesten Zeiten die Heimat verschiedener Völkerschaften gewesen war. Es gab da Zeiten der Agathyrsen (513 v. Ch.), dann mancherlei germanischer Völkerschaften, dann Zeiten der Daker, zu deren Reiche ebenfalls die Bukowina gehörte. An diese erinnern mehrere silberne Halsringe und schneckenförmig gewundene Goldspangen, die um das Jahr 1845 auf dem Bischofsberge bei Czernowitz ausgegraben wurden. Im zweiten Jahrhunderte n. Ch. eroberte Kaiser Trajan Dacien und bevölkerte es durch Ansiedler aus allen Theilen des weiten Römerreiches. Doch dauerte die Herrschaft der Römer über Dacien verhältnismäßig nur kurze Zeit, denn schon Kaiser Aurelian räumte diese Provinz, übersiedelte die Römer nach Mösien und so wurde Dacien vom dritten bis ins zehnte Jahrhundert von den verschiedensten Völkerschaften überflutet und verheert. Es kamen Avarn, Bulgaren, Petschenegen, Kumanen und Polowzer; dann die Mongolen, die wie eine Springslut das auf der Oberfläche der Länder Bestehende überschwemmten; dann endlich die Tataren, die wie Heuschrecken alles überdeckten und stets wiederkehrten. Von allen diesen Völkern ist das Volk der Kumanen und der nahe verwandten Tataren, von der Zeit, wo die Bukowina einen Theil der Moldau bildete, bis in die Geschichte der Neuzeit, eines der bedeutsamsten. Viele Ortsnamen sind tatarisch und es ist bekannt, daß sich Tataren im Lande angesiedelt haben, welche freilich als solche heutzutage nicht mehr bestehen. — Unscheinbar war der Untergang des Kumanenreiches; dann kam die Zeit der deutschen Ritter von 1211—1227, dann jene der Johanniter (1247); doch die geringe Anzahl derselben konnte den stets anstürmenden Mongolen oder

Tatarenschwärmen und insbesondere dem Reide ihrer Widersacher nicht widerstehen. Dafs es hiebei Kämpfe bis zur Vernichtung gegeben habe, beweisen die auf dem Berge Jozina in Czernowitz aufgefundenen Pfeilspitzen, abgeschlagenen Helmsziere und Ritterschwerter, die das Zeichen des Kreuzes tragen.

Ungefähr um 1352 fand eine Ansiedelung der Rumänen in der Moldau statt; Dragosch, ein mit einer Kriegerschar eingewandeter Rumäne liefs sich in allgemeiner Landesversammlung zum erblichen Fürsten der Moldau, zu welcher auch damals Bessarabien und unsere Bukowina gehörten, ernennen; aber ohne Zweifel hatten sich viel früher rumänische Hirten im Lande angesiedelt, welche das Unternehmen des Dragosch von der Marmarosch her, wenn nicht veranlafst, so doch begünstigt hatten. Übrigens ist die sonstige Geschichte des 14. Jahrhunderts verworren und die Gestalten jener alten Tage schwanken und gaukeln in trübem Nebel, ihre Umrisse sind wie Wolkengebilde, die unstat wechselnd, sich auflösen und der Einbildung freien Spielraum lassen. Des Dragosch Gebiet war nur von Jägern, Fischern und Hirten bewohnt und die Bevölkerung war zu jener Zeit, wo die Bukowina einen Tummelplatz für die Polen, Ungarn und Mongol-Tataren abgab, eine äußerst geringe und bestand der Nationalität nach aus Sachsen, Ungarn, Rumänen; dann an der Grenze gegen Polutien aus Ruthenen und man kann ergänzend hinzufügen, auch aus Überbleibseln von Rumanen, Tataren und andern Völkerschaften.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts regierte Alexander I. in der Moldau, der sich einen Namen durch eingreifende Organisation der religiösen und politischen Verhältnisse machte. Unter seinen Nachfolgern brachen jedoch die schrecklichen Kriege mit den Türken aus. Trotzdem gelangte die Moldau und mit ihr die Bukowina unter der langen Regierung Stephans des Grofsen (1458—1504) zu einer hervorragenden Macht. Diesem tapfern Fürsten gelang es, nachdem er die Polen mehrmals und einmal auch Matthias Corvinus, Ungarns berühmten König, bei Baja 1467 besiegt, eine aus 120.000 Mann bestehende türkische Armee Mohammed's II. in der blutigen Schlacht bei Racova am 4. Jänner 1475 gänzlich zu vernichten. Der Türke rüstete wuthschnaubend ein ungeheueres Heer, um im folgenden Jahre diese Niederlage auszuweichen. Stephan begab sich in das walbige Thal, wo er nachher zu Ehren des heil. Georg das Kloster Woronez erbaute, und wo ein in tiefster Einsamkeit nur der Ascese sich widmender Einsiedler, namens Daniel, wohnte. Dieser allgemein im Geruche der Heiligkeit stehende Mann ermutigte den tiefbekümmerten Fürsten durch Gebet und die Vorhersagung eines noch gröfseren Sieges über den Feind des Kreuzes, als der bei Racova war. Wirklich erschien der Eroberer von Constantinopel im nächsten Frühjahr mit einer noch gröfseren Macht im Felde, aber es gelang dem Wojewoden Stephan, nach der Schlacht von Resboieni oder Vallea alba

den stolzen Sultan so in die Enge zu treiben, daß derselbe nach einem nächtlichen Überfalle der Moldauer sein Zelt in den Händen der letzteren zurüclassen und sein Heil in eiliger Flucht über die Donau suchen mußte. Der Name des Fürsten Stephan wurde dadurch bei allen europäischen Höfen berühmt und seine Türkensiege feierte man selbst in Rom durch öffentliche Dankgebete.

Demungeachtet warf der Polenkönig Johann Albrecht sein begehrlches Auge auf die Moldau und man beschloß in Krakau den Fürsten Stephan zu verjagen. Im Jahre 1497 erschien der Jagiellone unter dem Vorwande, Kilia und Alba den Türken wieder zu entreißen, im Felde und belagerte drei Wochen lang Suczawa, bis endlich durch ungarische Vermittlung ein Friede zustande kam. Zwischen Gliboka und Korowa liegt auf der Wasserscheide des Prut und Seret die schwarze Alm, von ihrer Dammerde so benannt. Auf diese schluchtartigen waldichten Anhöhen steigt jetzt die Eisenbahn vom Dereluthale aus hinauf gegen Gliboka und führt dann hinab in das Seretthal bei Cerepkouz. Zur Zeit Stephans des Gr. war dieser Buchenwald noch im Urzustande, dicht und zwei Meilen breit; ein Weg gieng hindurch, bergig, eng und steil, stellenweise Hohlweg, nicht selten auch von Windbrüchen überworfen. Am 19. October hatte König Albrecht mit seinem unzufriedenen Heere den Rückweg von Suczawa angetreten; das Heer, voran die Großpolen mit dem Könige, seinem Bruder Sigismund, dann die Kleinpolen und endlich die Krakauer mit den deutschen Söldnern, gieng ohne alle Schlachtordnung so, wie eben jeder wollte. Man kam von Suczaweni auf die schwarze Alm. Da brach plötzlich Geschrei und Waffengeklirr aus dem Dickicht hervor und aus allen Schlupfwinkeln stürmte es heran mit dem Rufe: „Schlagt todt! Haut nieder!“, hauend, stoßend und mordend. So überrascht, ohne alle Schlachtordnung, wehrte sich doch jeder Pole mannhast. Vor Lärm und Geschrei konnte niemand den andern hören oder verstehen. Da war Rossgegewieher, Krachen niederbrechender, schon früher unterfägter Bäume, Geräusch und Klang von Rüstung und Waffen, was alles in dem meilenweiten Walde schauerlich widerhallte. Wie gar manches Gelübde zur Gottesmutter nach Czestochów, zum heil. Kreuz oder zum Grabe des heil. Jakob von Compostella mag da von den gepreßten Herzen der polnischen Ritter aufgestiegen sein! Endlich, immer härter bedrängt, flohen die Angegriffenen, ließen jedoch den größten Theil der Ihrigen in diesem Blutwalde zurück; denn Stephan ließ alles, was in seine Hände fiel, gleich niederhauen. In Czernowitz hielt Johann Rast und zog Verstärkungen an sich, doch trieb Furcht und Schrecken alles zur Flucht, so daß der König, obwohl krank, in der Nacht sich mit seinem Bruder Sigismund mit Leuchtern und Fienlichtern in das Lager begeben mußte, um durch seine Gegenwart den gebrochenen Muth doch einigermaßen aufzurichten.

Stephan der Große hinterließ seinem Nachfolger Bogdan dem Ein-

äugigen (1504—1517) ein im Innern beruhigtes und im Ausland geachtetes Land, so daß dieser sich für gut genug hielt, in Krakau bei dem Könige Sigismund I. um die Hand der Prinzessin Elisabeth anzuhalten. König Sigismund hielt aber diese Brautwerbung des Bogdan für eine Frechheit und entließ die Gesandten desselben ganz ungnädig. Über diesen Korb gerieth der Moldauer in ungemeffenen Zorn, er sammelte ein Heer, fiel in Polutien ein und verwüstete daselbe, während dagegen die Polen Botuschan plünderten und mehrere gefangene Wojaren in Kamieniec niederhieben. Doch ließ es Bogdan nicht einmal dabei bewenden. Im nächsten Jahre 1509 brach er im Vereine mit Tataren in Rothrusland und Podolien ein, verwüstete Städte und Dörfer mit Feuer und Schwert, verbrannte Halicz, belagerte und bestürmte Lemberg durch drei Tage, verbrannte Rohatyn und schleppte Kirchengefäße, Gewänder, Beute an Menschen und Vieh nach der Moldau. Diese Raubzüge erforderten eine exemplarische Züchtigung; Sigismund widmete vorerst dem heil. Stanislaus sein Brustbild aus schwerem Silber und schickte den Wojewoden von Kijew, Nikolaus Kamieniecki mit 60.000 Mann in die Moldau. Wascho, ein gekränkter moldauischer Edelmann, führte die Polen in das Land. Diese zahlten jetzt die Verwüstungen der Moldauer heim, viele Städte sanken in Asche, unter diesen auch Czernowitz, der Wojewode ließ alles, was ihm nur unterkam, Männer und Weiber, Greise und Kinder, niedermegeln und führte eine Menge Vieh als Beute aus dem Lande. Diesen schrecklichen Verwüstungen machte der Friede von Kamieniec 1510 ein Ende, demzufolge Bogdan alles in Polen Erbeutete und Eroberte zurückstellen, von seiner Brautwerbung um die Prinzessin Elisabeth abstehen und den gegenseitigen Handel freigeben mußte. Die geraubte Glocke in Rohatyn wurde jedoch erst 1513, in Folge erneuerter Kriegsdrohung der Polen, aus Suczawa nach Rohatyn gebracht.

Diese unglückselige Brautwerbung hatte die Macht des Fürsten Bogdan dermaßen erschüttert, daß er sich zu schwach fühlte, einem drohenden Einfall der Türken widerstehen zu können und es demnach gerathener hielt, freiwillig mit der Pforte ein Schutzverhältnis einzugehen. So schloß er 1511 die erste sogenannte Capitulation mit dem Sultan Selim ab. In diesem Vertrage wird ausdrücklich die Unabhängigkeit des Landes anerkannt, dessen territoriale Integrität, die Freiheit sich nach eigenen Gesetzen zu regieren und das Recht des Fürsten über Tod und Leben seiner Unterthanen. Dafür erhielt die Türkei ein jährliches Geschenk (Peschkefch) und hatte das Recht der Bestätigung jedes neuen Fürsten. Das durch diesen Vertrag bestimmte Verhältniß zwischen der Moldau und der Türkei nennt man „Suzeränetät,“ was weit entfernt ist von einer Herrschaft über Lehenprovinzen oder Vasallenstaaten.

Der nachfolgende Fürst, Peter Karesch, gerieth wieder in Streit mit Polen, fiel verwüstend in Polutien ein, verbrannte Sniatyn, Tydmienica

und Halicz, wurde aber zuletzt 1531, trotz seiner 50 Donnerbüchsen von Jan Tarnowski bei Obertyn aufs Haupt geschlagen, wogegen der Einfall der Polen in die Moldau bei Tarasäng zurückgewiesen wurde.



Kaiser Josef II.

Im Lande herrschte die größte Unordnung, Abenteurer kommen bald durch die Polen, bald durch die Türken gestützt empor, wie z. B. durch Aufruhr und polnische Hilfe Jeremia Mohila sich der Herrschaft bemächtigt.

Wenigstens zeigte sich dieser gegen seine Helfer dankbar; denn als die Polen unter Zamojski 1595 von den Tataren bei Zuzora eingeschlossen wurden, befreite sie Jeremiä, indem er an den Tatararchan 7 Dörfer abtrat und sich zu einem jährlichen Tribute von Honig, Schafpelzen und dergleichen nützlichen Sachen herbeiliess.

Besser gestalteten sich die Verhältnisse des Landes unter der Regierung des verdienstvollen Fürsten Basilus Lupu, aber auch dieser schloß 1649 mit Sultan Mohammed IV. eine ähnliche Capitulation ab, wie sie 1511 Fürst Bogdan gegenüber der Türkei eingegangen war.

Diese Verträge wurden jedoch von den Türken nicht immer geachtet, viele Eingriffe fanden statt, namentlich seit dem 18. Jahrhunderte. Der Grund dazu war das Auftreten Rußlands unter Peter dem Gr. Indem nämlich von dieser Zeit an Rußland hartnäckig das Ziel verfolgte, die Türkei aufzulösen, mußte gerade die Moldau als eines der Vollwerke der Türkei gegen die ausgreifende Macht Rußlands angesehen und der Pforte doppelt wichtig werden. Allein anstatt sich ihrer Ergebenheit durch treue Erfüllung der Verträge zu versichern, befolgte die Pforte die Politik, gegen alles Recht den Landesfürsten direct aus Constantinopel hinzusenden, so daß von da ab die Moldau nicht einmal mehr einheimische Regenten, sondern Griechen aus dem Fanar zu Herren hatte. So nahm seit 1716 die Herrschaft der Fanarioten ihren Anfang und mit ihr eine wahre Kammergeschichte, während welcher Zeit die höhern Classen beispiellos corrumpiert wurden und das Volk so tief sank, daß in ihm alles nationale Gefühl gleichsam erloschen schien.

Aus diesem trostlosen Zustande wurde die Bukowina durch Oesterreich gerettet, indem die Kaiserin Maria Theresia für ihre Vermittlung im russisch-türkischen Kriege dieses Land als Gratification erhielt, während die Moldau selbst noch (bis 1821) unter der Fanariotenherrschaft verblieb. Der Vertrag, der das Schicksal der Bukowina an Oesterreich knüpfte, wurde am 7. März 1775 zu Constantinopel zwischen dem österr. Internuntius Freiherrn von Thugut und dem Großvezier Iszet-Mehmet-Pascha abgeschlossen.

Wie es aber mit der Bukowina zur Zeit der Übernahme aussah, kann man aus dem Berichte des kaiserlichen Generals Enzenberg entnehmen, der unter Kaiser Josef II. den Posten eines Militärgouverneurs in der Bukowina eingenommen hat. Er sagt unter anderem: Die Bukowina gleicht einer Hutweide und die wenigen Bewohner überlassen der Natur allein die Sorge, die nöthigen Bedürfnisse für den Lebensunterhalt zu liefern, wozu in erster Linie die Viehzucht beiträgt. Die Gebirgsgegenden sind größtentheils unbewohnt und nur hie und da finden sich zerstreute Hütten, welche eine elende Unterkunft gewähren; denn da bald die Tataren, bald die Polen und Türken das Land durchstreiften, bald aber der Landesherr alles in Anspruch nahm, was er zur Erschwingung der unmäßigen Zinsen an den

Sultan unter dem Scheine einer Befugnis nur fordern konnte, so bauten die Einwohner ihre Häuser nur aus Lehm und Stroh, um sie sofort ver-



Kaiser Franz Josef I.

lassen und in die Wälder fliehen zu können. Bei solchen Zuständen erklärt sich leicht die allenthalben zu Tage tretende Roheit der Bevölkerung, welche

keinen Begriff von Religion und Recht hat und den abscheulichsten Lasten ergeben ist. Das Raubgesindel schleicht überall umher und findet stets Unterkunft. Sieht der Bauer einen Gerichtsdiener von ferne, versperret er seine Hütte, vergräbt sein Geld und flieht mit den Seinigen in den tiefen Wald.

Werfen wir nun einen Blick auf die Karte der Moldau in der ersten Auflage des Seuter'schen Atlases vom Jahre 1688, so finden wir in dem dortigen Bezirke „Bucovina“ nur Eine Ortschaft, nämlich die Stadt Suczawa; während eine spätere Auflage derselben Karte vom Jahre 1720 nur drei Ortschaften enthält, nämlich: Suczawa und Seret als Städte und Czernowitz als bloßes Vorwerk. Ziehen wir das ausgezeichnete „Chrysow“ (Fürst Ghyka's Urbargialgesetz vom 26. September 1774, das wegen Ermordung desselben erst unter österreichischer Herrschaft zur Ausführung kam), dann den sogenannten „Status quo“ der Bukowina (ein Hofdecret vom 8. Februar 1786) und endlich die Ergebnisse des Hofdecretes vom 14. März 1787, welches letztere die Gründung eines eigenen Bukowinaer Adels zum Zwecke hatte, zurathe so ersehen wir, daß der kaiserliche General durchaus nicht zu viel behauptet hat. Österreich hat aber gar vieles für die Bukowina gethan! Lassen wir nur zwei Sachen heraus. So z. B. hatte die Bukowina bei der Übernahme keine einzige Schule; sofort befahl Josef II., der wußte, daß die Einrichtung des Schulwesens eine der ersten Bedingungen der Culturentwicklung eines Volkes ist, die Errichtung von Hauptschulen in Czernowitz und Suczawa, welcher die von 30 Trivialschulen folgte. Unter der glorreichen Regierung des jetzigen Kaisers besitzt die Landeshauptstadt allein ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt, eine Staatsgewerbeschule und eine agronomische Landesmittelschule. Außerdem hat das Land ein Obergymnasium in Suczawa, ein Untergymnasium in Kadasz und eine Unterrealschule in Seret und schließlich 185 Volksschulen (im Jahre 1875); damit aber die Jugend des Landes in der Heimat selbst sich die höchste Ausbildung erwerben könne, wurde auf Reichskosten in Czernowitz die Universität gegründet. Endlich, wenn wir die Thatfache betrachten, daß die Bukowina bei der Übernahme nur 75.000 Seelen zählte, während sie gegenwärtig 572.000 Bewohner hat, so sehen wir hier eine Bevölkerungszunahme, wie sie kaum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorkommt und es ist vollkommen begreiflich, warum dieses Land mit voller Innigkeit und Treue an dem Allerhöchsten Herrscherhause und dem österreichischen Kaiserstaate hängt.

2. Land und Leute.

(Physische Beschaffenheit des Landes. — Landwirtschaft, Industrie und Bergbau. — Die Bewohner der Bukowina, namentlich die Rumänen.)

Das Herzogthum Bukowina trägt seinen Namen von den vielen Buchenwäldern, und heißt soviel als Buchenwald oder Buchenland. Es wird im Norden von Galizien, im Westen von diesem, von Ungarn und Siebenbürgen und im Süden und Osten von der Moldau begrenzt. Die Bukowina umfaßt 10.451 □ Km. und ist ein an Naturschönheiten und Naturproducten reiches Land, welches an dem Ostabfalle der Karpaten liegt, deren höchste Spitzen die Höhe von 1800 m überragen. Fast die Hälfte des Landes (47 %) ist mit Wald bedeckt; mit Siebenbürgen wird das Land durch die Pässe von Kirlibaba nach Radna und von Dorna nach Borgo verbunden.

Die Bukowina liegt ganz im Stromgebiete des schwarzen Meeres. Der nördliche Grenzfluß ist der Dnjester; parallel mit diesem, südwestlich, fließt der Prut. Die übrigen Flüsse, der Seret und dessen Nebenflüsse, die Suczawa und die Moldawa mit der goldenen Bistritz durchziehen im Halbbogen das Land. An vortrefflichen Säuerlingen ist die Bukowina nicht arm.

Infolge der südlicheren Lage und der östlichen Abdachung des Landes ist das Klima der Bukowina etwas milder, als das von Galizien. Die mittlere Jahrestemperatur in Czernowitz beträgt 8·3° C.

Unter den 572.000 Bewohnern sind die Ruthenen mit 40 %, die Rumänen mit 39·41 %, die Israeliten mit 9·34 %, die Deutschen mit 8·6 % und die Magyaren mit 1·56 % vertreten. Der Religion nach zählt man 73 % Griechischorientalische, 11 % Römisch- und 4 % Griechischkatholische, endlich 2 % Protestanten. Außer diesen gibt es 3100 Lippowaner und 1400 gregorianische Armenier.

Wenn auch die Landwirtschaft ohne Sorgfalt betrieben wird, so sind die Ergebnisse derselben doch infolge der günstigen Bodenlage und Beschaffenheit genügend. In den niedrigeren östlichen Theilen des Landes wird hauptsächlich Mais und Hirse, in den westlichen, höheren Thalstufen Roggen, Hafer und die Kartoffel gebaut. Die von vielen Flüssen und Bächen durchschnittenen Ebenen sind reich an vortrefflichen Wiesen und die Gebirge besitzen ausgezeichnet schöne Wälder mit den besten Holzarten. Obwohl die Bukowina alle Bedingungen, welche die Industrie erfordert, besitzt, so ist diese erst im Entstehen begriffen; der Handel beschränkt sich auf Rohproducte und ist in den Händen der Juden und Armenier. In der südlichen Bukowina ruhen Erzlagerrstätten, die zwar nicht reich, aber nachhaltig sind. Sehr reiche Erzlagerrstätten oder unnachhaltige sind oft nicht zum Segen, sondern zum

Fluche der Landesbewohner geworden, aber an sich nicht reiche und edle, dagegen durchaus nachhaltige und namentlich solche, deren Production vielfacher Bearbeitung bedarf oder fähig ist, wie Eisen und Kupfer, reichen stets zum Segen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß der Bergbau dem Lande deutsche Einwanderer zugeführt hat, die überall mit gutem Beispiele vorangehen. Erst durch den Bergbau erhalten die riesigen Wälder der Bukowina einen größeren Wert, als sie sonst haben würden; denn der Bergbau bedarf des Holzes als Brenn- und Baumaterial und im höchsten Grade gilt daselbe für den damit verbundenen Eisenhüttenbetrieb.

Auch die Bukowina besitzt Petroleum, das schon in früheren Zeiten von den Bewohnern zu mancherlei verwendet wurde. So liegt der märchenhaften Erzählung des Fürsten und Geschichtsschreibers Kantimir sicher das Petroleum zugrunde, wenn er sagt: „Die Einwohner sammeln in den Frühlingsmonaten den Thau von den Blättern der Pflanzen, über die sich eine ganz gute Butter ansetzt, so daß in diesem Lande die Butter gleichsam vom Himmel fällt“ und wenn er dann weiter sagt: „Im Brunnen sammelt sich Wasser, auf dem das Fett oben schwimmt.“ Manche meinen, daß sich an diesen Fett-Thau, diese „Butter, die vom Himmel fällt“ nachstehende schöne ruthenische Sage knüpft:

Es war einmal ein mächtiger König, dem es nicht gestattet war, je zu ertragen das Licht der Himmelssonne. Dieser König hatte sich unter den Sternensjungfrauen eine wunderholde Braut erkoren und als der Abendstern aufging, befahl er seinem Pagen schnell, die Rosse zu satteln und nur von dem einzigen Genossen begleitet, führte er nach dem Schlosse seiner Braut. An der Pforte halten beide, der König wirft dem Pagen die Flügel zu und eilt über die Treppe, als trügen ihn Flügel und schließt die Thüre an seine Brust. Die goldenen Sternlein am Himmel lugten voll Neugier auf die Liebenden herab und freuten sich ihres Gefolges. Der Page hielt vor dem Portal; da kräht der Hahn zum erstenmal. Er rafft sich empor, eilt vor der Liebenden Gemach und ruft: „Auf, o König! Der Tag, wird wach!“ „Geh, störe meine Seligkeit nicht,“ spricht jener von innen. „Horch nur, wie süß noch die Nachtigall schlägt, sieh nur, wie oben am Himmel noch Stern an Stern glänzt, der Tag ist noch fern.“ Der Page entfernt sich; alsbald zeigt sich am Himmel das Morgenroth, da eilt er von neuem die Treppe empor, schlägt mit der Faust an die Thür und ruft: „Auf, o König! Das Morgenroth ist schon da, ein längeres Säumen bringt dir den Tod.“ „Nur noch einen Augenblick vergönne mir, gleich bin ich unten,“ erwiderte der König. Es verstrich noch manche Weile, bis der König hastig herabkam, sich aufs Ross schwang, das wie ein losgeschellter Pfeil mit ihm dahinflog. So gieng es eine Weile über Berg und Thal, da rief der Page: „Mein König! Es ist um dich gethan, dort bricht das Sonnenlicht hervor.“ „Bei Gott! die Sonne! der Ritt nach Hause währt noch lange, ich springe vom Pferde, lege mich auf die kühle Erde und du wirf über mich den Mantel hin, dann kann mich kein Sonnenstrahl treffen und abends, wenn die Sterne aufwärts ziehen,

kommt wieder um mich heimzuführen.“ Der Page that, wie ihm sein Herr befohlen und ritt nach Hause.

An der Stelle, wo der König lag, zogen Hirten vorbei und als sie den Mantel liegen sehen, lästern sie ihn; entsetzt ruft der König: „Dekt mich zu,“ doch schon hatte die Sonne den König mit ihrem Lichte übergossen und sein Leib zerfloß in fettigem Thau. Entsetzt fliehen die Hirten und als nachts der Page daherkam, fand er nur mehr den ledigen Mantel, doch ringsherum stimmerte die Wiese in fettigem Thau.



Bäuerinnen aus Torna watra.

Betrachten wir jetzt die Landesbewohner:

Die Guzulen, deutschen Colonisten und Israeliten haben wir schon in Galizien kennen gelernt, jetzt wollen wir die Bekanntschaft mit den Rumänen machen.

Bei den Rumänen sind die Männer meist von mittlerer Körpergröße, abweichend davon sieht man mehr große als kleine Gestalten, schlank

gewachsen und mit regelmäßigem Gliederbau. Das Gesicht ist langgeschnitten und der Kopf ebenso geformt; bei vielen Männern sieht man eine durchaus edle Gesichtsbildung. Die dunkle Gesichtsfarbe erscheint mehr als eine Wetterfarbe, denn als natürliche Färbung der Rasse; die vorherrschend schwarzen Augen blitzen bei Erregung lebhaft auf, werden aber, sowie der Mann sich beobachtet sieht, demüthig niedergeschlagen. Die dunkeln, langen und dichten Haare hängen unordentlich um den Kopf. Der fein gebildete Mund, voll schöner weißer Zähne, wird von einem dichten und langen Schnurrbart beschattet, einen Kinnbart dagegen trägt der Rumäne niemals; diesen zu tragen ist ein Vorrecht des Priesters. Im allgemeinen macht der Rumäne den Eindruck eines kräftigen, wohlgebauten Mannes und nicht selten sieht man unter den Burschen und Männern wirklich schöne Gesichter und Gestalten.

Das schöne Geschlecht verdient in der Jugend diese Bezeichnung in der That; ich sah noch bei keinem Volke so viele wirklich schöne und anmuthige Frauengestalten. Die Kopf- und Gesichtsbildung zeigt das schönste und regelmässigste Oval, die Nase ist von einer echt römischen Form, die Augen mit langen Wimpern und dichten Augenbrauen sind meist dunkel, öfters ganz schwarz wie die Haare und zeigen einen sanften, man kann sagen schwärmerischen Ausdruck, der bei der Aufregung, z. B. beim Tanze, ein lebhaftes, aber nie wildes Feuer annimmt. Lange Haare werden für eine besondere Schönheit gehalten und nicht nur, daß die junge Rumänin durch Einbinden von falschen Zöpfen das Haar verstärkt, es wird ihm auch eine besondere Sorgfalt gewidmet. Man sieht es immer glatt, glänzend und wohlgeheißelt. Ich sah häufig, daß junge Mädchen, wenn sie mittags von der Arbeit ruheten, an das Wasser giengen, ihr Gesicht wuschen und das Haar aufs neue ordneten, wobei nicht selten ein Stückchen Spiegel benutzt wird. Die Figur und der Wuchs sind schlank und untadelhaft, Füße und Hände schmal und klein. Die Bewegungen der jungen Mädchen sind, wie ihre Haltung, im hohen Grade grazios und elastisch; ich glaube, daß diese ausnehmende Leichtigkeit der Bewegung, verbunden mit einer Sicherheit des Auftretens, daher kommt, daß sie von Jugend auf gewohnt sind, kleinere Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Man sieht oft die Rumänin in einem länglichen Korbe ein kleines Kind auf dem Kopfe tragend, ein Bündel auf dem Rücken und im Gehen eine Spindel mit Wolle abspinnend, und dabei sind die Wege, welche sie zurücklegt, meistens nicht eben und glatt. Die jungen Weiber haben eine frische Gesichtsfarbe und glatte Haut, leider behalten sie diese nicht lange, denn es herrscht unter den Mädchen die Unsitte, sich weiß und roth zu schminken, auch die Augenbrauen zu färben. Die nachtheiligen Folgen davon für die Haut sind bekannt. Die Mädchen sind im allgemeinen reinlich, bei den Frauen aber läßt das, wohl durch den harten Druck der Arbeit, bald nach. So hübsch und liebenswürdig die rumänischen Mädchen

in ihrer äußeren Erscheinung sind, so wenig kann man das von den Frauen sagen; sie vernachlässigen sich mehr und mehr und selbst bei den Reicherem bleibt am Ende nicht mehr die Spur der früheren Schönheit.

Der Rumäne beschäftigt sich vorzüglich gern als Fuhrmann, und liegt mit seinen Ochsen oft wochenlang auf der Straße oder im Walde, wo er Kohlen frachtet oder Holz fährt. Wenn ihn die Nacht ereilt, spannt er seine Thiere aus, treibt sie auf die Weide in den Wald, macht sich ein Feuer an, bereitet sein spärliches Mahl und schläft. Ist das Wetter schlecht, legt er sich, in seine Decke (Koge) oder seinen Pelz gewickelt, unter den Wagen mitten auf die Straße und ruhet so sanft, wie mancher Städter nicht in seinen weichen Kissen. Oft begegnet man dergleichen Fuhren, wo der Mann auf dem Wagen schläft und das Weib fährt. Übrigens ist der Rumäne ein sehr geschickter Wagenführer, er bringt das Holz auf so unglaublich steilen und schlechten Wegen von den Bergen, daß man alle Augenblicke meint, Mann, Ochsen und Wagen müßten zerstücket unten ankommen, und doch fällt selten ein Unglück vor.

Der Rumäne ist im allgemeinen sehr mäßig, er kennt äußerst wenig Bedürfnisse, wenn man die Neigung zum Trunke abrechnet. Seine geistigen Anlagen sind von Natur sehr gut. Der schlichte Bauer, Köhler oder Fuhrmann ist im Stande, seine Sache mit einer solchen folgerechten Logik und mit einem solchen notorischen Schwünge vorzutragen, daß man erstauen muß. Schlagende Antworten hat er gleich bereit. In allen Handarbeiten ist er ein mechanisches Genie.

Die Schulen werden wenig besucht; doch gibt sich die österreichische Regierung alle Mühe, den Unterricht zu heben.

Die Rumänen betteln niemals; mir ist es wenigstens nicht begegnet, angesprochen zu werden. Sie sind zu stolz dazu. Gibt man ihnen bei irgendeiner Gelegenheit ein Trinkgeld, so danken sie, ohne einen Blick auf die Gabe geworfen zu haben, und beschämen durch die wahrhaft noble Art, womit sie das Gebotene annehmen, alle unsere feinen Kellner und Stubenmädchen. Ebenjowenig ist der Rumäne neugierig, selbst die Frauen nicht, niemals wird man mit den sonst so gewöhnlichen Fragen über Herkunft und dergleichen belästigt.

Die rumänischen Frauen sind ihren Männern durchaus untergeordnet und sie leben eigentlich nur für sie und ihre Kinder. Sie sind ausnehmend fleißig und geschickt. Schon die kleinen Mädchen sieht man selten ohne die Spindel. Sigen die Frauen auf dem Markte, so haben sie die Spindel als Begleiterin oder sie nähen an den Verzierungen ihrer Hemden und dergleichen. Die Rumänin webt das wollene Zeug, welches ihr Mann gebraucht, das Leinen, die Kogen u. s. f., kurz, sie verfertigt alles Material für ihre Kleidung. Dabei verziert sie die weite Hose des Mannes mit selbst verfertigten Spizen, sticht ihre und des Mannes Hemden mit großer

Kunstfertigkeit und färbt die dazu nöthige Wolle und Baumwolle; sie besorgt den ganzen Haushalt und hilft dem Manne bei seiner Feld- und Gartenarbeit, im Weinberge, im Walde, selbst als Handlangerin bei Maurerarbeiten u. dergl. sieht man sie thätig; dabei bemerkt man sie häufig mit ihren kleinen Kindern bepackt, und nach der Sorge, welche sie diesen widmet, erscheint sie als eine zärtliche Mutter.

Die Kleidung der Männer besteht im Sommer aus einem leinenen oder hanfenen Hemde, mit einem kleinen stehenden Kragen, welcher, wie der Schlit, mit einer schmalen rothen, blauen oder grünen Kante in Wolle gestickt ist. Diese Stickerei ist nach Muster und Farbe in den Dorfschaften verschieden, so daß man danach die Heimat des Mannes zu erkennen vermag. Das Hemd wird über die weiten leinenen Hosen (ismenje) getragen. Über einer Bandage von verschiedenfarbigen Tuchstreifen (obelje), womit das Bein bis über die Wade bekleidet ist und welche meistens durch rothe Bänder gehalten wird, bekleidet den Fuß eine mit Riemen befestigte Sandale. Strümpfe kennt der Rumäne nicht. Diese Fußbekleidung bleibt für den Sommer und Winter gleich. Über das Hemd wird eine weiße oder graue Weste von Wollstoff getragen, vorne mit einer dichten Reihe Knöpfe besetzt. Um den Leib ist ein sechs Zoll breiter, dicker, oft drei bis vier Pfund schwerer Ledergürt mit drei großen Messingschnallen befestigt, in welchem Messer, Feuerzeug, Pfeife, Tabak u. dergl. untergebracht werden. Bei rauhem Herbst- und Frühlingswetter wird ein weiter Überrock von weißem oder dunkeln, meist braunem oder blauen Wollzeuge, mit reicher bunter Stickerei in Wolle, oft auch in Gold und Silber verziert, angelegt. Der weiße heißt Labanika und wird für schöner als der dunkle, Burka genannt, gehalten. Im Sommer bedeckt ein breitkrämpiger, aber niedriger Filzhut den Kopf, im Winter eine Pelzmütze, welche mit den meistens sehr langen Wollzotteln dem Manne ein wildes Ansehen gibt. Die Leinwandhose wird im Winter mit einer wollenen vertauscht und der Oberkörper mit einem kurzen, der Weste ähnlichen, oder mit einem bis an das Knie reichenden Schafpelz bedeckt. Bei Regenwetter wird die rauhe Seite nach auswendig, bei Kälte nach inwendig getragen.

Das ganze weibliche Geschlecht trägt nur ein langes, bis fast zum Knöchel reichendes, weißes leinenes Hemd, am Schlit und auf den Achselstücken mit rother, schwarzer und blauer Wolle in verschiedenen Mustern gestickt. An Feiertagen ist dasselbe sehr fein, mit besonderer Sauberkeit und vielem Geschmack reich gestickt und mit breiten Spigen besetzt. Über das Hemd tragen die Frauen im Festschmuck ein vorn offenes Leibchen von dunklem Wollstoffe, sonst ist das Hemd das einzige Kleidungsstück. Um die Taille schlingt sich ein sechs bis acht Zoll breiter Gürtel von bunter Wolle und verschieden gemustert, an welchem vorn und hinten eine Art Schürze von gleichem Stoffe, aber mit bunt gestickten Rändern verbunden ist, welche

bis zum Knie herabreichen, so daß an den Seiten das Hemd sichtbar bleibt. Diese Schürzen tragen auch die kleinsten Kinder. Im Sommer gehen alle Weiber barfuß, nur beim Tanze und sonstigen festlichen Gelegenheiten tragen sie Strümpfe und Schuhe, im Winter Sandalen, wie die Männer, und dann wird von den Frauen ein Pelzleibchen ohne Ärmel, das Rauhe nach innen, getragen, die Mädchen gehen selbst bei der strengsten Kälte nur im Hemde.

Die Frauen tragen entweder eine niedrige Haube, hinten mit einem breiten Bande, welches für den Puz mit Gold und Silber durchwirkt ist, oder ein Kopftuch auf der Stirn zusammengebunden. Die Mädchen gehen meistens mit bloßem Kopfe; tragen sie das Kopftuch, so binden sie es unter dem Kinn zusammen. Das Haar wird sorgfältig in Scheitel getheilt, bei festlichen Gelegenheiten werden falsche Zöpfe eingeflochten, und der Kopfpuz durch Bänder, künstliche oder natürliche Blumen vervollständigt. Mit natürlichen Blumen schmückt sich das romanische Mädchen gern, an Werktagen aber nur mit einem kleinen Strauße, oft nur einer einzelnen Blume an jeder Seite der Schläfe. Als Schmuck trifft man auf dem Kopfe häufig eine, zwei oder selbst drei Reihen Geldstücke von der Stirn bis zum Wirbel und gehenkelte Geldstücke um den Hals. Reiche Mädchen tragen Ducaten um den Hals, ärmere Kronenthaler oder Zwanziger und im Haare Sechskreuzerstücke. Auf diesen Geldschmuck wird viel Wert gelegt und die Romanin macht lieber Schulden, ehe sie sich von diesem Geschmeide trennt.

Die Wohnungen der Romanen sind in den Bergorten größtentheils roh von Holz, auf steinerne Fundamente aufgebaut und mit Schindeln gedeckt. Der Schornstein ist tief am Dache angelegt, von Ruthen geflochten und mit Lehm überlebt. In den Dörfern des Flachlandes sind die Häuser meist von Stein mit Strohdächern oder Rohrdächern. Die Fenster sind weit größer, als bei den Slaven, statt Glascheiben aber nicht selten mit Papier oder kleinen in Papier eingeklebten Glasstücken versehen. Im Innern befinden sich selten mehr als ein bis zwei Zimmer nebst Küche, und der Stall ist meistens in Verbindung mit dem Hause. Neben demselben fehlt niemals ein kleiner Hausgarten; Knoblauch und Zwiebeln finden wir vorzugsweise cultiviert, jedoch auch einige Blumen; von Obstbäumen wird der Zwetschkenbaum mit Vorliebe angebaut.

Höchst einfach ist das Hausgeräthe; ein niedriger, höchstens zwei Fuß hoher Tisch mit einigen niedrigen Schemeln ohne Lehnen. Der Boden ist selten gedeckt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit Querstangen, auf welchen Bretter liegen, vertreten die Bettstelle, ein mit Kukuruzstroh oder Heu gefüllter Sack mit einer Decke die Stelle des Bettes. Oft fehlt selbst die letztere und der Pelz oder alte Kleidungsstücke werden statt ihrer benutzt. Die Bettdecken sind, besonders bei reichen Leuten, schön gewirkt mit bunten Farben, ebenfalls eigenes Fabricat der Hausfrau, und ist dieselbe auf derartige

Erzeugnisse besonders stolz. Bei Wohlhabenden trifft man sogar mitunter ein Kopsfissen. Ein großer Lehmofen, in den Gebirgsorten häufig durch eiserne Ofen ersetzt, nimmt nicht selten den vierten Theil des Zimmers ein, in dessen östlicher Ecke ein heiliges Bild hängt, dem oft ein kleiner Altar erbaut wird, ein Gegenstand der häuslichen Verehrung. Auf dem Raume, welcher den Hausflur ausmacht, befindet sich der Herd; einige Bleche, einige Töpfe, hölzerne Teller und Böffel machen das ganze Küchengeräthe aus.

Das Hauptnahrungsmittel der Rumänen liefert der Kukuruz, von welchem sie eine Art Brot (Malay oder Kolesce) bereiten, indem das Mehl mit Wasser und etwas Salz angemacht und in der Asche geröstet wird. Auch kochen sie das Maismehl mit etwas Speck zu einem Brei, welcher Mamaliga heißt. Milch liebt der Rumäne wohl, doch ist der Genuß derselben wegen der vielen Fasttage äußerst beschränkt. Sonst liebt er Schaffäse, Zwiebel, Knoblauch, ist selten Hammelfleisch, aber mehr Speck und getrocknete Fische, und viel Obst. Nur an Feiertagen wird Rindfleisch gegessen, die Suppe davon aber als unbrauchbar fortgegossen. In der Fastenzeit, welche, alles zusammengerechnet, etwa 200 Tage ausmacht, werden nur Malay, Bohnen, Zwiebeln und häufig Brennesseln, als Gemüse gekocht, genossen. Die Fasten werden streng gehalten, und alles, was vom Thiere kommt, Eier, Milch, ist verboten, selbst mit Fett darf nicht gekocht werden, es wird durch schlechtes Baumöl ersetzt. Kartoffeln liebt der Rumäne nicht, sie werden daher wenig gebaut. Man kann nicht in Abrede stellen, daß der Rumäne nicht selten zu viel trinkt, allein das Laster der Trunkenheit tritt doch nicht so hervor als in Galizien; nie sah ich ein rumänisches Weib betrunken.

Ihr Gesang ist überaus eintönig, meistens in langsamem, schwermüthigen, ungeschäligen Weisen, welche selbst Musiker von Fach sich schwer zu merken vermögen. Besondere musikalische Instrumente besitzen sie nicht.

Ganz eigen sind die Gebräuche der Rumänen bei einem Todesfalle in der Familie. So wie der Kranke die letzte Stung erhalten, erscheinen die bezahlten Klageweiber, bekleiden oft den noch lebenden Kranken mit der Leichenbekleidung, zünden die Todtenkerzen an und umgeben den Sterbenden oder Todten während vierundzwanzig Stunden weinend und winnend mit herzzerreißenden Klagen. Ebenso wird oft noch acht bis vierzehn Tage lang Tag und Nacht auf dem Grabe des Verstorbenen fortgeweint und gejammert, zuweilen von den Angehörigen aus Liebe für denselben, häufiger von den Klageweibern für Geld. In den Sarg wird ein Stod, ein neues kleines Tuch und ein Kreuzer gelegt, ersterer zum Übergang über den Jordan zu benützen, das Tuch zur Bekleidung und der Kreuzer, um den heiligen Petrus zum Öffnen der Himmelsporte geneigt zu machen. Wenn der Todte zum Kirchhofe geführt ist, wird häufig ein Schuß abgefeuert, damit die Seele nicht zurückkehre, und auf der Sterbestätte zerbrechen sie einen neuen Topf als Zeichen der irdischen Vergänglichkeit. Von diesen Gebräuchen

Kommen manche in neuerer Zeit in Abnahme, aber im alten Glanze muß nach dem Begräbniß das Todtenmahl, die Pomana, wozu alle Verwandten eingeladen sind, gefeiert werden. Dabei wird stark geschmauset und noch stärker, oft im Übermaß, getrunken. Diese Pomana wiederholt sich nach sechs Wochen und zum drittenmale nach etwa sechs bis neun Monaten. Sie glänzend abhalten zu können, wird als eine Ehrensache betrachtet und oft verkauft der Romäne die einzige Kuh aus dem Stalle, um die Kosten dazu zu erlangen.

Eine andere Gelegenheit zu Gastereien bietet der im Kalender verzeichnete Heiligkeitag des „Hauspatrons“ (Hausheiligen) dar. Diese Tage heißen Prassec, wobei Verwandte und Freunde zu einem festlichen Mittagsmahle zusammenkommen. Die Feier dieser Tage wird mit großer Gewissenhaftigkeit gehalten, indem der Romäne glaubt, daß sich sonst der Hauspatron dieser Vernachlässigung wegen rächen würde.

Die Romänen halten viel auf Vorbedeutungen, Hexerei u. dergl.; dahin gehört besonders der Glaube an Vampyre.

Rothhaarige Männer hält man für Vampyre, welche, wenn sie verstorben sind, vorzugeweise, aber nicht allein, den jungen Mädchen das Blut ausaugen. Die Leiche wird deshalb mit einem großen eisernen Nagel, welcher an der Unterseite des Sarges festgenietet wird, in demselben festgenagelt.

Es können aber auch andere als Rothhaarige Vampyre sein. Folgen in einer Familie rasch mehrere Todesfälle nach einander, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sich unter den Verstorbenen ein Vampyr befindet. Man öffnet dann das Grab derer, auf welche man deshalb Verdacht hat; findet man ein Loch im Sarge, so wird in denselben ein Schuß abgefeuert oder man schlägt einen hölzernen Pfahl durch den Sarg, um so den Vampyr zu bannen. Wenn es in früherer Zeit lange nicht geregnet hatte, so waren die Hexen daran schuld und die im Verdachte stehenden alten Weiber mußten sich der Hexenprobe unterziehen. Man band ihnen vorher die Hände bei den Knien zusammen, steckte einen Stock hindurch, warf sie sodann in das Wasser und diejenigen, welche gleich unterlanken, waren frei, die anderen galten als Hexen.

Und nun, freundlicher Gefährte, wollen wir einige Wanderungen in dem Lande selbst antreten; ich bin überzeugt, daß dich manches interessieren wird.

3. Czernowitz und Umgebung.

(Die Landeshauptstadt Czernowitz. — Das Hofdecret des Kaiser Josef II. vom Jahre 1786. — Gemischte Bevölkerung der Stadt; hervorragende Gebäude; Vorstädte. — Der Wochenmarkt von Sadagóra.)

In Sniatyn besteigen wir die Lemberg=Czernowitz=Jassyer Bahn, verlassen Galizien und gleich die nächstfolgende Station Neposkofouts sieht uns auf Bukowinaer Boden. So rollen wir über Lujan und Sadagóra in dem breiten fruchtbaren Prutthale mit seinen grünen Auen, wogenden Kornfeldern, seinen Häusern und zerstreuten Dörfern der Landeshauptstadt entgegen; gleich einer silbernen Schlange erglänzt der Prut, dort von Süden her schimmern die weißen Giebel und Mauern von Czernowitz. Neben bewaldeten Bergriegeln hebt der alte Zecina sein Haupt empor, gekrönt von Trümmern längst verfallener Mauern, mit einem einst über Flur und Wald weithin sichtbaren Bergfried ausgestattet, schaut er nun als Wetterdeuter herab auf die Stadt, wo die Geschlechter der Menschen, wie die Blätter des Waldes wechseln. Donnernd rollte mit uns das Dampfroß über die eiserne Prutbrücke, beschwert mit Gütern und belebt von behaglich Reisenden.

Der aus mehreren Anhöhen bestehende, theils von langen Schluchten, theils von kesselartigen Vertiefungen durchfurchte und getrennte Boden, auf dem die Stadt mit ihren Vorstädten in großer Ausdehnung gebaut ist, gehört der Diluvialbildung an, und der Bischofsberg (die Anhöhe, auf welcher die alte bischöfliche Residenz steht) läßt in den Furchen seines westlichen Abhanges nach jedem heftigen Regen die schönsten Petrefacten zu Tage treten.

Die absolute Höhe der Stadt wechselt je nach der außerordentlichen Verschiedenheit der Lage ihrer einzelnen Theile. So liegt z. B. die sogenannte „Wasserstadt“, eine Vorstadt am Prut, nur 135 m über dem Meerespiegel, dagegen hat die letzte Nummer der Vorstadt „Kosch“ am Zecina 341 m Seehöhe.

Die Auflage des Senter'schen Atlases vom Jahre 1720 erwähnt Czernowitz als bloßes Vorwerk; jedenfalls kann der Ort damals höchstens das Aussehen eines größeren römischen Dorfes gehabt haben. Erst der Wojewode Gregor Kallimachi faßte den Entschluß, Czernowitz dem Range einer Stadt entsprechend auszubauen, aber sein unglückliches Ende (er wurde 1769 enthauptet) verzögerte die Durchführung dieses Planes, welcher auch von seinem Nachfolger, dem ebenso weisen als unglücklichen Fürsten Gregor Ghila (1777 ermordet), nicht ausgeführt werden konnte, da während seiner Regierung die Bukowina an Österreich abgetreten wurde.

Hierauf erhielt das Land eine Militärverwaltung, welche bis zum Jahre 1787 dauerte.

Am 8. Februar 1786 erließ Kaiser Josef II. sein für die Bukowina epochemachendes Hofdecret, das unter dem Namen „Status quo“ bekannt ist. Dieses sichert dem Lande eine dreißigjährige Befreiung von allen, was immer für Namen tragenden landesfürstlichen Contributionen, verspricht in kurzem die Regelung der Rangverhältnisse unter den Grundbesitzern, beläßt dem Ohlitschen Urbarialgesetze, „Chrysw“ genannt, seine wirkende Kraft, und bezweckt ausdrücklich die Vermehrung der Bevölkerung in der Bukowina und vorzugsweise in den drei Städten: Ezernowitz, Seret, Suczawa. Als Mittel für letzteres werden anempfohlen: zweckmäßige Ordnung in den Städten, Einführung der Magistrate und Gerichtsbehörden, und um den Städten Einkünfte zu verschaffen: die Festsetzung von Taxen bei der Einfuhr von Getränken und die Bewilligung des Standgeldes. Für die Stadt Ezernowitz wird insbesondere empfohlen: die städtischen Gründe an Ansiedler zu Wohnhäusern und Werkstätten unentgeltlich zu vergeben, damit die Zahl der Bewohner zunehme u. s. w.

Infolge dieser ausdrücklichen Weisung wurde im Jahre 1788 das Territorium der Stadt sammt ihren Dörfern beschrieben, und alles zusammen als ein einziger Körper behandelt, wodurch die Annäherung der Dörfer an die Stadt keinen weiteren Hindernissen unterlag, so daß sie zuletzt sämmtlich als Vorstädte erklärt werden konnten.

Durch diese Maßregeln, und namentlich durch die unentgeltliche Vergabung von Bauplätzen, wuchs die Stadt derart rasch empor, daß sie im Jahre 1880, also 94 Jahre nach Erlangung des „Status quo,“ bereits 45.600 Einwohner zählte. Ein so schnelles Aufblühen verdient in der That ebensoviel Bewunderung, als die Maßregeln, durch welche dasselbe bewerkstelligt ward, Dank und Anerkennung verdienen.

Die Stadt Ezernowitz beherbergt in ihrem Innern eine aus Ruthenen, Rumänen, Deutschen, Polen, Juden, Griechen und Armeniern bestehende, gemischte Bevölkerung, zu welcher letzterer noch die Lippowaner, und sogar die Zigeuner ihr gewöhnliches, alljährliches Contingent stellen, so daß man an Markttagen nicht selten vom Naturgewande des Zigeunerjungen an bis zur tadellosen Toilette nach den neuesten Wiener oder Pariser Modejournalen eine ganz interessante Stufenfolge von Trachten bunt nebeneinander zu sehen bekommt.

Ebenso verschiedenartig als die Bevölkerung, zeigt sich hier die Religion vertreten. Katholiken und Protestanten, Bekenner der griechisch-orientalischen sowie griechisch-unierten Kirche, unierte und nicht unierte Armenier, Kosakowiken, Israeliten in mehreren Secten u. s. w. leben hier in geselliger Eintracht und obgleich die orientalische Religion die herrschende im Lande ist, so kann man keineswegs irgendeine Anfeindung der verschiedenen Glaubenssecten untereinander nachweisen. Auf diese Art bildet Ezernowitz für den Reisenden ein kosmopolitisches Bild von weit höherem Interesse, als es

die in dieser Hinsicht so vielfach gepriesenen Städte Nordamerikas aufzuweisen im Stande sind.

Ob schon in neuer Zeit so manches zur Verschönerung der Stadt geschehen ist, so zeigen doch noch mehrere Gegenden in derselben ein entschieden ländliches Aussehen. Zu diesem Aussehen tragen, nebst der großen Ausdehnung der Stadt, die Häuser selbst sehr viel bei, weil ein großer Theil derselben nur ebenerdig und aus Holz gebaut ist. Zu den hervorragendsten öffentlichen Gebäuden gehören: die griech.-orientalische Kathedrale, der Palast des griech.-oriental. Erzbischofes, die griech.-orientalische Paraskeatirche, die röm. katholische, die protestantische, die russische Kirche, die alte Synagoge, das Rathhaus, das Militärspital, das Landhaus, das Generalcommando und das Criminalgebäude. Die Privatgebäude sind einfach, ihre einzigen Frontzierden sind die an den meisten einstöckigen Häusern angebrachten Balkone.

Ebenso einfach wie die Häuser, erscheinen auch die vielen Privatgärten, welche beinahe durchwegs nur der Obstcultur gewidmet sind. Eine ehrenvolle Ausnahme von dieser Schmudlosigkeit bildet der große Volksgarten, in welchem der Besucher durch das in edlerem Stile erbaute Schützenhaus, so wie durch ein öffentliches Badehaus angenehm überrascht wird.

Unter den Vorstädten von Czernowitz ist Kosch die ausgedehnteste und volkreichste; ihre Lage ist eine malerische, da die Häuser und Gärten den ganzen Südostabhang des Berges Zecina bedecken, und von der Höhe der eigentlichen Stadt betrachtet, ein reizendes Bild geben. Nächst Kosch ist bezüglich ihrer Bedeutung die Vorstadt Klokuczta zu nennen. Sie liegt an beiden Ufern des Klokuczabaches, in Schluchten und über schroffen Abhängen zerstreut, und gewährt gleichfalls einen malerischen Anblick.

In der Stadt fanden wir ein fröhliches und bewegtes Leben und so wenig sich das übrige Europa darum kümmern mag, so erfreut sich doch Czernowitz seiner guten Küchen, seiner guten Waren, seiner frohen Feste und seines großen Ruhmes weit und breit, und alle russischen Beamten aus Chocim, Kamieniec und dem benachbarten Bessarabien, sowie die Bojaren aus der Moldau, wenn sie sich einmal gütlich thun wollen, kommen auf ein paar Tage nach Czernowitz, trinken dort guten Ungarwein und kaufen ihren Frauen hübsche Wiener Waren. Die Stadt kam uns nicht anders als eine Vorstadt von Wien vor, freilich 150 Meilen von der Hauptstadt entfernt. Alle Läden waren mit guten Wiener Waren gefüllt, alle Häuser mit großen bunten Inschriften versehen, durch welche die Kaufleute ihre Weine, ihre Bijouterien, ihre Tücher und Manufacturen empfahlen.

Des andern Tages fuhren wir nach dem nahen Sadagóra, um daselbst das Treiben auf dem großen Viehmarke anzusehen, auf welchem Rinder, Pferde und Menschen von weit und breit zusammenkommen.

Es ist wirklich ein interessanter Anblick, der Sadagórer Viehmarkt!

Von dem Städtchen zieht sich gegen Norden ein sehr ausgedehntes, vierediges, mehr als 100 Foch enthaltendes Gefilde, auf welchem der Viehmarkt abgehalten wird. Im Mittelpunkte des Marktplazes steht ein Brunnen mit Rad und Eimer. Wenn keine Marktzeit ist, dient der Platz als Hutweide für zahlreiche Kühe und Ziegen, zur Marktzeit dagegen bedeckt er sich mit tausenden von Kindern und Menschen.

Tags zuvor, schon in der ersten Morgenämmerung, hört man ein verworrenes Geräusche vor dem Hause des Richters in der breiten Gasse, gleichsam dem Vorhofe des Marktplazes. In ununterbrochenen Haufen ziehen die Bauern von weit und breit aus der Bukowina herbei, die Paare vor sich hertreibend, das heißt Ochsen, paarweise gekoppelt oder gleich ganze Ställe von mehr oder weniger Stück. Sowohl die einzelnen Paare als die ganzen Ställe stellen sich entweder in der Gasse selbst auf, oder auf dem Rande des Marktplazes um die Zäune oder die Rückfronten der Häuser. Stets schleppt sich einer Anzahl Ochsen ein kurzes Wägelchen nach — arm-selig wie sein Besitzer — und auf diesem befindet sich hochgehäuft Maisstroh oder Heu, quer geschnürt, so daß die ganze Fuhrer wie budlicht erscheint. Wo jemand Platz findet, dort bleibt er stehen, spannt die Ochsen aus und bindet sie zugleich mit den zum Verkaufe bestimmten Thieren an den Wagen, wirft ihnen Heu oder Maisstroh vor und schaut umher. Und es gibt auch etwas zu schauen!

In gleicher Linie, in geringer Entfernung von den benachbarten Zäunen, erstrecken sich zwei Reihen von Felbhütten, deren Baustil viel zu einfach und alterthümlich ist, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten. Vier runde Holzsäulen an den Ecken, von vorne, wo die Thüre stehen soll, ein gänzlich randfreier Ort, und beide Seitenwände und die Rückwand, so wie es der Zufall fügte, aus Zaunstücken, alten Thoren und Holzwerk von allerlei Länge und Dide, übereinander gestellten Brettern zc. zusammengesetzt; ein Dach nach rückwärts geneigt, theils mit Brettern, theils mit verschiedenen Leinwand- und Kosenfegen gedeckt, das ist die Markthütte von Sadagóra, malerisch und alterthümlich, wie es sich nur ein Maler wünschen kann, ein wahres Prototyp eines griechischen Tempels im dorischen Stile! Manche haben das ganze Dach aus Leinwand und bilden so den Übergang zu den ihnen nachbarlich stehenden Zelten, die aus den buntschmigsten Fegen zusammengeslickt sind und an denen schon der türkische Stil ersichtlich wird. Diese geräumigen Felbhütten und Zelte werden von Familien des auserwählten Volkes bewohnt, welche hier Brantwein, Bier, Brod und Semmeln ausbieten; ringsherum nehmen Tische und Bänke den Raum ein. Vor diesen Gebäuden sitzen romanische und jüdische Weiber mit verschiedenen Eiswaren. Hier macht sich der scharfe Geruch von Schaffkäse (Bryndza) geltend, da siehst du Brod aus Maismehl gebacken, schön weiß, aber nicht schmackhaft, Brezeln, mit Eierdottern gelb bemalt, liegen stoßweise in Trögen; gelbe,

überreife, kolossale, mit Knoblauch und Dille gesäuerte Samengurken werden in Kannen verkauft und eine alte Jüdin nimmt sie mit der Naturgabel, nämlich den fünf Fingern, einzeln heraus und bewirtet damit die Käufer auf einem hölzernen Tellerchen; dort miszt eine andere Tochter Sions eine Maß saurer Milch zu und etwas weiter verkauft man Rüben und saure romanische Weintrauben neben ganzen Bergen von Kürbissen und Melonen. Ein Theil der zwischen diesen Bergen ausgebotenen Gswaren und Getränke ist ausschließlich für das Landvolk bestimmt, und besonders wieder für die Hirten, welche wie an einen Zauberkreis gebannt um diese lustigen Hütten und Zelte herum stehen und sitzen und gehen. Hier ist der ausschließliche Schauplatz ihrer Thätigkeit: Wer des Hirten benöthigt, auf einen Wink mit der Banknote stehen ihm seine Dienste zugebote.

Der bewölkte Himmel zieht sich mehr über Sadagóra zusammen und ein dichter Regen kommt herab. Die Bauern wenden ihre Pelze mit der Fließseite nach auswärts und die Grundwirte aus Czernowitz, welche in ihren Festtagsmützen erschienen waren, gehen barhaupt herum, die Mütze unter dem Arme; denn der Kopf wird wieder trocken, aber der Schafsmütze könnte es doch schaden. Andere wenden die Mützen nach auswärts, da aber das Pelzfutter ohne Wahl aus den verschiedenartigsten Stücken zusammengeknäht ist, so haben manche weiße Dreiecke von Ziegenfell neben schwarzen Vierecken und Polygonen von Schaffell, so wie es gerade dem Kürschner zur Hand war. Diese buntscheckigen hohen Mützen, bei den langen Haaren und Rasen, den herabhängenden Schnurrbärten und den unförmigen, auch oft buntscheckigen Pelzen, geben den Bauern den Ausdruck wilder Noheit. Manche wieder untwinden die Mützen mit gewundenem Heu, um so gleichsam eine Decke zu schaffen, was aber noch wunderlicher aussieht. Die Grundwirte von Seret, welche weiße Slovakenmäntel tragen — Mäntel, rückwärts mit einem viereckigen Luchsflecke mit schüttern, langen Fransen anstatt des Kragens — ziehen diese über den Kopf und binden sie mit den Fransen gewöhnlich an einem Ende fest und machen auf diese Weise ungeheure, schief gegen Himmel ragende Kapuzen. Dasselbe thun die romanischen Gebirgsbewohner aus Siebenbürgen mit ihren schwarzen Mänteln, indem sie ihre Kapuzen in Form eines spitz nach oben ragenden Hornes zusammenknöpften. Die Weiber folgen ebenfalls diesem Beispiele und ziehen sich in ihre Kapuzen zurück. Die größere Zahl der Männer und Weiber geht barfuß, nur einige tragen Bastische. Die Viehwärter drängen sich haufenweise zu den Markthütten und Zelten, das Gedränge ist ungeheuer und für die Diebe eine reiche Ernte. Ein zerlumpter Zigeuner krakt auf der Geige bald die lustige Tanzweise der Kolomyjka, bald schwermüthige ruthenische Nationallieder, bald wieder die klagenden Weisen der Rumänen herab und ein anderer Zigeuner schlägt dazu auf einer kleinen Trommel den Takt. So mancher bleibt hier gaffend stehen, während ihm ein Langfinger den Beutel aus der Tasche zieht.

Auf dem Hauptmarkte zwischen den Herden ist wieder eine ganz andere Welt. Mehrere tausend Stück Vieh stehen herdenweise auf dem Plage, die zusammengehörigen immer für sich, und man achtet darauf, daß sie sich nicht vermischen. Übrigens stehen die Ochsen ruhig, nur muß man sie zur rechten Zeit füttern und tränken; sie weiden oder liegen wiederkäugend in kleinen Scharen herum. Sogar mit der Tränke gibt es weniger Schererei, als es scheinen möchte; zwischen den einzelnen Herden sind Zugänge freigelassen, welche zwar eng sind, aber sich auf Zuruf erweitern, denn die Knechte treiben aus eigenem Interesse jeder seine Herde zusammen, um der getriebenen Herde den Durchgang zu erleichtern. Man treibt das Vieh in den nahen Bach zur Tränke oder zu der eigens dazu ausgegrabenen brackigen Lache. Nur dann überfällt die Verkäufer und Ochsenknechte Schrecken und Entsetzen, wenn kaltes Regenwetter mehrere Tage anhält, so daß den Ochsen die Geduld ausgeht; dann erheben sie sich auf das Beispiel eines von ihnen mit ungeheurerem Gebrüll allgesammt, werfen die Schädel und Schweife in die Höhe und rennen blindlings in die nächsten Wälder, suchen Schutz unter den Bäumen und brüllen vor Schrecken und Kälte.

Jetzt liegen aber die Herden ruhig auf dem Plage, die podolischen Ochsen ruhig neben ihren Brüdern aus Bessarabien. Die bessarabischen Ochsen sind groß, mit gewaltigem Hörnerschmuck und gehören zu derselben Rasse wie die ungarischen. Es ist das ein Prachtvieh, dessen Heimat fast ganz Südeuropa ist. Sein besonderer Vorzug besteht außer seinem schönen Körperbau und schmackhaften Fleische, in der größeren Gelehrigkeit, deshalb taugt es auch zu landwirtschaftlichen Verrichtungen ganz vorzüglich. Ein solcher Ochse bedarf keines Antreibers und wenn er jung eingespannt wird, erlernt er seinen Dienst zur Verwunderung gut. Ob er sich von der Stelle bewegen, oder stehen bleiben, ob er sich nach rechts oder links wenden, ob er umkehren soll, zu dem allen bedarf es nur eines Wortes. Die menschliche Stimme, den Ton der Glocke und den Laut der Pfeife hört er gerne, deshalb muß man auch mit ihm sprechen und ihn gütig behandeln. In Ungarn kann man sich an dieser Rasse so recht satt sehen. Der Magyar sitzt oben auf dem Wagen, sechs ungeheuerere Ochsen mit riesigem Gehörne sind paarweise vorgespannt und ziehen denselben ohne Zügel, ohne Peitsche, allein durch den Zuruf gelenkt, über die große Theißbrücke von Tokaj. Am Ende der Brücke ruft der Magyar: Ha — ho! — Und die Ochsen bleiben stehen; er zählt die Maut, ohne sich vom Wagen zu rühren, ruft darauf: Ho! Ha — ho! Und die Ochsen ziehen an; cza! cza! cza! — Und die Ochsen wenden in eine schmale Gasse von Tokaj, wo stets Fuhrmannswägen hin und her fahren oder vor den Niederlagen stehen. Aber die sechs eingespannten Ochsen gehen gemessenen Schrittes weiter, Menschen und Häuser neugierig betrachtend und auf den ersten Ruf: cza! oder hout! kehren sie sich nach links oder rechts, weichen den Wägen aus, wenden um die Eckhäuser, ohne

Reitsche und Reitseil. Und ist eine solche Tugend von Seite dieses schwer arbeitenden Ackerthieres nicht sehr schätzenswert? Deshalb wissen auch die Käufer, und ganz besonders die ruthenischen Grundbesitzer in den Karpaten, diese Ochsen zu würdigen und sie kaufen andere nur ungern.

Die hier in Sadagóra lagernden bessarabischen Ochsen haben zwar als Steppenvieh nicht jene Zuthunlichkeit zum Menschen wie das ungarische unter Menschen aufgezogene Ackervieh, gleichwohl ist auch ihre Gelehrigkeit im Verhältnisse zu andern Rassen größer.

Die podolischen Ochsen wird auch der Nichtkenner auf den ersten Blick unterscheiden. Sie stehen auf kurzen Füßen, haben länglich-runde, fass-ähnliche Körper mit herabhängender Wamme, kleine, runde Hörner und ebenfalls graue Farbe. Das podolische Vieh ist weniger gelehrt als das großhörnige bessarabische, gleichwohl paßt es sehr gut zur Mastung, setzt viel Fett an, und ist übrigens ausdauernd und beim Füttern nicht wählerisch. Letztere Eigenschaft ist schwerwiegend, denn es gibt in der Landwirtschaft nichts widerwärtigeres, als ein Thier, das nicht fressen will, mit dem man demnach eine Ausnahme machen und für das man extra ein kostspieliges Futter herbeischaffen muß. Die podolischen Ochsen gewöhnen sich, jung eingespant, auch an den Zug, später jedoch schon schwerer.

Jede Herde wird von den Ochsenknechten behütet, welche mit Knütteln in der Hand ringsherum gehen, auch hat jede Herde ihre eigene, in Haufen aufgespeicherte Futterniederlage, bei welcher die Knechte Feuer anzünden und sich das Essen bereiten. Bei jeder Herde steht zu Pferde der Zuzähler in seiner weißen Bunda, gewöhnlich die Kapuze auf dem Kopfe und eine knotige zusammengelegte Karbatsche in der Hand.

Stellenweise siehst du ein Kaufmannswägelchen oder eine Britschka, manchmal sogar die alterthümliche Kutsche eines Bojaren, und bei allen diesen Fahrzeugen stehen die ausgespannten Pferde, die sich das Heu wohl schmecken lassen.

Die Juden machen die Makler und zeigen sich von allen vier Seiten der Windrose aus malerisch; sie schlagen den Untertheil ihrer Kastrane oder Schlafröcke hinauf, stecken ihn unter den Gürtel und patschen in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Koth herum, bleiben auch darin stecken und ziehen mit Anstrengung den Fuß wieder heraus, bei welcher Gelegenheit die Welt der löcherigen Strümpfe ansichtig wird; da es aber in Sadagóra keine gaffenden Witzbolde gibt, so bleibt das unbespöttelt. Dagegen hält jeder Jude einen Stod und Regenschirm in die Höhe und der Makler schreitet langsam dahin und dorthin und als erfahrener Mann hat er die leichten vaterländischen Pantoffeln mit schweren Stiefeln vertauscht. Es ist das aber auch ein Koth, ein wahrer Jahrmarktstoth, zu dessen Bildung der strömende Regen, das Hin und Her der vielen Menschen und endlich die Tausende von Thieren beigetragen haben.

Der Tag neigt sich zu Ende. Die Knechte zünden die Feuer an, überzählen nochmals die Herde, wickeln sich in ihre Bunden, legen sich hinter die Heuberge, um wenigstens vor dem Windstrieche geschützt zu sein und überlassen sich der Rast. Hier und da steht ein Pferd, entweder mit einem Mantel bedeckt oder ohne Bedeckung, zusammengekrümmmt, mit herabhängenden Ohren, gegen den Boden gesenktem Kopfe, triefend von Nässe. Der Marktlärm schweigt, das Gedränge der Bauern hat aufgehört und die Juden sind verschwunden; nur von den Zelten und Marktbuden her dringen wilde Ausrufe, der Klang der Geige und der Schall der kleinen Trommel herüber.

In der Nacht hat es sich aufgeheitert und morgens zeigt der Jahrmarkt eine ganz andere Gestalt. Die Knechte und Aufseher wärmen sich an der Sonne und trocknen ihre durchnässten Pelze und Bunden an den heißersehnten Sonnenstrahlen. Die Bauern streuen ihren Pferden und Ochsen Maiskolben vor, welche diese mit solchem Appetite verzehren, daß ihnen von der süßen Nahrung das Maul überhäumt. Es ist das ein gesundes und schmackhaftes Futter; mit einem Arm voll füttert man ein Paar Thiere ab. Der Lärm wird immer bunter und tosender und der Inhalt all der Gespräche, all des Geräusches, dreht sich um Brantwein und Brot, die Herde und die Bezahlung.

So geht es bis zum Ende des Jahrmarktes. Da kommt noch ein russischer Officier und kauft Pferde. Man jagt ein Gestüte wilder Steppensperde zur Beschäftigung gegen eine Ochsenherde heran. Die Pferde wollen zurück, doch der Rosshirt zwingt sie zur Umkehr, die Ochsen mengen sich untereinander; die Pferde wollen auf einer andern Seite durchbrechen, da wirft der Rosshirt den Lasso und eine prachtvolle schiedige Stute liegt auf dem Boden. Die Juden springen hinzu, halten sie fest, der Rossknecht wirft ihr die Halfter über und befestigt sie an dem Halse eines starken zahmen Pferdes, worauf alle wegspringen. Das Pferd springt auf und steht einen Moment verdutzt da, unterdessen sich die adeligen Herren und die Frauen auf die Wagen flüchten. Das eingefangene Pferd reißt sich herum, aber willig oder nicht, muß es seinem Gefährten folgen. Bald hatte man auf dieselbe Weise ein zweites Pferd eingefangen und ein Jude setzte sich auf dasselbe. Hier beginnt man eine gekaufte Ochsenherde zu zeichnen. Ein Jude greift in die Farbe, die ein anderer in einem Scherben herbeigebracht, springt zu den Ochsen und beginnt sie zu markieren. Aber das Steppensperd mit seinem Reiter stürzt in die Mitte dieser Ochsenherde, tanzt herum, die Ochsen rennen auseinander, die Juden und Ochsenknechte fluchen, der Edelmann, dem die Ochsen gehören, ebenfalls; zuletzt springen Juden hinzu, ergreifen das Steppensperd bei der Halfter und führen den sich bäumenden Wildling heraus. Endlich werden die Ochsen doch wieder zusammengetrieben, gezeichnet, der Edelmann setzt sich mit seinem Schaffner in die Britschka und fährt davon. Auch wir hatten Zeit nach Gzernowiz zurückzufahren, wo ein kleiner Kreis von lieben Bekannten uns erwartete.

4. Von Czernowitz nach Suczawa.

(Über Kuczurmare und Hliboka nach Seret. — Fontina alba und die Secte der Lippowaner. — Hadissalwa; Nodany. — Die Klöster Suczawica und Putna und ihre Kunstschätze. — Die ehemalige Hauptstadt der Moldau, Suczawa, und ihre Geschichte.)

Die Bahnglocke ertönt zum drittenmale, ein schriller langathmiger Pfiff und schwer pustend setzt sich die Locomotive in Bewegung. Wir kommen nach Kuczurmare mit 7700 Einwohnern, dann geht es nach Hliboka, uns bekannt durch die unferne „schwarze Alm,“ wo der Polenkönig Johann Albrecht aufs Haupt geschlagen worden (1497) und bald darauf dampfen wir quer durch das Flußthal des Seret; links $\frac{1}{2}$ Stunde von der Bahn liegt Seret, eine der ältesten Städte der Bukowina, meist von nichtunierten Armeniern bewohnt und rechts von der Bahn Fontina alba, der eigentliche Mittelpunkt des lippowanischen Lebens und Treibens in der Bukowina. Es liegt an einem Nebenflüßchen der Suczawa auf einem Längenplateau, von welchem aus man eine herrliche Aussicht über die Waldkarpaten genießt.

Die Lippowaner, auch Philippowaner, werden so genannt nach ihrem Anführer Philipp Pustošwiat, unter dem sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus Rußland flüchteten. Sie sind eine russische Secte und zwar ein Zweig der Koscolniken, die sich aber selbst Altgläubige nennen. Diese „Altgläubigen“ entstanden, als zu Ende des 17. Jahrhunderts der Moskauer Patriarch Nikon eine Revision der alten Bibelübersetzung, dann der alten Gebet- und Gesangbücher vornehmen ließ. Gerade aber an diesen alten Büchern hängen die „Altgläubigen“ mit größter Zähigkeit; nach ihrer Ansicht war mit jener Revision zugleich eine Fälschung des alten Glaubens verbunden, sie wollten von den neuen Büchern nichts wissen und wurden so zur Secte. Im allgemeinen unterscheidet man unter den Lippowanern zwei Hauptparteien: die mit Priestern und die Priesterlosen. Die mit Priestern (Popen) versehenen Lippowaner haben ihre ordinierte Geistlichkeit und leben im Ehestande, obzwar auch bei ihnen der ehelose Stand als vollkommener angesehen wird. Die priesterlosen Lippowaner erkennen kein geistliches Oberhaupt an, halten die Priesterweihe der russischen Geistlichkeit für unrecht, und dulden unter sich keinen ordinierten Geistlichen, sondern überlassen die Verwaltung des Gottesdienstes den Gemeindegästen „Stariks,“ die sie jedoch auch „Popen“ nennen und die den ehelosen Stand für ein wesentliches Erfordernis des Christenthumes halten. Die Lippowaner, besonders aber die priesterlosen, waren häufigen Verfolgungen in Rußland ausgesetzt, weil sie sich von den russischen Gebräuchen und Satzungen fern hielten und so verließ schon im Jahre 1700 eine große Zahl von ihnen, unter Führung des Philipp Pustošwiat, eines einfachen Bauern, die alte russische Heimat und ließ sich

in dem polnischen Litauen nieder, von wo sich später ein Theil nach Ostpreußen begab, wo es noch heute etwa 10 lippowanische Colonien gibt.

In die Bukowina kamen sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und zwar zur Regierungszeit des Kaisers Josef II., der ihnen auch gewisse Privilegien: freie Ausübung ihrer Religionsgebräuche, selbständige Verwaltung ihres Kirchen- und Schulwesens, Befreiung vom Militärdienste u. ertheilte. Es wanderten damals priesterliche und nicht priesterliche Lippowaner ein, welche nun zum Theile dicht neben einander wohnen. In Fontina alba leben popische, in dem dicht daneben liegenden Dorfe Klimouz unpopische Lippowaner.

Die Lippowaner der Bukowina sind fleißige Leute, welche Ordnung, Reinlichkeit und Nüchternheit lieben, und sich besonders mit dem Ackerbau, der Obstcultur, mit Anlegung von Teichen u. beschäftigen. Sie haben manches Eigenthümliche an sich, wodurch sie sich von Andersgläubigen sehr unterscheiden. Den Eid halten sie für unerlaubt, und eine einfache Bethuerungsformel wird an dessen Stelle für ausreichend gehalten. Ihre hergebrachte Kleidung dürfen sie nicht verändern, sich auch den Bart nicht scheeren. Sie müssen sich aller geistigen Getränke enthalten, eine strenge Zurückgezogenheit von allen andern Glaubensgenossen (die sie für unrein halten) beobachten, dürfen keine gemischten Ehen eingehen und müssen sich auch des Gebrauchs ärztlicher Hilfe enthalten, weil sie jedes Leiden für eine von Gott auferlegte Buße halten. Die Ehe ist in ihren Augen keine kirchliche, sondern eine bürgerliche Einrichtung. Trotz ihrer Strenge gegen Andersgläubige, mit denen sie nicht essen und nicht trinken dürfen, sind ihnen doch die Pflichten der Gastfreundschaft nicht unbekannt.

Die priesterlosen Lippowaner haben von den sieben Sacramenten nur die der Taufe und Buße beibehalten. Zur Ehe ist bei ihnen die Einwilligung, des Brautpaares, der Eltern oder nächsten Verwandten und die Anwesenheit mehrerer Zeugen genug. Die Frau erhält nicht den Zunamen, sondern den Vornamen ihres Mannes. Ehescheidungen sind erlaubt, doch dürfen sich die Geschiedenen unter keinen Umständen mehr verheiraten. Hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses und der übrigen Lehren stimmen die Lippowaner mit der griechisch-orientalischen Kirche überein.

Die Tracht der Männer ist die altrussische, der Bart wird nie geschoren. Die Kleidung der Frauen ist unschön und meist von grellen Farben. Eine hohe Mütze und ein Gewand, das die Form des Körpers ganz entstellt, macht sie wandelnden Kegeln ähnlich.

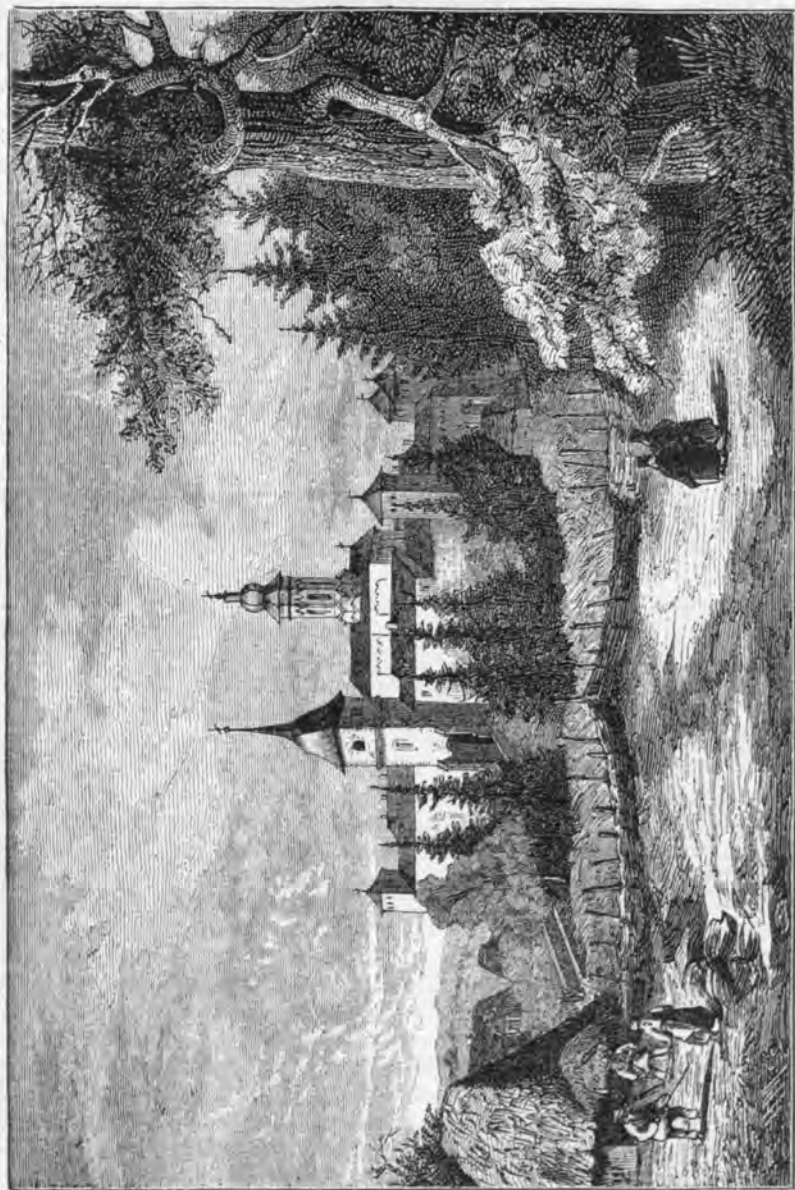
Weiter auf der Bahn, gegen Suczawa zu, erreichen wir die Station Haditsalva, eine Ansiedlung der Szekler, in deren Nähe die Stadt Kadasz mit 11.200 Einwohnern und dem berühmten k. k. Militärgesüße mit einem Stande von 2000 Pferden sich befindet. Früher war diese Stadt der Bischofssitz, und die dortige Kathedrale birgt mehrere Denkmäler moldauischer Fürsten.

Südöstlich von Kabaug liegen die beiden Klöster Suczawica und Putna, inmitten von Wäldern und Bergen; es sind das Bauobjecte von nur bescheidenen Dimensionen, aber von großem Interesse, da sie eine vorwiegend selbständige kirchlich-nationale Kunstthätigkeit auf Grundlage des byzantinischen Stiles nachweisen, sowohl hinsichtlich der Gesamtconstruction als speciell einer Entwicklung des Kuppelbaues und der Kuppelform.

Von Kirchenparamenten, Geräthschaften und sonstigen Gegenständen der Kircheneinrichtung hat sich, trotz des einstigen großen Reichthums, nur wenig erhalten. Der größte Theil dieser Schätze, wohl auch der wertvollste ist im vorigen Jahrhunderte bei Gelegenheit der Aufhebung der Klöster von gläubenseifrigen Mönchen nach der Moldau geschafft worden. Die bedeutendsten Schätze, die sich noch erhalten haben, sind die Altar- und Gewandstickereien, die Grablegung Christi und die Bilder der Stifter aus den Klöstern Putna und Suczawica. Die Ausführung ist sehr präcis, die nackten Körpertheile sind in einer die Natur imitierenden farbigen Seide, mit einem sehr flachen Stiche ausgestickt, welcher eine genaue Contour und eine vollständige Abtönung der Farben ermöglicht. Die Gewandungen sind durchaus in Gold und Silber gestickt und es ist dabei eine solche Mannigfaltigkeit sowohl in der Structur des Gold- und Silberfadens als auch in der Behandlung des Stiches entwickelt, daß sich daraus auf eine vollkommene künstlerische Ausbildung der Stickerei in dieser Hinsicht schließen läßt. Die Hauptcontouren der Gewandungen sowohl als des Faltenwurfes, der Heiligenscheine und des ornamentalen Details sind größtentheils mit Perlen, häufig von sehr ansehnlicher Größe, eingefasst. Das ornamentale Detail ist theils in farbiger Seide, theils in Silber und Perlen gestickt. Der Untergrund dieser Stickerei ist ein doppelter und besteht aus rothem oder blauem Atlas, über welchen eine starke Leinwand behufs der Stickereien gespannt ist. Nach Vollendung dieser Stickereien wurde diese Leinwand den Contouren derselben entlang herausgeschnitten, wodurch der eigentliche rothe oder blaue Grund zum Vorschein gekommen ist.

Die figuralen Darstellungen dieser Stickereien und ihres Details sind durchaus in der strengen Form der byzantinischen Kunst entworfen und ausgeführt; ihre imponierende Größe (mehrere davon sind 2·2—2·8 m lang und ebenso breit) und kostbare Ausführung geben das beste Zeugnis von der einstigen Bedeutung und dem großen Reichthume dieser Klosterkirchen.

Ebenso bedeutend in den figuralen Darstellungen als auch in der technischen Ausführung sind die noch erhaltenen Messgewänder. Von sonstigen Geräthschaften sind noch einige Evangelienbücher mit schönen, in Silber getriebenen Reliefdarstellungen an den äußern Deckelflächen in Putna und Suczawica, ferner ein paar in sehr schöner, silberner Filigranarbeit und getriebenen Reliefdarstellungen ausgeführte große Repiden in Putna und einige kleinere Kirchen- und Altargeräthschaften in derselben Klosterkirche



Das Zisterzienser-Kloster Engelthal.

erhalten, welche einen Beweis liefern, daß sich auch die Kleinkünste um die Erhaltung und Weiterbildung der byzantinischen Kunsttradition bemüht haben.

kehren wir wieder an den Ort zurück, wo wir die Bahn verlassen haben, nach Hadikfalva, und fahren wir nach Suczawa. Freilich wäre lohnend gewesen, die großen Salz- und Steinkohlenlager von Kaczyka an dem Flüsßchen Soloniec zu besuchen; aber man kann eben nicht alles sehen.

Suczawa, die ehemalige Hauptstadt der Moldau, liegt eine Wegstunde vom Bahnhofe entfernt am gleichnamigen Flusse und zählt gegenwärtig 10.100 Einwohner.

Einst war Suczawa befestigt und obwohl sich aus vergangenen Zeiten von den Festungswerken nur wenige Trümmer erhalten haben, so bietet doch die Stadt durch ihre merkwürdigen Schicksale ein reges geschichtliches Interesse dar. Die bedeutendsten Ereignisse sind die Eroberung Suczawas durch die Polen unter Sieniamski im Jahre 1456 und dessen Zurückeroberung durch Stephan d. Gr. im darauffolgenden Jahre. Neun Jahre später zog Matthias Corvinus gegen Suczawa, wurde jedoch von Stephan zurückgeschlagen. In den Jahren 1470 und 1485 wurde Suczawa von den Türken an mehreren Seiten in Brand gesteckt und der größte Theil der Stadt vernichtet.

Im Jahre 1497 belagerte der Polenkönig Johann Albrecht die Stadt vom 24. September bis zum 19. October, ohne etwas auszurichten; ebenso vergeblich berannte 1509 die Stadt der polnische Wojewode Kamienski. Im Jahre 1539 kam Sultan Soliman nach Suczawa und ließ die Bojaren anstatt des Peter Raresch, gegen den sie Klage geführt hatten und der nach Siebenbürgen entflohen war, einen neuen Fürsten wählen. Man wählte Stephan, mit dem Beinamen „Heuschrecke“, weil unter ihm Heuschrecken dermaßen das Land verheerten, daß eine große Hungersnoth hereinbrach. Aber schon zu Ende des Jahres wurde dieser Fürst zu Suczawa in seinem Schlafgemache ermordet; die Urheber dieser Verschwörung waren der Kanzler Totuschan und der Hetman Michael, welche mit ihren bewaffneten Dienern hereindrangen, die Thüre sprengten, und den Fürsten, der im Hemde aus dem Bette aufgesprungen war, um sich zu vertheidigen, ermordeten. Jetzt wurde ein Diener des Hetmans Michael, namens Alexander Kornea, zum Fürsten erhoben, jedoch schon im folgenden Jahre (1540) ebenfalls ermordet. Die Ermordung Stephans sollte aber nicht ungeahndet bleiben; denn schon 1541 kam Peter Raresch nach Suczawa zurück, ließ die Verschwörer gegen sich, sowie die Mörder Stephans aufgreifen und qualvoll hinrichten.

Im Jahre 1561 war Suczawa abermals der Schauplatz innerer Unruhen; nachdem nämlich der Fürst Alexander „der Lapuschaner“ geflohen war, nahm der Grieche Johannes Despota Besitz von Suczawa. Er ließ die Burg neu befestigen und that überhaupt viel für die Verschönerung der Stadt; gleichwohl bildete sich 1563 eine Verschwörung gegen ihn, Johannes wurde verrathen und als er nach dreimonatlicher Belagerung aus der Burg

ritt, um sich dem türkischen Staatsboten als Gefangener zu ergeben, treulos ermordet.

Der vertriebene Alexander „der Lapuschaner“ unternahm im Jahre 1567 einen schrecklichen Verheerungszug gegen die Moldau, alle Festen des Landes, auch Suczawa, wurden zerstört und letzteres erst 1650 von Jeremiä Mohila wieder aufgerichtet. Aber seine schwersten Tage erlebte Suczawa in den Jahren 1669 bis 1679 während der Regierung des Fürsten Stephan Petriceiko und der späteren Regierung des Fürsten Demeter, wo Polen und Tataren abwechselnd das Land verheerten; Suczawa wurde ver-



Góra Valeputna.

brannt und die Übersiedlung des landesfürstlichen und Metropolitanfiges nach Zasshy 1680 gab der Stadt den letzten Stoß.

Vom Jahre 1685 bis 1708 hielten meist die Polen den Platz besetzt; 1709 wurde Suczawa von Schweden und Kosaken besetzt und blieb bis 1713 in fremden Händen, bis endlich Fürst Nikolaus Maurokordato mit Hilfe der Türken die Schweden und Polen aus dem Lande vertrieb.

In der Metropolitankirche zu Suczawa liegen die Gebeine des griechisch-orientalischen Heiligen Johannes Novi, des Landespatrons der Bukowina, der Moldau und Bessarabiens. Er wurde 1332 als Märtyrer seines Glaubens

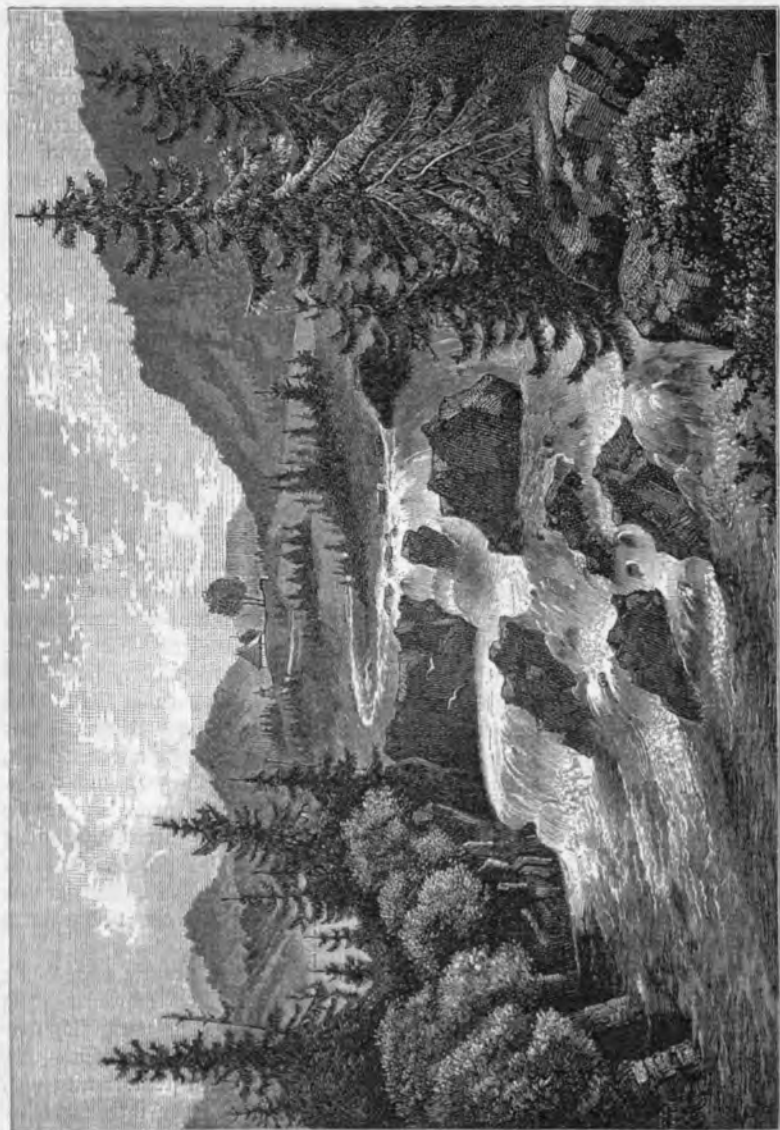
auf Befehl des Paschas der Stadt Adjerman gemartert und zuletzt an den Schweif eines wilden Pferdes festgebunden und durch die Gassen der Stadt zu Tode geschleift. Mehr als 70 Jahre blieb der Leichnam des Heiligen in Adjerman, während welcher Zeit durch denselben mehrere Wunder geschahen; erst Alexander der Gute, Fürst der Moldau, ließ die sterblichen Überreste des Heiligen unter großem Gepränge und ungeheurem Andrang des Volkes nach Suczawa übertragen, wo sie in der Metropolitankirche beigesetzt wurden. Als später Bassy die Hauptstadt der Moldau wurde, übertrug man nebst der Metropole auch die Reliquien des Heiligen dorthin. Im Jahre 1686 ließ, wegen der unausgesetzten Tataren- und Türkenkämpfe, der gottesfürchtige Wojewode Constantin Kantemir, im Einvernehmen mit dem Polenkönige Johann Sobieski, die Reliquien zur Sicherheit nach der Stadt Zolkiew in Galizien, dem Eigenthume der Familie Sobieski, bringen, wo sie durch mehr als 100 Jahre blieben. Als jedoch die Bukowina in den Besitz Oesterreichs kam, wurden diese Gebeine in Folge der Bitten des Radauger Bischofes Dositheus auf Befehl Kaisers Josef II. wieder in ihr früheres Grabmal im Dome zu Suczawa zurückgebracht, wo sie sich seitdem befinden.

In einem Seitenthale der Suczawa, nordwestlich von der gleichnamigen Stadt, liegt das große Basilianer-Kloster Dragomirna, welches, 1602 in byzantinischem Stile erbaut, wohl zum Zielpunkt eines lohnenden Ausfluges gemacht werden kann.

5. Wanderungen im Moldawa-, Bistritz- und Dornathale.

(Im Thale der Moldawa. — Der Fall der Suczawa. — Das Bistritzthal. — „Rollerstein“, eine Teufelsjagd. — Kirlibaba, Jakobeni, der Badeort Dorna watra.)

Mit Suczawa verlassen wir die Bahn; der Wagen und noch mehr das Huzulenpferd werden uns durch die romantischen Thäler der Moldawa, Bistritz und Dorna tragen. Mit Gura-Humora betreten wir das Flußgebiet der Moldawa, welcher entlang wir die Straße nach Rimpolung hinaufsteigen, in dessen Umgebung sich Petroleum- und Salzquellen befinden. In demselben Flußgebiete liegen auch das Kupferbergwerk Pozoritta und die deutschen Ansiedlungen Lonisenthal und Eisenau, mit Eisenhütten. Das Thal von Eisenau ist überaus reizend, es wird ringsherum von Ausläufern der Hochkarpaten eng umschlossen, deren Kuppen mit Urwäldern bedeckt sind, in welchen noch Bären und Wölfe haufen. Hier steht ein Denkmal, das einen großen, über die Tataren erfochtenen Sieg verkündet hat, heute jedoch verwittert und unleserlich ist. — Es geht weiter hinauf; die unermessliche Waldregion zeigt mehr oder weniger große Lichtungen, die meilenlang einen derart angenehmen Wechsel der Scenerien bieten, daß es uns scheint, als ritten wir unausgesetzt durch einen großen, künstlich angelegten Wildpark. In dieser



Engelnsfall bei Schiphol.

waldbreichen Gegend liegt Góra Baleputna. Wir überschreiten den Wassertheiler zwischen dem Quellgebiete der Moldawa und der Suczawa und sehen uns von einem jener düstern Kesselthäler der Hochcarpaten umfassen und zu unsern Füßen stürzt einer der malerischsten, wenngleich nicht größten Wasserfälle des östlichen Europas hernieder. Es ist der Fall der Suczawa, welche hier über schwarze zackige Schieferklippen niederbraust und darauf in einer tiefen Bergschlucht verschwindet. Ringsum erheben sich schwarz bewaldete Kluppen und im Mittelgrunde steht malerisch die kleine hölzerne Kirche von Schipot.

Wir kehren jetzt um, überschreiten die Wasserscheide zwischen der Moldawa und Bistrica und reiten das enge Thal dieses Flusses herab. Riesige Baumstämme, die von der Gewalt des Flusses gestürzten Söhne des Urwaldes, liegen ringsherum und strecken schaurig die modernsten Äste und die kolossalen, mit Fels, Erde und Moos bedeckten Wurzeln empor. Alte Fichten, vom Blitzstrahl versengt, stehen moosbewachsen wie zerbrochene Mumien vor uns. Todtenstille umgibt uns; da gewahren wir alte Aderfurchen, schon längst vom Walde überwachsen; wer hat in dieser Waldeinsamkeit einst mit frommer Hand den nährenden Pflug gezogen? — Der alte Hawrylo, unser huzulischer Führer, bemerkte ebenfalls den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und sagte zu mir: „Herrchen, schauen wir, dass wir weiter kommen, denn diese Furchen führen zum Palaste des Teufels, der nicht allzuweit von hier stehen mag.“ Darüber aufmerksam geworden, ließ ich mich in ein weiteres Gespräch ein und erfuhr von dem kräftigen Alten nachstehende Sage: Es war einmal ein Bauer, der hatte sechs Söhne; diese giengen eines Tages zur Feldarbeit und baten ihre Schwester, sie möchte ihnen das Mittagessen aufs Feld bringen. Sie sagte darauf: „Ich weiß nicht, wohin ich dieses bringen soll;“ darauf antworteten die Brüder: „Wir ziehen mit dem Pfluge von unserem Hause bis dorthin, wo wir adern werden, eine tiefe Furche, halte dich an diese, sie zeigt dir den Weg zu uns.“

Nun nahmen sie den Pflug und zogen eine tiefe Furche bis an die Stelle, wo sie ihre Tagesarbeit verrichten sollten; aber der Teufel gieng hinter ihnen, deckte die Furche zu und zog eine andere, die zu seinem Palaste führte. Das Mädchen nahm das Mittagessen, erblickte keine Furche und folgte ihrer Richtung durch tiefe Wälder, bis sie vor ein verzaubertes Schloß kam.

Mit Einbruch der Nacht kamen die sechs Brüder hungrig nach Hause und beklagten sich bei der Mutter, welche versicherte, ihre Schwester zeitig aus dem Hause mit dem Essen fortgeschickt zu haben; „sie muß sich verirrt haben, gehet und suchet nach ihr!“ — Die Brüder hatten ihre Schwester sehr gern, sie giengen deshalb nach allen Gegenden, fanden sie aber nirgends, bis sie auf den Gedanken kamen, der Furche zu folgen, der ihre Schwester nachgehen sollte. Sie thaten auch so und kamen vor das Schloß des Teufels,

wo ihre Schwester sich befand. Der Teufel warf sie ins Gefängnis und nahm sich ihre Schwester zur Frau.

Unterdes saßen die bekümmerten Eltern zu Hause und betrauernten den Verlust ihrer Kinder. Einmal kehrte die Mutter das Wohnzimmer aus und fand auf dem Boden eine Erbse, sie hob sie auf und legte sie aufs Fensterbrett; die Erbse rollte aber herunter. Die Mutter hob sie zum zweiten und drittenmale, auf und sagte: „Es wäre Sünde, wenn ich dich so auf dem Erdboden ließe,“ sie aß die Erbse und genas bald eines Söhnleins, welches man Kollerbslein nannte. Als der Junge größer wurde, sagte er einmal zu seiner Mutter: „Hab' ich denn niemals Geschwister gehabt? Wo sind diese jetzt?“ — Die Mutter erzählte ihm mit Schmerz von dem Verluste seiner Geschwister, worauf er mit Unwillen ausrief: „Ich muß sie auffuchen, gebt mir euern Segen!“ Nun gieng er der Furche nach durch Wald und Feld, bis er zur Fuchelsburg kam. Er trat hinein und erblickte eine schöne junge Frau, welche ihrem Manne die Mahlzeit bereitete. Der Teufel war nicht anwesend. Die junge Frau redete ihn an: „Was wollt Ihr, junger Herr, in diesem Schlosse,“ nehmt Euch in Acht, denn wenn mein Mann kommt, so seid Ihr des Todes.“ — „Mir ist das gleichgiltig, ich wollte dich aber fragen, wer du bist?“ — Sie erzählte nun von ihren sechs Brüdern, von dem Gange mit der Mahlzeit, wie sie hernach die Gemahlin des Teufels wurde und niemals mehr das Zauberschloß verlassen könne, wie auch ferner, daß ihre Brüder hier in einem ihr unbekannten Verließe schmachten. Daran erkannte Kollerbslein seine Schwester und forderte sie zur Flucht auf. „Aber du bist ein Kind des Todes, wenn du es wagst!“ — „Mir gleichviel, wenn ich dich nur retten könnte, fliehen wir!“ — Sie flohen also wieder längs der Furche nach Hause. Wie der Teufel heimkehrte, um Mahlzeit zu halten, fand er seine Frau nicht zu Hause, er ergriff wüthend seinen Stab und slog der Frau nach. Er holte beide ein und erhob seinen Stab zum tödtlichen Streiche, allein er ließ ihn fallen und sprach: „Diesmal noch, Schwager, übe ich mit dir Nachsicht, allein ein zweitesmal bist du verloren.“ Er ergriff die Schwester, schwang sich in die Lüfte und slog heim.

Kollerbslein gieng ihm wieder nach und hielt sich wieder an die Furche. Der Teufel kam nach Hause, aß sich satt und slog wieder in die weite Welt; Kollerbslein kam wieder ins Schloß, ergriff seine Schwester und slog aus Leibeskräften.

Wie der Teufel nach Hause kam, fand er nirgends seine Frau, er erinnerte sich an die frühere Entführung, er faßte seinen Stab, slog längs der Furche, holte die Fließenden mit Schnauben und Getöse ein, ergriff die Frau um den Leib, schmetterte das Kollerbslein mit einem Schlage todt zu Boden und slog von dannen.

Da kam des Wegs der schwarze Mann, welcher die Sonne lenkt. Er war ein wohlgefunter menschenfreundlicher Mann, sammelte Kollerbsleins Gebeine,

besprenzte sie mit dem lebendigmachenden Wasser und brachte so wieder Kollerbslein zum Leben. Als es die Augen aufthat, rief es: „Welch einen tiefen Schlaf hab' ich geschlafen!“ — „Ja wohl, den ewigen Schlaf,“ antwortete der schwarze Mann, „jetzt gehst du mit mir, denn du erlangst auf keine Weise deine Schwester und deine Brüder, wenn wir nicht andere Mittel ersinnen.“ — Nun hatte der schwarze Mann einen solchen Teich, daß, wer in ihm badete, sich dermaßen erfrischte, daß er überaus kräftig wurde und alles vollführen konnte, was er unternehmen mochte. In diesem Teiche badete der schwarze Mann allabendlich die Sonne und führte sie morgens wieder in die Höhe. In diesen Lebensteich versenkte er auch das Kollerbslein; nun gab er ihm ein großes Schwert und sagte zu ihm: „Jetzt geh, fürchte dich nicht und harre aus.“

Nun gieng Kollerbslein in die andere Welt zum Teufelschlosse und wartete, bis der Teufel aus der diesseitigen Welt käme. Als dieser ankam, begrüßte er gleich Kollerbslein: „Wie geht's, lieber Schwager, wie steht's mit der Gesundheit?“ Kollerbslein erwiderte den Gruß. „Nun Schwager,“ sprach der Teufel, „soll ich dich zuerst bewirten oder willst du gleich mit mir kämpfen?“ — „Ich habe nichts dagegen, weder gegen das eine, noch gegen das andere,“ erwiderte Kollerbslein.

Der Teufel bot ihm Eisenschrott, den er selbst zu verzehren anfieng, wovon jedoch der Gast nichts genießen konnte. Hernach sprach der Verfluchte: „Komm, jetzt kämpfen wir ums Leben.“ Beide giengen auf einen Platz von Blei, da sollte der Kampf stattfinden. Der Teufel schleuderte Kollerbslein mit solcher Gewalt auf den Bleiboden, daß dieser bis zu den Knöcheln einsank; wie Kollerbslein den Teufel hob und zu Boden warf, versank dieser bis zu den Knien, hierauf faßte ihn wieder der Teufel und Kollerbslein sank auch bis zu den Knien, nun schwang Kollerbslein den Gegner in der Luft herum und schleuderte den Teufel mit solcher Wucht auf den bleiernen Boden, daß dieser bis zu der Brust hineinsank; Kollerbslein ließ ihm keine Zeit mehr sich herauszuarbeiten, ergriff sein Schwert und versetzte ihm Streich auf Streich. Jetzt verlegte sich der Teufel aufs Bitten, er versprach, ihm die Schwester und die Brüder freizugeben und führte ihn in das Verlies, wo seine Brüder seit vielen Jahren schmachteten. Sie waren schon vom Glende so ausgeborst, daß sie wie schwarze, irdene Topfscherben aussahen, denn der Teufel erhielt sie fortwährend am Leben, indem er ihnen von Zeit zu Zeit einige Nahrung vorwarf. Entrüstet über diesen schauerhaften Anblick, hieb wieder Kollerbslein in des Teufels Leib, worauf dieser versprach, den Brüdern das frühere Aussehen zurückzugeben. Er führte sie in das Schloß, öffnete ein Zimmer nach dem andern und erst im 27. standen zwei Bottiche mit Wasser, der eine mit schwach machendem, der andere mit kräftigem dem Wasser gefüllt. Der Teufel wollte sie von dem schwach machenden Wasser trinken lassen, aber da lief die Schwester herbei und zeigte ihnen

das stark machende Wasser. Nun zwang Kollerbslein den Teufel, vom schwach machenden Wasser zu trinken, während seine Brüder aus dem anderen Bottich schöpften, worauf sie riesenstark wurden. Nun banden sie den Teufel fest mit eisernen Ketten und schlugen ihn zu Tode. Hierauf theilten sie seine aufgehäuften Schätze und kamen bald, der verhängnisvollen Furche folgend, in das Haus ihrer hochbetagten und übergläcklichen Eltern zurück.

Unter angenehmen Gesprächen, scherzend und singend gelangten wir nach Kirlibaba, auch Mariensee genannt, einem vormaligen Silber- und Bleibergwerke, besuchten die Eisenwerke von Jakobeni und hielten in dem anmuthigen Badeorte Dorna watra, an der Mündung des Dorna-



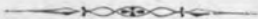
Dorna watra.

flüsschens in die goldene Bistritz, einige Tage fröhliche Rast. Das anmuthige Längenthal, in welchem Dorna liegt, ist von den Häuptern der Bukowinaer, Siebenbürger und Moldauer Hochcarpaten umgeben, deren mehrere an 2000 m hoch sind. Die Berge sind an ihren Abhängen meist mit dichten Wäldern bewachsen, während auf ihren Gipfeln die Wolken rasten und im Thalgrunde die Hütten der Gebirgsbewohner malerisch gruppiert umherliegen. Verleihen die dunklen Höhen ringsum dieser Gegend den Charakter des Erhabenen, so verleiht dagegen die goldene Bistritz dem Dornathale seinen vornehmsten Reiz. Zwischen blühendem Laubwerk und üppigen Wiesengründen hinziehend, zeigt sie in ihrem klaren Spiegel das Abbild des Himmels und von dem Ufer

neigen sich Gräser und duftende Blumen herab, um mit den silberklaren Wellen zu kosen. Siehst du in den Wasserspiegel, so gewahrst du auf mehr als Klaftertiefe jedes Sandkorn auf dem Grunde und wenn reisende Engländer gewöhnlich die Traun als den reinsten Fluss in Europa bezeichnen, so würden wir diesen Herren eine Fahrt auf der goldenen Bistritz anrathen, damit sie sich überzeugen, daß selbst die Fluten der herrlichen Traun von denen der Bistritz an Klarheit übertroffen werden. Ihren Weinamen hat die Bistritz von dem Goldsande, den sie mit sich führt, und den Zigeuner waschen. Der Fluss ist von Dorna aus bereits flößbar und trägt das schönste Schiffsbauholz hinab nach Rumänien.

Die Säuerlinge von Dorna besitzen eine wunderbare Heilkraft und wenn auch das Bad an Comfort nicht gar viel bietet, so ist es noch immer eine glänzende Residenz im Vergleiche mit den meisten siebenbürgischen Badeorten.

Im Jahre 1849 wurde Dorna von dem ungarischen Insurgentengeneral Bem mit Sturm eingenommen, der daselbst mehrere Tage mit seiner Mannschaft campiert hat. — Und nun brechen wir von dem anmuthigen Dorna auf; unser Weg führt über Bojanastampi nach dem Borgopasse, wo wir von der Bukowina und dir, freundlicher Leser, herzlichen Abschied nehmen



Register.

Auf der mit * bezeichneten Seitenzahl befindet sich die bezügliche Illustration.

- | | | |
|---|---|---|
| <p>Alabasterhöhlen in Bileze 142.
 Alexander 22.
 Alwernia 91.
 Andrychów 82.
 August II. 27.
 August III. 27.*</p> <p>Babia-Góra 33.
 Bärenjäger 155*.
 Bärenjagd 157.
 Bäuerinnen aus Dorna watra 171.*
 Balice 90.
 Bathory Stephan 24.
 Berg, rother 108.
 Bestiden 33.
 Biala 35, 78.
 Bialka 109.
 Biecz 122.
 Bielany 90.
 Bistritz, goldene 169.
 Bóbrka 38, 122, 123*, 148.
 Bochnia 97.
 Bogdan der Einäugige 163.
 Bojanastampi 198.
 Bojken 44.
 Boldry 127.
 Bolesław 40, 126.
 Bolesław II. 9.</p> | <p>Bolesław Schiefmund 9.
 Borysław 120, 121, 126.
 Bren 35.
 Brzeżany 139.
 Bubliniszcz 126.
 Buczac 142, 143.*
 Bug 35.
 Burgruine am Dnjester 156*.
 Burtut 152.
 Bystra 112.
 Bystrica 38.</p> <p>Chełmek 83.
 Chorkówka 122.
 Chrobry Bolesław 7.
 Chrzanow 83.
 Chyrów 126.
 Cieszkowice 101.
 Cissów 126.
 Colonisten, deutsche 171.
 Czerna 91.
 Czernelica 150.
 Czernelica, das Schloßthor in 150.*
 Czernowit 178.*
 Czernony Klasztor 114.
 Czernony Wierch 33.
 Czorno-Góra 151, 152.
 Czorsztyn 72, 114.</p> | <p>Czorsztyn und Niedzica 117.*</p> <p>Dabrowa 83.
 Dacien 161.
 Daniel 17.
 Delatyn 33, 40, 151.
 Demetrius 126.
 Deutsche 44, 71.
 Dlubnia 35.
 Dnjester 38, 39.*
 Dnjesterebene 35.
 Dorna watra 197.*
 Dragomirna, Kloster 189.*
 Dragosch 162.
 Drohobycz 120, 126.
 Drohowyż 131.
 Dubiecko 124.
 Duffa 123.
 Duffapafs 33.
 Dunajec 35, 106, 114.
 Dunajec-Ausflufs 109.*
 Dziwożony 81.
 Dziwinia 120.</p> <p>Eisenau 192.
 Eisthalerspitze 112.</p> <p>Falkenfels 115.
 Fanarioten 166.</p> |
|---|---|---|

Faustus Socinus 100.

Fontina alba 186.

Franz Josef I. 167.*

Frysztal 72.

Fußstehn 72, 126.

Ganef 112.

Gerlsdorferpitze 112.

Giewont 112.

Giewont von Zakopane aus 115.*

Góra Białoputna 191*, 194.

Góralen 44, 49.*

Gorlice 72, 120, 122.

Grabhügel 141.

Gregor von Ganof 123.

Gróbel 135.

Grybów 101, 120, 122.

Gumniſko 100.

Gura-Humora 192.

Hadiſfalva 187.

Hale 103.

Halen 104.

Halicz 13, 16, 148.

Hedwig, poln. Königin 21.

Heinrich der Fromme 11.

Heinrich von Anjou 24.

Herbst von Füllenstein 126.

Hermann Wladislaw 9.

Hliboka 186.

Holzflöße auf dem Czereemosz 153.*

Howera 152.

Husiutyn 140.

Huzulen 44, 55*, 152, 171.

Jagiello 18.

Jagiello Wladyslaw 22.

Jakobeni 197.

Jaroslaw 124.

Jaroslaw der Weise 16.

Jasło 120, 122.

Jaszczerówka 40, 108.

Jaworzno 83.

Jazłowiec 142.

Jelen 83.

Johann I. Albrecht 22.

Johann III. Sobieski 25*, 26.

Johann Kasimir 26.

Jordanów 81.

Josif II. 165*, 166.

Jraeliten 171.

Juden 44.

Jude, galizischer 73.*

Jwonicz 40, 123.

Kaczka 190.

Kalwarya 82.

Kamionka 101.

Kamut, der polnische 112.

Karaimen 149.

Karpinski Franz 151.

Karpinski-Denkmal 151.*

Kasimir IV. 22.

Kasimir der Große 13, 20.

Kety 82.

Kimpolung 192.

Kirlibaba 197.

Kieczany 120.

Kieparów 134.

Klima 40.

Klimont 187.

Kloster, rothes 114, 119.*

Kmeten 10.

Kolo 71.

Koleda 63.

Koſomyja 151.

Koſomyjka 71.

Komarno 135.

Konopkówna 40, 140.

Koropiec 38.

Koraszów 150.

Koſal 71.

Koſaken 19.

Koscielisko 107.

Koscieliskothal 106.

Kosciusko 30, 31.*

Koſów 40, 120.

Koſów 158.

Kozi Wierch 33.

Kraſau 83.

Kraſau, Republik 32.

Kraſowia 70.

Kraſus 5.

Kraſuszen 44, 45*, 47.*

Kraſieci Źgnaz 124.

Kraſiecin 124.

Krone 115.

Kroſcienko 102.

Kroſno 72, 122.

Krynica 40, 118.

Krynice 124.

Krynau 112.

Krzeszowice 40, 83.

Kuczurmare 186.

Kulparków 134.

Kumanen 161.

Kuty 158.

Kancorona 72, 82.

Kancut 72, 124.

Landrücken, uralisch - ſarpatischer 34.

Laszkowice 140.

Leſiten 6.

Leg 35.

Lemberg 131.

Leſzczynski Stanislaw 27.

Leſzajet 124.

Librantowa 120.

Lipa, die faule 38.

Lipa, die goldene 38.

Lipowice 91.

Lippowaner 169, 186.

Liſto 97.

Lobzów 90.

Lomnica 38, 112.
 Łopata polska 118.
 Louisenthal 192.
 Lubień 40, 135.
 Ludwig der Große 21.
 Lufwa 38.
 Lupu, Bassius 166.
 Łużan 178.

Maków 81.
 Mazur 69.
 Mazuren 6, 44.
 Medyka 124.
 Meerange 109, 111.*
 Miesztyn 72, 100.
 Mieczysław I. 7.
 Mieczysław II. 9.
 Mikulšice 140.
 Mineralquellen 40.
 Mołdawa 169.
 Mongolen 17, 161.
 Mongolensturm 10.
 Mościska 124.
 Muszyna 101, 118.
 Myślenice 81.

Nadwórna 150.
 Nadwórna, Schloßruine 149.*
 Nepokołów 178.
 Neumarkt 102.
 Niclava 38.
 Niedzica 114.
 Novi, Johannes 191.

Obertyn 150.
 Ofocim 97.
 Oleśa Dobosz 153.
 Opryszki 152.
 Ornoł 106.
 Oswiecim 82.
 Otynia 150.

Petraschiv 152.

Petroleum 170.
 Petroleumquellen 120.
 Piaśń 6.
 Pievinen 114.
 Pilzno 72.
 Píp-Twan 152.
 Piwniczna 117.
 Podgórze 90.
 Podhale 103.
 Podhalanen 44, 51, 103.
 Podolien 34.
 Podolier 44.
 Podzamec 142.
 Pokutien 34.
 Polanen 6.
 Polen 44.
 Polhora 79.
 Polonaise 69.
 Polski Grzebień 112.
 Poniatowski, Stanisław August 28.
 Poprad 35.
 Poštołowa 140.
 Pozoritta 192.
 Pradnik 35.
 Prut 35.
 Przemsza 35.
 Przemyśl 124, 125.*
 Przeworski 124.
 Putna 188.
 Pyłzna 106, 107.*

Raba 35.
 Rabathal 81.
 Rabla 40.
 Rabsztyn 72.
 Radautz 187.
 Rarech, Peter 164.
 Regle (Riegel) 41, 103, 104.
 Richeza 9.
 Rumänen 171.
 Romanów 141.

Romanowiczyn 17.
 Rostokthal 106.
 Ruthenen 15, 44, 54.
 Rzegeńów 40, 117.
 Rzeszów 123.
 Rzyh 112.
 Rytro 117.

Sadagóra 178.
 Salzquellen 125.
 Sambor, Alt- 126.
 Sambor, Neu- 126.
 San 35.
 Sandec, Alt- 102.
 Sandec, Neu- 101.
 Sanok 123.
 Schipot 194.
 Schloßberg bei Lemberg 34.
 See, gefrorener, und Zawat 113.*
 See, der schwarze 112.
 Seret 38, 169, 186.
 Sieniawa 124.
 Sigismund I. 21,* 22.
 Sigismund II. 22, 23.*
 Sigismund III. 19, 26.
 Sissawa 105,* 106.
 Siwka 38.
 Skawa 35, 81.
 Skawina 35, 91.
 Słobódka rongońska 120, 121.
 Smereczny 106.
 Smolnica 38.
 Sniatyn 158.
 Sobień 97.
 Sobótka 68.
 Solonica (Falkenfels) 115, 121.*
 Sofa 35.
 Stanisław 149.
 Stephan d. Große 162.
 Strwiaz 38.
 Struj 38, 126.

Strypa 38.
 Strzyżów 123.
 Studzienka 115.
 Styr 35.
 Sümpfe und Moräste 40.
 Sucha 81.
 Suczawa 169, 190.
 Suczawafall bei Schipot 193.*
 Suczawica 188.
 Swiatkowska 116.
 Swida 38.
 Swiderz 38.
 Swinnica 33, 112.
 Swoszowice 40.
 Szafasse 52.
 Szczakowa 83.
 Szczawnica 40, 116.
 Szczepanów 97.
 Szczeska 38.
 Szko 40.
 Szlachta 10.

Tarnopol 140.
 Tarnów 98, 99.*
 Tarnowski Jan 98.
 Tataren 161.
 Tatra 33, 103.
 Tatraseen 109.
 Taufgebräuche bei den Ru-
 thenen 62.

Teiche 38.
 Tenczyn 90.
 Tenczynel 83, 90.
 Tumacz 150.
 Tumaczek 38.
 Tomanowa polska 106, 108.
 Trembowla 140.
 Trembowla, Ruine des
 Schlosses 141.*
 Truchanów 127.
 Turnie 103, 104.
 Tylicz 40.
 Tymbark 72.
 Tyniec 91.

Ulanów 124.
 Ulaszkowce 142.
 Urzys 127.
 Uście solne 97.
 Uszwica 35.

Ureckerpafs 33.
 Volksfeste 63.
 Volkslieder 60.

Wadowice 82.
 Waldburpaten 33.
 Wanda 5.
 Warschau, Herzogthum 32.
 Wafa Sigismund 24.
 Warvel 87.

Weichsel 35.
 Weichselebene 35.
 Weichselroben 6.
 Wereszycza 38.
 Wieliczka 91, 93.*
 Wielfa Roszysa 33.
 Wilga 35.
 Winniki 135.
 Wisoka 35.
 Wisnicz 97.
 Wladimir der Große 16.
 Wladyslaw III. 22.
 Wladyslaw IV. 26.
 Wladyslaw Lokietek 12, 13.
 Wolowicz 33.
 Wysoka 112.
 Wysona 40.

Zakopane 103.
 Zamarstynów 134.
 Zator 82.
 Zawrat 112.
 Zbaraż 140.
 Zbrucz 38.
 Zloczów 139.
 Zólkiew 135.
 Zolkiewski Stanislaw 135.
 Zórawno 148.
 Zubrzad 38.
 Zywiec (Saybusch) 78, 79.





30✓

JOHANNES SCHRÖDER
WIEN, II. KUNSTMARKT 197